



Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit

Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria

■ **Schwerpunkt** „Gender, Queerness und Soziale Arbeit – Neuere Debatten zu Zusammenhängen von Sexualität(en), Macht und Herrschaft“

Main Topic: “Gender, Queerness and Social Work – Recent debates on the relationships between sexualities, power and domination”

Queere Professionalisierung Sozialer Arbeit: postheteronormative Perspektiven.

„Zwei Mädels kann ja eh nicht viel passieren“ – Queere Jugendliche und der Umgang pädagogischer Fachkräfte der stationären Erziehungshilfe mit sexuellen Kontakten und Paarbeziehungen in der Einrichtung.

Implementing a Queer Pedagogy and Freire’s Critical Dialogue – Lessons from the LGBTIQ+ Community in Xalapa, Veracruz.

LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit – queere Erfahrungen und intersektionale Perspektiven für die Soziale Arbeit.

Agency von trans* Jugendlichen im Umgang mit Diskriminierung in der Schule.

„Die große Frau“ oder „die große Buhlerin“ – Konstruktion (weiblicher) Geschlechtlichkeit im Kontext der akademischen Pädagogik im Salzburg der Nachkriegszeit am Beispiel des (Religions-)Pädagogen Leopold Prohaska.

■ Allgemeine Beiträge | *General Articles*

■ Buchbesprechungen | *Book Reviews*

Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit

Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria

Herausgeber:innen / Editors: Birgit Bütow (Paris Lodron University of Salzburg, Austria), Ulrike Loch (University of Bozen-Bolzano, Italy), Eberhard Raitelhuber (Bertha von Suttner Private University, St. Pölten, Austria), Hannelore Reicher (University of Graz, Austria), Stephan Sting (University of Klagenfurt, Austria) sowie als ständiger Gast / along with permanent guest editor Christina Lienhart (MCI International University Innsbruck, Austria).

Wissenschaftlicher Beirat / Advisory Board: Petra Bauer (University of Tübingen, Germany), Fred Berger (University of Innsbruck, Austria), Bernd Dollinger (University of Siegen, Germany), Susanne Elsen (University of Bozen-Bolzano, Italy), Catrin Heite (University of Zurich, Switzerland), Ivana Jeđud Borić (University of Zagreb, Croatia), Ute Karl (Protestant University of Applied Sciences Ludwigsburg, Germany), Alenka Kobolt (University of Ljubljana, Slovenia), Jacob Kornbeck (European Commission, Belgium), Eva Křížová (Karl's-University Prague, Czech Republic), Karin Laueremann (BISOP Federal Institute for Social Pedagogy, Baden bei Wien, Austria), Bożena Majerek (Pontifical University of John Paul II in Cracow, Poland), Andrea Nagy (University of Bozen-Bolzano, Italy), Martina Richter (University of Duisburg-Essen, Germany), Steve Stiehler (OST – Ostschweizer Fachhochschule, Switzerland), Michael Tetzler, Darja Zaviršek (University of Ljubljana, Slovenia), Maren Zeller (OST – Ostschweizer Fachhochschule, Switzerland)

Redaktion / Editorial Office: Eberhard Raitelhuber (Redaktionsleitung / Co-Editor-in-Chief), Birgit Bütow (Redaktionsleitung / Co-Editor-in-Chief), Annalena Fritzenwallner (Redaktionsmitarbeit / Editorial Assistance), Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit – Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria (OeJS); Paris Lodron University of Salzburg, Department of Educational Science, Erzabt-Klotz-Str. 1, 5020 Salzburg, Austria; oejs@plus.ac.at.

Informationen zur Manuskriptgestaltung finden Sie auf der Redaktionsseite des ÖJS unter „Hinweise für Autor:innen“: www.plus.ac.at/oejs.

The format guidelines can be found at the website of the editorial office under the heading “Guidelines for Authors”: www.plus.ac.at/oejs (for English press EN).

Verlag / Publisher: Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, D-69469 Weinheim

Anzeigen / Advertising: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, D-69441 Weinheim, Tel.: +43 6201/6007-386, Fax: +43 6201/6007-9331, Email: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement und Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: +43 6201/6007-330, Fax: +43 6201/6007-9331, Email: medienservice@beltz.de

Bezugsbedingungen / Terms of Purchase: Jahresabonnement Euro 24,95 zzgl. Versand, Einzelheft Euro 29,95.

Der Gesamtbezugspreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (1 Heft).

Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabonnementsende.

Dies ist eine Open Access Veröffentlichung die unter den Bedingungen der CC BY ND NC Lizenz verbreitet wird. Diese Lizenz erlaubt die nicht-kommerzielle, unveränderte Weiterverbreitung des vollständigen Werkes unter der Nennung des veröffentlichenden Verlages und des Urhebers. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts und der genannten CC Lizenz ist ohne die Zustimmung des Verlags nicht zulässig und strafbar.

Creative Commons License: CC BY ND NC

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-8154-1

ISSN 2628-4502

Gefördert durch die Paris Lodron Universität Salzburg
und die Fakultät für Bildungswissenschaften,
Universität Innsbruck, www.uibk.ac.at

Funded by the Paris Lodron University of Salzburg and the Faculty of Educational Sciences,
University of Innsbruck,

www.uibk.ac.at



Inhalt / Content

Schwerpunkt „Gender, Queerness und Soziale Arbeit – Neuere Debatten zu Zusammenhängen von Sexualität(en), Macht und Herrschaft“

Main Topic: “Gender, Queerness and Social Work – Recent debates on the relationships between sexualities, power and domination”

Einführung in den Schwerpunkt „Gender, Queerness und Soziale Arbeit – Neuere Debatten zu Zusammenhängen von Sexualität(en), Macht und Herrschaft. Historische Entwicklungen und Überblick“	3
<i>Introduction to the main topic “Gender, Queerness and Social Work – Recent debates on the relationships between sexualities, power and domination. Historical developments and overview”</i>	18

Beiträge zum Schwerpunkt / Main Topic

Jutta Hartmann, Mart Busche

Queere Professionalisierung Sozialer Arbeit: postheteronormative Perspektiven.

Queer professionalisation of social work: post heteronormative perspectives. 32

Yannik Zengler

„Zwei Mädels kann ja eh nicht viel passieren“ – Queere Jugendliche und der Umgang pädagogischer Fachkräfte der stationären Erziehungshilfe mit sexuellen Kontakten und Paarbeziehungen in der Einrichtung. *“Nothing much can happen between two girls anyway” – Queer adolescents and how employees in residential youth care facilities deal with sexual contacts and couples in the organization.* 52

Emma Bailey, Bernabé Zuvirie

Implementing a Queer Pedagogy and Freire’s Critical Dialogue – Lessons from the LGBTIQ+ Community in Xalapa, Veracruz. 73

<i>Claudia Steckelberg, Naemi Eifler</i> LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit – queere Erfahrungen und intersektionale Perspektiven für die Soziale Arbeit. <i>LGBTIQ+ and homelessness – queer experiences and intersectional perspectives for social work.</i>	93
<i>Sannik Ben Dehler</i> Agency von trans* Jugendlichen im Umgang mit Diskriminierung in der Schule: Erweiterte Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten durch verbündete Gesprächsräume. <i>Young trans people’s agency in dealing with discrimination at school: Extending possibilities for interpretation and action through supportive discussion spaces.</i>	113
<i>Anna-Maria Penetsdorfer</i> ,Die große Frau‘ oder ‚die große Buhlerin‘ – Konstruktion (weiblicher) Geschlechtlichkeit im Kontext der akademischen Pädagogik im Salzburg der Nachkriegszeit am Beispiel des (Religions-)Pädagogen Leopold Prohaska. ,Die große Frau‘ or ‚die große Buhlerin‘ – Construction of (female) gender in the context of academic pedagogy in post-war Salzburg using the example of the (religious) pedagogue, Leopold Prohaska.	134
Allgemeine Beiträge / General Articles	
<i>Natalie Grimm, Kai Marquardsen, Andreas David Schmidt</i> Prekäre soziale Lagen als Gegenstand der Sozialen Arbeit. <i>Precarious social situations as a subject of Social Work.</i>	155
Buchbesprechungen / Book Reviews	
Mike Laufenberg (2023). Queere Theorien zur Einführung. 2. Auflage (300 Seiten). Hamburg: Junius Verlag. (<i>Robert Koglek</i>)	177
Christina Lienhart (2024). Vom Heim nach Hause: Herstellungs- leistungen von Familie bei Rückkehrprozessen aus stationären Erziehungshilfen (394 Seiten). Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich. (<i>Kay Biesel, Jana Osswald</i>)	182
Marina Della Rocca (2024). Beratung von Migrantinnen in Gewalt- situationen. Ethnographie der Frauenhausarbeit in Südtirol (233 Seiten). Opladen: Verlag Barbara Budrich. (<i>Ursula Unterkofler</i>)	187
Kurzinfos zu den Autor:innen / Bio-sketches of authors	193

Birgit Bütow, Flavia Guerrini, Robin K. Saalfeld,
Tanja Vogler

Gender, Queerness und Soziale Arbeit – Neuere Debatten zu Zusammenhängen von Sexualität(en), Macht und Herrschaft. Historische Entwicklungen und Überblick

Wenn wir heute davon ausgehen können, dass Geschlecht sich als kritisch-analytische und epistemologische Kategorie insbesondere in den Sozialwissenschaften wie auch in der Sozialen Arbeit etabliert hat und für ganz unterschiedliche Denktraditionen, theoretische Konzepte und Analyseperspektiven steht, dann ist dies das Resultat längerer historischer Entwicklungen von sozialen Bewegungen und Diskursen in Wissenschaften, Öffentlichkeit und Praxis. Die frühen Frauenbewegungen¹, oft als „erste Welle“ oder als „alte Frauenbewegungen“ bezeichnet, spielten beispielsweise eine entscheidende Rolle für die Professionalisierung der Sozialen Arbeit: Vor allem Frauen aus dem Bürgertum, die aufgrund sekundärpatriarchaler Strukturen aus der Erwerbsarbeitssphäre ausgeschlossen und auf die Rollen von Hausfrau und Mutter beschränkt waren (Beer, 2010), konnten im Zuge der frühen Frauenbewegungen Programme und Einrichtungen etablieren, die schließlich zur Entstehung des „sozialen Frauenberufs“ führten (Hering, 2006). Auch davor engagierten sich Frauen bereits in der freien Wohlfahrtspflege, oft in ehrenamtlicher Form. Aufgrund ihres Ausschlusses auch aus dem Bildungswesen gab es allerdings nur vereinzelt wissenschaftliche Auseinandersetzungen um die Lebensrealitäten und Rechte von Frauen. Erst mit der zweiten – mitunter auch „neue Frauenbewegung“ genannt –, die ab den 1960er-Jahren aufkam, gewann die wissenschaftliche Betrachtung von Geschlechterverhältnissen weiter an Bedeutung und etablierte Geschlecht schließlich als zentrale Kategorie sozialwissenschaftlicher Forschung.

1 Wir sprechen hier im Plural, um die Vielfalt sozialer Positionierungen der Beteiligten sowie von Themen zu verdeutlichen, die Frauen in Projekten und Aktionen bearbeiteten, und einer homogenisierenden Sichtweise auf die teils sehr unterschiedlichen Entwicklungen innerhalb der Frauenbewegungen entgegenzuwirken.

Impulse aus den neuen Frauenbewegungen, die mit vielen gesellschaftlichen Tabus gegenüber Frauen brachen, geschlechterhierarchische Bedingungen in der Gesellschaft öffentlich skandalisierten und bis dato geltende Weiblichkeitsnormen infrage stellten (Maurer, 2022), waren von immenser Bedeutung für die Wissenschaft: Die sich seit den 1970er-Jahren entwickelnde Frauen- und Geschlechterforschung hat aufgedeckt, dass und wie Geschlecht als soziale Kategorie die Gesellschaft strukturiert und historischen Veränderungen unterliegt. Auch die Soziale Arbeit profitierte von diesen Erkenntnissen und etablierte neue Tätigkeitsfelder, die beispielsweise auf die spezifische Lebenslage von Mädchen und Jungen eingingen. Lebensbedingungen und Sozialisationsanforderungen wurden als geschlechtsspezifisch und geschlechterkonstituierend herausgestellt und reflektiert. Es entstanden neue Angebote wie die feministisch-parteiliche Mädchenarbeit, die auf die Förderung von Gleichberechtigung und die Schaffung sicherer Räume abzielten (Hartwig & Muhlak, 2006, S. 88). Dabei lag ein Schwerpunkt der pädagogischen Bemühungen auf Selbstverteidigung und dem Schutz von Mädchen vor Gewalt. Erst später entstand auch eine kritische Jungenarbeit.

Die Interventionen von Schwarzen, migrantischen, lesbischen, transgeschlechtlichen, jüdischen und ‚Krüppelfrauen‘ in die Frauenbewegungen (vgl. Ayim et al., 1993; Boll et al., 1985; FeMigra, 1994; Hark, 1989; Heine, 1994; Koyama, 2003; Oguntoye et al., 1986; Wassy, 1985) ebneten den Weg für Fragen nach der gegenseitigen, intersektionalen Durchdringung von „Achsen der Ungleichheit“ (Klinger et al., 2008). Diese Entwicklungen waren wichtige Inspirationen für Forschungsrichtungen, die daraus hervorgingen oder eng damit verbunden waren, wie die *postcolonial studies*, die *queer studies* oder die *disability studies*. In den 1980er-Jahren wurde das bis dahin eher strukturtheoretische Verständnis von Geschlecht zum einen um ethnomethodologische Ansätze ergänzt. Mit dem Konzept des *doing gender* etablierte sich eine Sichtweise, die Geschlecht als relationale Kategorie begreift, die im sozialen Vollzug fortwährend hergestellt wird (West & Zimmerman, 1987). Interaktionistische Zugänge konzentrieren sich darauf, wie Geschlecht in alltäglichen sozialen Interaktionen situativ entsteht. Diese Perspektive – inspiriert von differenzierten Auseinandersetzungen um Missverständnisse und Verkürzungen (vgl. z. B. Gildemeister, 2021) – führte im Bereich der Sozialen Arbeit zu einer kritischen Reflexion des *doing gender* innerhalb der eigenen pädagogischen Praxis und Arbeitsstrukturen (Ludwigs, 2024).

Parallel dazu entwickelten sich zum anderen dekonstruktivistische Ansätze, die sich an den Arbeiten von Michel Foucault (1976) und Judith But-

ler (1991) orientierten und Geschlecht aus einer diskurs- und machttheoretischen Perspektive betrachten. Diese Analysen problematisieren normative Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität und untersuchen die Machtstrukturen, die Geschlechter-, aber auch Sexualitätskategorien diskursiv stabilisieren und regulieren. Anders als das Konzept von *doing gender*, das die interaktive Herstellung dieser Kategorien im Alltag analysiert, setzen dekonstruktivistische Perspektiven bei den übergreifenden gesellschaftlichen Diskursen und Normen an, die Geschlecht und Sexualität als vermeintlich fixe und „natürliche“ Kategorien erscheinen lassen.

In diese poststrukturalistische Linie reihen sich queertheoretische Perspektiven ein, die stark mit sozialen Bewegungen verknüpft sind: Insbesondere in den USA, von wo der Begriff ‚queer‘ und die theoretische Bewegung auch in den deutschsprachigen Raum gelangten, spielte der AIDS-Aktivismus der 1980er- und 1990er-Jahre eine zentrale Rolle in der Kritik an (Hetero-) Normativitäten (Hark, 2005; Vogler, 2022). Die *queer studies* richten den analytischen Fokus nicht so sehr auf die konkreten Lebensbedingungen von vermeintlich ‚abweichenden‘ Subjekten, sondern auf die Heteronormativität selbst: Sie lenken den Blick auf die Normen der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit und deren Naturalisierung, die als strukturierende Kräfte in westlichen Gegenwartsgesellschaften wirken und soziale Ausschlüsse sowie Ungleichheiten erzeugen und stabilisieren (Bitzan & Schirmer, 2022, S. 16; Laufenberg, 2022). Auf diese Weise öffnen die *queer studies* den Raum für empirische und theoretische Auseinandersetzungen, die die Machtverhältnisse und gesellschaftlichen Hierarchien beleuchten, die sich durch und in der binär und dichotom organisierten diskursiven Struktur von Geschlecht und Sexualität – auch als heterosexuelle Matrix bezeichnet – manifestieren (Bauschke-Urban et al., 2016, S. 7). In deren Folge haben sich Geschlecht und Sexualität als Analysekatgorien immer weiter ausdifferenziert und verflüssigt (vgl. Lenz, 2012) – und somit neue Perspektiven eröffnet.

Etwa zeitgleich mit den *queer studies* entwickelten sich die *trans*^{*2} und *inter*^{*} *studies* aus und mit dem politischen Aktivismus von inter- und transgeschlechtlichen Menschen (Mader et al., 2021, S. 7 ff.). Während es den *queer studies* um eine Dekonstruktion der heterosexuellen Matrix geht,

2 Das Sternchen bei *trans*^{*} und *inter*^{*} dient als Platzhalter für vielfältige Endungen bzw. Komposita, um eine Inklusion möglichst vieler Menschen bzw. Positionierungen unter die beiden Begrifflichkeiten zu ermöglichen. Um diesen Diskurs sichtbar zu machen, haben wir nicht, wie sonst im ÖJS üblich, den Doppelpunkt verwendet.

richten die *trans** und *inter** *studies* ihren Blick auf die lebensweltlichen Erfahrungen und Körperpolitiken von *trans** und *inter** Personen und betonen dabei mitunter die Unterschiede zu Queerness als theoretischem und eher sprachwissenschaftlichem Konzept (Saalfeld, 2020, S. 177 ff.). Für einige Forscher:innen und Aktivist:innen stehen die *trans** und *inter** *studies* daher neben oder sogar außerhalb der *queer studies*, um ihre besonderen Anliegen und Perspektiven hervorzuheben. Kennzeichnend für beide Forschungsfelder ist eine nicht-pathologisierende und medizinkritische Haltung, die wissenschaftliche Erkenntnisse häufig von, für und mit *trans** und *inter** Personen gewinnt (Mader et al., 2021, S. 16). Lebensweltliche Erfahrungen werden dabei als Expert:innenwissen dezidiert anerkannt, und es kommt zu einer fruchtbaren Verbindung aus lebensweltlicher Erfahrung, politischem Engagement und akademischer Forschung (Baumgartinger, 2017). Die *trans** und *inter** *studies* wenden sich entschieden gegen die Medikalisierung und normierende chirurgische Praxis an intergeschlechtlichen Körpern sowie gegen die Psychopathologisierung und die Deutungshoheit von Medizin und Psychologie in Fragen geschlechtlicher Identifizierung und ihrer Verkörperungsweisen und kritisieren die fehlende Teilhabe auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Im deutschsprachigen Raum sind die *trans** und *inter** *studies* noch wenig institutionalisiert. In der Sozialen Arbeit zeigt sich jedoch eine zögerliche ‚Sozialpädagogisierung‘ von Transgeschlechtlichkeit, die auf aktivistische Impulse zurückgeht. Dies wird deutlich in spezifischen *trans**bezogenen Angeboten sowie in teils institutionalisierten Community-Organisationen und Projekten, die neben Angeboten für *trans** Personen auch politische Lobbyarbeit leisten, Fachkräfte sensibilisieren und für geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der Sozialen Arbeit weiterbilden (Schirmer, 2022). In abgeschwächter Form ist auch eine Sozialpädagogisierung von Intergeschlechtlichkeit zu beobachten, wenngleich der Institutionalisierungsgrad hier noch geringer ausfällt (Hechler, 2015). Diese Entwicklungen dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Lebensweisen jenseits der Heteronorm im Feld der Sozialen Arbeit nach wie vor weitgehend unsichtbar bleiben, trotz der wachsenden öffentlichen Anerkennung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt.

All diese Entwicklungen müssen für die Soziale Arbeit zumindest benannt werden, bildet jene doch im Vergleich zu anderen Disziplinen eine komplexe Form der „Grenzbearbeitung“ gesellschaftlicher Konflikt- und Problemlagen in den Spannungsfeldern von Sozialpolitik, Disziplin, Profession/professionellem Handeln bzw. Professionalisierung, Institutionen und Adressat:innen (Bütow, 2018; Maurer, 2018). Hier die gesamte Bandbreite von Debatten und Diskursen ausgehend von den Schlagworten Gender und

queer in den genannten Spannungsfeldern der Sozialen Arbeit darzustellen, würde den Rahmen dieses Überblicks sprengen. Übergreifend kann allerdings herausgestellt werden, dass Gender und queer für die (kritische) Soziale Arbeit wichtige Reflexionskategorien in der Auseinandersetzung um soziale Differenzen und soziale Probleme, um Ein- und Ausschluss bei sozialen Hilfen sowie im Umgang mit Normierung und Normalisierung sind. Dabei spielen die Kritik der Verhältnisse in Bezug auf Gender und die in Institutionen eingeschriebenen Normen von Heterosexualität und Binarität eine zentrale Rolle (vgl. z. B. Höblich & Goede, 2021). Debatten über queere Perspektiven im professionellen Handeln haben in der jüngeren Vergangenheit an Bedeutung gewonnen (vgl. z. B. Brodersen, 2024; Groß, 2020; Hartmann, 2014; Perko & Czollek, 2022). Gleichzeitig muss für die Soziale Arbeit als Profession festgehalten werden, dass es sich um einen Frauenberuf handelt, der wie alle Care-Berufe nach wie vor strukturelle Muster von Hierarchisierungen und ungenügender gesellschaftlicher Anerkennung aufweist (vgl. Bereswill & Ehlert, 2017).

In der Sozialen Arbeit zeigt sich demnach ein vielfältiges Bild bezüglich der Frage nach Gender und Queerness. Weitere Aspekte können wie folgt skizziert werden: In letzter Zeit haben *erstens* theoretische Perspektiven an Bedeutung gewonnen, die eine erneute Essenzialisierung von Geschlecht und Sexualität in einer binären und dichotomen heteronormativen Geschlechterordnung problematisieren. So gewinnen queere Theorien, *trans** und *inter** studies, aber auch die Kritische Männlichkeitsforschung zunehmend Bedeutung in der sozialpädagogischen Arbeit (z. B. Q:WIR Jugendzentrum, Poika – Verein zur Förderung von gendersensibler Bubenarbeit in Wien, Var.Ges Beratungsstelle für Variationen der Geschlechtsmerkmale).

Zweitens sind verschiedene sozio-kulturelle Unterstützungsangebote rund um pluralisierte Sexualitäten, geschlechtliche Identifizierungen und Verkörperungen entstanden. Hierzu gehören beispielsweise spezifische Wohnprojekte für queere Senior:innen oder Weiterbildungsangebote für Fachpersonal, um für queere Lebensrealitäten zu sensibilisieren. Auch Beratungsstellen für trans-, intergeschlechtliche und nicht-binäre Menschen nehmen zu, ringen jedoch kontinuierlich um (Weiter-)Finanzierung. Im Juni 2024 wurde zudem in Wien das erste queere Jugendzentrum in Österreich eröffnet. Die Frauen- sowie die LGBTIQA*-Bewegungen haben eine „grundlegend[e] Veränderung von Wissen und Handlungsstrategien in der Sozialen Arbeit“ (Ehlert, 2016, S. 217) bewirkt. Gleichzeitig sind sexistische, queer- und transfeindliche Handlungen und Praktiken auch im Feld der Sozialen Arbeit sichtbarer und sagbarer geworden (Kasten et al., 2022,

S. 15): Gesamtgesellschaftlich gehen diese Entwicklungen jedoch mit einem wachsenden Zuspruch zu sexistischen, queer- und transfeindlichen sowie rassistischen Einstellungen und einer Rückkehr zu völkisch-nationalem Gedankengut einher, die neue Formen antifeministischer Bewegungen und Politiken fördern (Hark & Villa, 2015). In den Feldern der Antidiskriminierungsarbeit, der geschlechterreflektierenden Pädagogik und der Sexualpädagogik haben sich antifeministische Diskurse festgesetzt: Eine schwache institutionelle Verankerung, zurückliegende Missbrauchsskandale und Lücken in der Ausbildung schaffen hier einen Nährboden für entsprechende ideologische Einflüsse (Oldemeier et al., 2020). Auch die derzeitige Fokussierung der Sexualpädagogik auf die Prävention sexualisierter Gewalt entspricht in Teilen dem antifeministischen Narrativ des ‚bedrohten Kindes‘ (Baader, 2020). Diese Entwicklungen machen deutlich, wie wichtig es ist, geschlechterreflektierende Angebote in der Sozialen Arbeit dauerhaft zu verankern und kontinuierliche politische Bildungsarbeit zu leisten, um Antifeminismus und rechtsextremen Strömungen aktiv entgegenzuwirken (Boehnke et al., 2019; Henninger & Birsl, 2020).

Drittens scheinen heteronormative Vorstellungen nach wie vor universelle Gültigkeit zu beanspruchen, trotz zunehmender gesellschaftlicher Awareness für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Das betrifft zum einen die Wahrnehmung von außerhalb der heterosexuellen und/oder zweigeschlechtlichen Norm stehenden Adressat:innengruppen als „das Andere“. Zum anderen betrifft dies den mitunter unbewussten Bezug auf „starre [...] Rollen und Identitätserwartungen, die einschränkend auf uns selbst und ausschließend auf andere wirken, wenn sie nicht reflektiert und hinterfragt werden“ (Nagy, 2016, S. 57). In der Kinder- und Jugendhilfe zeigt sich dies beispielsweise in der Adressierung von nahezu ausschließlich Müttern hinsichtlich Erziehungsverantwortung und -versagen. Auch der Bezug auf die eigene heterosexuelle Kleinfamilie als Maßstab gelungener Lebensführung dokumentiert die unbewusste Reproduktion von Geschlechter- und Sexualitätsnormen. Darüber hinaus findet in therapeutischen, psychiatrischen oder pflegerischen Einrichtungen nach wie vor eine Tabuisierung „rund um das Sexuelle“ statt, trotz sichtbarer Bemühungen um sexualpädagogische Aufklärung.

Und schließlich, *viertens*, ergeben sich aus dem Zusammenwirken von verschiedenen Generationen von Sozialarbeitenden in Forschung und Praxis aus der geschlechterkritischen Perspektive Fragen, welche Gültigkeit feministisch-parteiliche, queertheoretische, dekonstruktivistische Konzepte und Ansätze (noch) haben und worin Diskussions- und Veränderungsbedarfe bestehen (vgl. Stövesand & Rose, 2024). Eine ganz wichtige Frage

könnte darin bestehen, welche generationsübergreifenden Verständnisse feministischen Denkens und Handelns es gibt und worin mögliche Kontroversen und Missverständnisse bestehen.

Ein besonderer Kristallisationspunkt im Kontext der queer-Debatten dürfte dabei *fünftens* im verschränkten Denken von Sexualitäten und deren Konsequenzen bestehen. Gerade die Fragen nach Sexualität und Körperlichkeit haben die alten wie neuen Frauenbewegungen und feministischen Bewegungen immer wieder gespalten und führten zu Kontroversen. Dies zeigt sich beispielsweise in Schutz- und Hilfekonzepten gegenüber Frauen und Mädchen, die vielfache „Kippunkte“ zwischen Emanzipation und sexueller Selbstbestimmung auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber bewahrpädagogische, paternalistische, heterosexuell-normierende Implikationen und Konsequenzen aufweisen können (vgl. Bütow & Maurer, 2021).

Zum vorliegenden Schwerpunktheft

Mit dem Thema „Gender, Queerness und Soziale Arbeit – Neuere Debatten zu Zusammenhängen von Sexualität(en), Macht und Herrschaft“ war eine breite Fachöffentlichkeit eingeladen, in *theorieorientierten* oder *empirischen* Beiträgen bisherige Befunde zu erweitern und zu vertiefen. Auch Beiträge mit *forschungsethischen* oder *methodisch-methodologischen* Überlegungen und Beiträge, die *historische* oder *gegenwärtige* Anwendungsbeispiele in verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit reflektieren, waren explizit gewünscht, ebenso Beiträge, die weitere Fragestellungen rund um Geschlecht, Queerness – auch in ihren jeweiligen Verschränkungen mit anderen Differenzkategorien – und Soziale Arbeit mit einem Schwerpunkt auf Sexualitäten fokussieren.

Das Ziel des vorliegenden Jahrbuchs ist nicht, die Auseinandersetzungen mit dem Themenkomplex ‚Gender‘ und ‚Queerness‘ in der Sozialen Arbeit in ihrer Bandbreite abzudecken. Dies ist allein deswegen nicht machbar, weil Fragen nach Erfahrungen, Praktiken und Normierungen in Bezug auf Geschlecht und Sexualität(en) alle Praxisfelder Sozialer Arbeit auf unterschiedlichen Ebenen durchdringen (vgl. Sauer et al., 2024). Zu einem stärkeren Fokus auf queere Perspektiven haben die Einreichungen ebenso wie die Entwicklungen im Laufe des Reviewprozesses geführt. Aufgrund der heteronormativen Strukturierung der Gesellschaft – sowie weiter Teile der Sozialen Arbeit – sind diese jedoch stets eng mit ‚Gender‘-Fragen verknüpft, betonen sie doch die diskursive Verwobenheit von binärer Geschlechtlichkeit und Sexualität. Weder kann noch soll ein solcher Fokus spezifisch gen-

der-orientierte Auseinandersetzungen in der Sozialen Arbeit ersetzen. Die Einreichungen zeugen aber von einer zunehmenden Sichtbarkeit von LGBTIQ*-Themen, die nicht immer selbstverständlich war und die aktuell erneut von antifeministischen und queerfeindlichen Strömungen infrage gestellt wird. Dementsprechend erscheint es uns wichtig, diese in den Fachdiskurs einzubringen.

Die Beiträge dieses Sammelbandes umfassen drei Themenkreise: Drei Beiträge stellen die Professionalisierung der Unterstützung von bzw. Arbeit mit queeren Menschen in den Mittelpunkt. Zwei weitere setzen sich mit Lebenswelten und Erfahrungen von Menschen in pädagogischen Institutionen sowie Institutionen der Sozialen Arbeit auseinander. Den Abschluss des Themenschwerpunktes bildet ein historischer Beitrag zur Rekonstruktion patriarchaler Diskurse über (weibliche) Sexualitätsnormen. Im allgemeinen Teil diskutiert ein Beitrag die Relevanz von Prozessen der Prekarisierung für die Soziale Arbeit in theoretischer wie in praktischer Hinsicht.

In jüngerer Vergangenheit ist eine Infragestellung der Selbstverständlichkeit einer universellen Zweigeschlechtlichkeit und der Vorstellung gegebener und lebenslang gleichbleibender Identitäten zu verzeichnen. Ausgehend davon untersuchen Jutta Hartmann und Mart Busche in ihrem Beitrag „Queere Professionalisierung Sozialer Arbeit: postheteronormative Perspektiven“ die (Nicht-)Reproduktion von heteronormativen und binären Strukturen in unterschiedlichen Feldern der Sozialen Arbeit am Beispiel der außerschulischen Jugendbildung, der Prävention sexualisierter Gewalt sowie der Weiterbildung pädagogischer Fachkräfte und schätzen ihr postheteronormatives Potenzial ein. Solche Zugänge haben zum Ziel, in Sozialer Arbeit und Pädagogik heteronormative Verhältnisse zu überschreiten und neue Selbstverständlichkeiten zu initiieren. Gleichzeitig zeigt sich, dass eine vollständige Überschreitung im Rahmen der gegenwärtigen heteronormativen Verfasstheit von Gesellschaft und Institutionen kaum machbar ist und sich auch in den untersuchten Beispielen unreflektierte heteronormative Annahmen finden. Dennoch können sie als wichtige ermöglichende Impulse qualifiziert werden, insbesondere in Verbindung mit heteronormativitätskritischem Wissen und wenn sie zu einem kritischen Reflektieren des Status quo einladen.

Ein weiteres Feld der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik, nämlich stationäre Einrichtungen der Erziehungshilfe, nimmt der zweite Beitrag in den Blick. Yannik Zengler diskutiert in „Zwei Mädels kann ja eh nicht viel passieren“ – Queere Jugendliche und der Umgang pädagogischer Fachkräfte der stationären Erziehungshilfe mit sexuellen Kontakten und Paarbezie-

hungen in der Einrichtung“ erste Ergebnisse aus seinem laufenden Dissertationsprojekt zu Handlungsorientierungen von Fachkräften im Umgang mit zwischenmenschlicher Sexualität der jugendlichen Bewohner:innen. Auf der Grundlage von insgesamt sechs Gruppendiskussionen arbeitet Zengler exemplarisch zwei habitualisierte kollektive Umgangsweisen mit Sexualität heraus und zeigt, wie in diesem Kontext queere Jugendliche in den Blick geraten. Auf der einen Seite werden, bezogen auf das zugrunde liegende Ziel der Schwangerschaftsverhinderung, queere Jugendliche als Herausforderung für die eigene Handlungspraxis diskutiert, da sie die unterstellte Kohärenz zwischen reproduktivem Vermögen, entsprechender Geschlechtsidentität und gegensätzlich ausgerichtetem sexuellen Interesse irritieren. Wenn der zugrunde liegende Fokus jedoch auf einer engen Begleitung von Partnerschaftsgestaltung und Sexualität der Jugendlichen liegt, kommt es zumindest vordergründig nicht zu einer Verbesserung queerer Jugendlicher. Insgesamt zeigt sich jedoch, dass Wissen und Sensibilität hinsichtlich sexueller und geschlechtlicher Vielfalt auf individueller Ebene nicht zwangsläufig zu einer (sozial-)pädagogischen Praxis führen, die den eigenen Ansprüchen gerecht wird.

Bernabé Librado Zuviriv Vázquez und Emma G. Bailey thematisieren in ihrem Beitrag „Implementing a Queer Pedagogy and Freire’s Critical Dialogue – Lessons from the LGBTIQ+ Community in Xalapa, Veracruz“ Soziale Arbeit mit jungen Menschen der LGBTIQ+³ Community auf eine andere, de-institutionalisierte Weise. Sie verorten sich damit innerhalb von Traditionen in Mexiko, wo sich Soziale Arbeit bzw. Sozialpädagogik im Vergleich zu den meisten europäischen Ländern eher weniger in formalisierten, gesetzlich legitimierten Strukturen entwickelt hat. Es sind vielmehr aktivistische Bewegungen, die sich außerhalb staatlicher Strukturen dafür einsetzen, dass sozial benachteiligte Menschen unterstützt werden und Anerkennung erfahren. Von besonderer Bedeutung sind daher regionale bzw. lokale Kontexte, in denen Projekte und non-formale Zusammenhänge von Aktivist:innen und betroffenen Menschengruppen zusammenwirken – zum Teil unterstützt oder im Fall der beiden Autor:innen direkt aus akademischen Institutionen kommend. In solchen lokalen Kontexten haben die beiden Autor:innen für die LGBTIQ+ Community einen Sozialraum, einen nicht-heteronormativen Schutz- und Freiraum initiiert. Mittels der auf Paolo Freire zurückgehenden dialogischen Methode soll es den Teilnehmer:innen möglich sein, sich jenseits heteronormativer Vorgaben zu artikulieren und Anerkennung zu finden. Beide Autor:innen waren die Initiator:innen von

3 Das Zeichen „+“ haben wir von den beiden Autor:innen übernommen.

solchen Gruppen und erforschten diese gleichzeitig im Sinne der Aktionsforschung. Der Beitrag bietet somit Einblicke in Lebenswelten von nicht-heteronormativen Communities. Gleichzeitig kann aufgezeigt werden, welche Möglichkeiten non-formale Settings von Hilfen und Begleitung bieten können, wo sie aber auch Grenzen haben.

Obwohl der gesellschaftliche Diskurs über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt breiter und sichtbarer geworden ist und LGBTIQ* Personen zunehmend offen mit ihrer Identität umgehen, sind sie in vielen Bereichen weiterhin Diskriminierung und Benachteiligung ausgesetzt und erleben nach wie vor Gewalt, Belästigung und Mobbing (FRA – European Union Agency for Fundamental Rights, 2024). Der Beitrag „Agency von trans* Jugendlichen im Umgang mit Diskriminierung in der Schule: Erweiterte Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten durch verbündete Gesprächsräume“ von Sannik Ben Dehler untersucht, wie trans*, inter* und nicht-binäre Jugendliche in Deutschland trotz solcher Herausforderungen ihre Handlungsfähigkeit bewahren. Dehler rekonstruiert anhand qualitativer Interviews, dass die Jugendlichen im schulischen Alltag auf vielfältige Weise Mobbing, Ausgrenzung und Gewalt erfahren und sich diesen Diskriminierungserfahrungen auf unterschiedliche Weise stellen. Dabei analysiert Dehler, wie die Handlungsspielräume der Betroffenen stark davon abhängen, ob pädagogische Fachkräfte bereit sind, Verantwortung im Umgang mit Diskriminierung zu übernehmen und als *allies*⁴ zu agieren. Ausgehend von den konkreten Stimmen der trans* Jugendlichen plädiert der Beitrag für einen Ausbau der schulischen Sozialarbeit, insbesondere durch eine stärkere institutionelle Verantwortungsübernahme bei der Thematisierung von Diskriminierung.

Während LGBTIQ* Personen in vielen gesellschaftlichen Bereichen Diskriminierung und Benachteiligung erfahren, zeigt sich dies besonders deutlich in prekären Lebenslagen wie Wohnungslosigkeit. Der Beitrag „LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit – queere Erfahrungen und intersektionale Perspektiven für die Soziale Arbeit“ von Claudia Steckelberg und Naemi Eifler untersucht Wohnungslosigkeit als soziales Problem aus einer intersektionalen Perspektive und beleuchtet die spezifischen Risiken und Bedarfe, die LSBTIQ+ Personen in diesem Kontext haben. Anhand konkreter Empirie (qualitative Interviewstudie) wird aufgezeigt, wie Queerfeindlichkeit und weitere Diskriminierungsformen wie Klassismus und

4 Unter Allyship werden solidarische Praktiken von Personen in privilegierten und machtvollen Positionen – sogenannten *allies* – gegenüber weniger privilegierten oder marginalisierten Personen(-gruppen) verstanden.

Rassismus in der Erfahrung von Wohnungslosigkeit zusammenwirken und deren Folgen verschärfen. Die Studie gibt zudem wertvolle Hinweise darauf, wie die Soziale Arbeit in der Wohnungslosen- und Jugendhilfe auf die Bedarfe queerer Personen angemessen eingehen kann.

Der letzte Beitrag im Schwerpunktheft, „Die große Frau‘ oder ‚die große Buhlerin‘ – Konstruktion (weiblicher) Geschlechtlichkeit im Kontext der akademischen Pädagogik im Salzburg der Nachkriegszeit am Beispiel des (Religions-)Pädagogen Leopold Prohaska“ von Anna-Maria Penetsdorfer, beschäftigt sich mit der katholischen Salzburger Sexualpädagogik der 1950er-/60er-Jahre. Penetsdorfer analysiert in ihrem Beitrag ausgehend von der wissenssoziologischen Diskursanalyse das Hauptwerk des Religionspädagogen Leopold Prohaska, der in der Nachkriegszeit zentraler und damit wirkmächtiger Akteur der Salzburger Pädagogik war. Im Artikel wird sprachlich-diskursiv rekonstruiert, wie in Prohaskas Werk eine binäre hierarchisch-organisierte Zweigeschlechtlichkeit hervorgebracht und in einer natürlichen Ordnung begründet wird. Dieses Geschlechterwissen ist, wie Penetsdorfer zeigt, einerseits Teil eines in den 1950er-/60er-Jahren dominanten Sexualkonservatismus und hat sich andererseits aufgrund Prohaskas zentraler Stellung in der Salzburger Pädagogik dort in Folge verfestigt.

Ein solches ‚framing‘ – also die Einbettung der Geschlechterordnung in einen säkularisierten naturalistischen (nicht göttlichen) Rahmen – gilt auch als ideologischer Wegbereiter aktueller antifeministischer und queer-feindlicher Strömungen (Hark & Villa, 2015; Wielowiejski, 2024). Damit verweist der Artikel auf eben jene institutionalisierten diskursiven Herstellungsprozesse von Geschlecht, gegen die sich die Frauen- und queeren Bewegungen der 1970er-/80er- und 1990er-Jahre gewandt haben und die ‚Gender‘ und ‚queere‘ Perspektiven in der Sozialen Arbeit bis heute herauszufordern versuchen.

Im *allgemeinen Teil* stellen Natalie Grimm, Kai Marquardsen und Andreas David Schmidt prekäre soziale Lagen als Gegenstand der Sozialen Arbeit in den Mittelpunkt ihres Beitrages. Während es in der Historiografie der Sozialen Arbeit unstrittig ist, dass soziale Benachteiligung und Armut zentrale Ausgangspunkte der Profession und der Professionalisierung sind, kann die gegenwärtige Relevanz von prekärer Alltagsführung zur Begründung sozialpädagogischer Interventionen durchaus kontrovers diskutiert werden. Bereits im sechsten Schwerpunktheft des ÖJS (vgl. Bütow, Knecht, Krizova & Reicher, 2024) konnte herausgearbeitet werden, dass Prekarität ein komplexes, gesellschaftliches Phänomen ist, das sich nicht nur auf bestimmte Gruppen von Menschen oder lediglich materielle Notlagen und Einschränkungen bezieht, sondern wesentlich weiter zu fassen ist. Im vor-

liegenden Beitrag wird das Augenmerk auf Bewältigungsmuster in der Alltagsführung bei prekären Erwerbs- und Lebensbedingungen gelegt und anhand einer qualitativen Studie empirisch untersucht. Somit werden Menschen in prekären Lagen nicht als passive „Erleider:innen“ erfasst, sondern in ihren Bemühungen um Handlungsfähigkeit. Für die Soziale Arbeit ist dies von immenser Bedeutung, denkt man Interventionen nicht einseitig-normativ von der Seite der (passiven) Bedürftigkeit her, sondern sucht Ansatzpunkte, wo sozial Benachteiligte unterstützt werden können. Dazu gehört auch, dass „Eigensinnigkeiten“ von Menschen im Alltag wertgeschätzt werden. Auf gesellschafts- und sozialpolitischer Ebene bedarf es allerdings langfristiger, präventiver und verlässlicher Maßnahmen, um prekäre Erwerbs- und Lebensbedingungen nachhaltig abzubauen.

Literatur

- Ayim, M., Hugel, I., Lange, C., Ayim, M., Brubeck, I., Aktas, G. & Schultz, D. (1993). *Entfernte Verbindungen: Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung*. Orlanda Frauenverlag.
- Baader, M. S. (2020). Neue Rechte – „Umerziehung“, „Genderideologie“ und „Frühsexualisierung“ – Kampfbegriffe in einem neuen Kulturkampf. Erziehungswissenschaftliche Themen im Fokus von Populismus und Neuer Rechter. In U. Binder & J. Oelkers (Hrsg.), *Das Ende der Politischen Ordnungsvorstellungen des 20. Jahrhunderts: Erziehungswissenschaftliche Beobachtungen* (S. 129–154). Springer VS.
- Baumgartinger, P. P. (2017). *Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte* (Challenge gender, Band 6, 1. Auflage). Zaglossus.
- Bauschke-Urban, C., Conrads, J. & Tuider, E. (2016). Normalität dekonstruieren: queere Perspektiven. *Gender*, 2, 7–14.
- Beer, U. (2010). Sekundärpatriarchalismus: Patriarchat in Industriegesellschaften. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 59–64). 3. erweiterte und durchgesehene Aufl. Springer VS.
- Bereswill, M. & Ehlert, G. (2017). Frauenberuf oder (Male) Profession? Zum Verhältnis von Profession und Geschlecht in der Sozialen Arbeit. In B. Bütow & C. Munsch (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung* (S. 92–107). 2. durchgesehene Aufl. Westfälisches Dampfboot.
- Bitzan, M. & Schirmer, U. (2022). (Un)angepasst – queer im Übergangssystem. Heteronormativitätskritische Perspektiven. In M. Bitzan, J. Brück, S. Dern, T. Nestler, U. Schirmer, B. Staudenmeyer et al. (Hrsg.), *Queer im Übergangssystem. Impulse für eine heteronormativitätskritische Praxis Sozialer Arbeit* (S. 11–33). Transcript Verlag.
- Boehnke, L., Thran, M. & Wunderwald, J. (Hrsg.). (2019). *Rechtspopulismus im Fokus: theoretische und praktische Herausforderungen für die politische Bildung* (Springer eBook Collection). Springer VS.

- Boll, S., Degener, T., Ewinkel, C., Hermes, G., Kroll, B., Lübbers, S. & Schnartendorf, S. (Hrsg.). (1985). *Geschlecht: Behindert. Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von Behinderten Frauen*. AG SPAK.
- Brodersen, F. (2024). Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Handlungsperspektiven für die Jugendhilfe. *Das Jugendamt. Zeitschrift für Jugendhilfe und Familienrecht*, 3, 126–131.
- Bütow, B. (2018). Soziale Arbeit in Österreich. In S.-F. Blumenthal, K. Lauermaun & S. Sting (Hrsg.), *Soziale Arbeit und soziale Frage(n) (Schriftenreihe der ÖFEB-Sektion Sozialpädagogik Bd. 1, S. 19–34)*. Verlag Barbara Budrich.
- Bütow, B. & Maurer, S. (2021). Zwischen ‚Zugriff‘ und ‚Ermöglichung‘: Sozial(pädagogische) Inblicknahmen von LeibKörper am Beispiel der Verhandlungen von Sexualität in den historischen Frauenbewegungen. In C. Schär, J. Ganterer & M. Grosse (Hrsg.), *Erfahren – Widerfahren – Verfahren. Körper und Leib als analytische und epistemologische Kategorien Sozialer Arbeit* (S. 31–48). Springer VS.
- Bütow, B., Knecht, A., Krizova, E. & Reicher, H. (Hrsg.) (2024). *Neuausrichtung Sozialer Arbeit in Zeiten von Instabilität und Prekarisierung*. Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit 6. Beltz Juventa.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp.
- Castro Varela, M. (2022). Queer. In G. Ehlert, H. Funk & G. Stecklina (Hrsg.), *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht* (S. 484–487). Beltz Juventa.
- Ehlert, G. (2016). Kritik, Reflexion und Dekonstruktion. Der Einfluss der Frauen- und Geschlechterbewegungen auf die Soziale Arbeit. *Soziale Passagen* 8, 217–233.
- FeMigra (1994). Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In C. Eichhorn & S. Grimm (Hrsg.), *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik* (S. 49–63). Edition ID-Archiv.
- Foucault, M. (1976). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1. Suhrkamp.
- FRA – European Union Agency for Fundamental Rights. (2024). *LGBTQI equality at a crossroads. Progress and challenges: EU LGBTQI survey III*. Luxembourg: Publications Office.
- Gildemeister, R. (2021). Die soziale Konstruktion von Geschlecht. „Doing Gender“. In S. M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 71–204). Springer VS.
- Hartmann, J. (2014). Queere Professionalität als Haltung des Infragestellens und Dynamisierens. Zur Dekonstruktion geschlechtlicher und sexueller Identität in der Sozialen Arbeit. *Sozialmagazin. Die Zeitschrift für Soziale Arbeit: Queerfeldein durch die Soziale Arbeit*, 3/4 2014, 22–29.
- Groß, Melanie (2020). Jugendarbeit verqueeren! Über Notwendigkeiten und Chancen einer heteronormativitätskritischen Jugendarbeit. *Offene Jugendarbeit. Praxis, Konzepte, Jugendpolitik*, 2, 12–15.
- Hark, S. (1989). Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe ... oder? : Notizen zu Identität und Differenz. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 12(25/26), 59–70.
- Hark, S. (2005). Queer Studies. In C. Braun & I. Stephan (Hrsg.), *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien* (S. 285–303). Böhlau Verlag.
- Hark, S. & Villa, P.-I. (2015). *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen* (Gender studies). Transcript Verlag.

- Hartwig, L. & Muhlak, K. (2006). Mädchenarbeit in Theorie und Praxis. In M. Zander, L. Hartwig & I. Jansen (Hrsg.), *Geschlecht Nebensache?: zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der sozialen Arbeit* (S. 86–117). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hechler, A. (2015). Intergeschlechtlichkeit in Bildung, Pädagogik und Sozialer Arbeit. In A. T. Sauer (Hrsg.), *Geschlechtliche Vielfalt. Begrifflichkeiten, Definitionen und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten. Begleitforschung zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- & Transsexualität* (S. 61–74).
- Heine, S. (1994). Die feministische Diffamierung der Juden. In C. Kohn-Ley & I. Korotin (Hrsg.), *Der feministische ‚Sündenfall‘? Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung* (S. 15–59). Picus.
- Henninger, A. & Birsl, U. (Hrsg.). (2020). *Antifeminismen. ‚Krisen‘-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* Transcript Verlag.
- Hering, S. (2006). Differenz oder Vielfalt? Frauen und Männer in der Geschichte der Sozialen Arbeit. In M. Zander, L. Hartwig & I. Jansen (Hrsg.), *Geschlecht Nebensache?: zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der sozialen Arbeit* (S. 18–32). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Höblich, D. & Goede, H. (2021). Zwischen Normalisierung und Dekonstruktion. Queer-Heteronormativitätskritische Soziale Arbeit als Grenzbearbeitung. *SozialExtra*, 3, 188–191.
- Kasten, A., von Bose, K. & Kalender, U. (2022). Einleitung. In: A. Kasten, von Bose, K. & U. Kalender (Hrsg.), *Feminismen in der Sozialen Arbeit. Debatten, Dis/Kontinuitäten, Interventionen* (S. 13–24). Beltz Juventa.
- Klinger, C., Knapp, G.-A. & Sauer, B. (2008). *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Campus.
- Koyama, E. (2003). The Transfeminist Manifesto. In R. Dicker & A. Piepmeier (Hrsg.), *Catching a Wave. Reclaiming Feminism for the 21st Century* (S. 244–259). Northeastern University Press.
- Laufenberg, M. (2022). *Queere Theorien zur Einführung* (Zur Einführung, 2., verbesserte Auflage). Junius.
- Lenz, I. (2012). Vielfalt, Zusammenhalt und soziale Ungleichheit. Von den Dualismen zur Differenzierung der Differenzen? In L. Pries (Hrsg.), *Zusammenhalt durch Vielfalt? Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert* (S. 83–100). Springer VS.
- Ludwigs, M. (2024). Geschlecht, Macht und Herrschaft als Grundbegriffe der Sozialen Arbeit. In K. E. Sauer, S. Klus & R. Gugel (Hrsg.), *Studienbuch Gender und Diversity für die Soziale Arbeit* (S. 13–33). Springer VS.
- Mader, E., Gregor, J. A., Saalfeld, R. K., Hornstein, R., Müller, P., Grasmeyer, M. C. et al. (Hrsg.). (2021). *Trans* und Inter*Studien – aktuelle Forschungsbeiträge aus dem deutschsprachigen Raum* (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 51). Westfälisches Dampfboot.
- Maurer, S. (2018). Grenzbearbeitung. Zum analytischen, methodologischen und kritischen Potenzial einer Denkfigur. In B. Bütow, J. L. Patry & H. Astleitner (Hrsg.), *Grenzanalysen. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven zu einer aktuellen Denkfigur* (S. 20–33). Beltz Juventa.
- Maurer, S. (2022). Frauen*Bewegungen. In G. Ehlert, H. Funk & G. Stecklina (Hrsg.), *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht* (S. 189–192). Beltz Juventa.
- Nagy, A. (2016). Soziale Arbeit ‚queer‘ denken. Zur Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit Heteronormativität in der Ausbildung sozialer Professionen. *soziales_*

- kapital. wissenschaftliches journal österreichischer fachhochschul-studiengänge soziale arbeit*, 15, 57–71.
- Oguntoye, K., Opitz, M. & Schultz, D. (Hrsg.) (1986). *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Orlanda.
- Oldemeier, A. L., Backöfer, F., Maurer, S. & Aleksin, K. (2020). Divergenz, Ambivalenz, Kongruenz. Verhältnisbestimmungen zwischen antifeministischem Diskurs und pädagogischem Feld. In A. Henninger & U. Birsl (Hrsg.), *Antifeminismen. ‚Krisen‘-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* (S. 231–264). Transcript Verlag.
- Perko, G. & Czollek, L. C. (2022). *Lehrbuch Gender, Queer und Diversity. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder*. 2. Aufl. Beltz Juventa.
- Saalfeld, R. K. (2020). *Transgeschlechtlichkeit und Visualität. Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm*. Transcript Verlag.
- Sauer, K. E., Klus, S. & Gugel, R. (Hrsg.). (2024). *Studienbuch Gender und Diversity für die Soziale Arbeit*. Springer VS.
- Schirmer, U. (2022). Trans*aktivistische Bewegungen und Soziale Arbeit: Rekonstruktion eines emanzipatorischen Potenzials. In A. Kasten, K. von Bose & U. Kalender (Hrsg.), *Feminismen in der Sozialen Arbeit. Debatten, Dis/Kontinuitäten, Interventionen* (S. 92–115). Beltz Juventa.
- Stövesand, S. & Rose, B. (2024). „Eine Frau ist eine Frau* ist eine – was nochmal?“ Feministinnen aus der Sozialen Arbeit sprechen im intergenerationalen Erzählcafé über umstrittene Kategorien und gelebten Feminismus. *Feministische Studien*, 1, 38–56.
- Vogler, T. (2022). *Das politische Subjekt des queeren Aktivismus. Diskurs- und Akteurskonstellationen queerer Politiken im deutschsprachigen Raum*. Transcript Verlag.
- Wassy, T. (1984). Der alltägliche Rassismus gegen Frauen. In Arbeitsgruppe Frauenkongreß (Hrsg.), *Sind wir uns denn so fremd? Dokumentation des 1. gemeinsamen Kongresses ausländischer und deutscher Frauen*. 23. –25. März 1984 in Frankfurt a. M. (S. 33–39). Sub-Rosa-Frauenverlag.
- West, C. & Zimmerman, D. H. (1987). Doing gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.
- Wielowiejski, P. (2024). *Rechtspopulismus und Homosexualität*. Campus.

Birgit Bütow, Flavia Guerrini, Robin K. Saalfeld,
Tanja Vogler

Gender, Queerness and Social Work – Recent debates on the relationships between sexualities, power and domination. Historical developments and overview

If we can assume today that gender has been established as a critical-analytical and epistemological category, particularly in the social sciences as well as in social work, and that it stands for very different traditions of thought, theoretical concepts and analytical perspectives, then this is the result of longer historical developments of social movements and discourses in the sciences, the public sphere and practice. The early women's movements¹, often referred to as the 'first wave' or 'old women's movements,' for example, played a decisive role in the professionalisation of social work: Above all, women from the bourgeoisie, who were excluded from the sphere of gainful employment due to secondary patriarchal structures (Beer, 2010) and largely confined to the roles of housewife and mother, were able to establish programmes and institutions in the course of the early women's movements. These initiatives eventually contributed to the emergence of what Hering (2006) refers to as the "social women's profession." Even before this, women were already engaged in charitable welfare work, often on a voluntary basis. However, due to their exclusion from the education system, there were only isolated scholarly debates about women's lived realities and rights. It was only with the second women's movement – sometimes also referred to as the 'second wave' or 'new women's movement' – that emerged in the 1960s that the academic examination of gender relations gained further importance, ultimately establishing gender as a central category of social science research.

1 We use the plural here in order to illustrate the diversity of social positions of the participants as well as the topics that women worked on in projects and actions and to counteract a homogenising view of the sometimes very different developments within the women's movements.

Impulses from the new women's movements, which broke many social taboos regarding women, publicly scandalised gender-hierarchical conditions in society and questioned previously dominant norms of femininity (Maurer, 2022), were of immanent importance for academia: Women's and Gender Studies that began to develop in the 1970s revealed how gender functions as a social category that structures society and is subject to historical change. Social work also benefited from these insights and established new fields of practice which, for example, addressed the specific life situation of girls and boys. Living conditions and socialisation requirements were recognised and reflected upon as gender-specific and gender-constituting. New initiatives emerged, such as feminist-advocacy work with girls, which focused on promoting equal rights and creating safe spaces (Hartwig & Muhlak, 2006, p. 88). Educational efforts focused on self-defence and protecting girls from violence. Only later did critical work with boys emerge.

The interventions of Black, migrant, lesbian, transgender, Jewish and 'crip women' in the women's movements (cf. Ayim et al., 1993; Boll et al., 1985; FeMigra, 1994; Hark, 1989; Heine, 1994; Koyama, 2003; Oguntoye et al., 1986; Wassy, 1985) paved the way for questions about the mutual, intersectional interpenetration of "axes of inequality" (Klinger, Knapp & Sauer, 2007). These developments were important inspirations for research directions that emerged from or were closely linked to them, such as *postcolonial studies*, *queer studies* and *disability studies*. In the 1980s, the previously rather structural-theoretical understanding of gender was supplemented by ethnomethodological approaches. With the concept of *doing gender*, a perspective was established that understood gender as a relational category that is continually produced by social interaction (West & Zimmermann, 1987). Interactionist approaches focus on how gender emerges situationally in everyday social interactions. This perspective – inspired by differentiated debates about misunderstandings and reductions (cf. e.g. Gildemeister, 2021) – has led to a critical reflection on *doing gender* within social work's own educational practice and working structures (Ludwigs, 2024).

At the same time, deconstructivist approaches emerged, drawing on the works of Michel Foucault (1976) and Judith Butler (1991), which view gender from a discourse and power-theoretical perspective. These analyses challenge normative notions of gender binary and heteronormativity and examine the power structures that discursively stabilise and regulate gender and sexuality categories. Unlike the concept of *doing gender*, which analyses the interactive production of these categories in everyday life, deconstructivist perspectives focus on the overarching social discourses and norms

that make gender and sexuality appear as seemingly fixed and “natural” categories.

This post-structuralist lineage includes queer theoretical perspectives that are strongly linked to social movements: Particularly in the USA, where both the term ‘queer’ and the theoretical movement originated before spreading to German-speaking countries, AIDS activism in the 1980s and 1990s played a central role in critiquing (hetero-)normativities (Hark, 2005; Vogler, 2022). *Queer studies* do not focus so much on the concrete living conditions of supposedly ‘deviant’ subjects, but rather on heteronormativity itself: They draw attention to the norms of heterosexuality and gender binary, as well as their naturalization, which function as structuring forces in contemporary Western societies, producing and stabilising social exclusions and inequalities (Bitzan & Schirmer, 2022, p. 16; Laufenberg, 2022). In this way, *queer studies* open up space for empirical and theoretical inquiries that shed light on the power relations and social hierarchies that manifest themselves through and in the binary and dichotomously organised discursive structure of gender and sexuality – also referred to as the heterosexual matrix (Bauschke-Urban, Conrads & Tuidler, 2016, p. 7). Consequently, gender (and sexuality) have increasingly differentiated and fluidified as analytical categories (cf. Lenz, 2012), thereby opening up new perspectives.

At around the same time as *queer studies*, *trans⁺ studies* and *intersex studies* emerged from and alongside the political activism of trans* and intersex individuals (Mader et al., 2021, pp. 7). While *queer studies* focus on the deconstruction of the heterosexual matrix, *trans* studies* and *intersex studies* center on the lived experiences and body politics of trans* and intersex people, often emphasizing their distinctions from queerness as a theoretical and primarily linguistic concept (Saalfeld, 2020, pp. 177). For some researchers and activists, *trans* studies* and *intersex studies* are seen as adjacent to or even outside of *queer studies* in order to highlight their specific concerns and perspectives. Both fields are characterised by a non-pathologising and critical stance toward medical practices, often producing knowledge *by, for, and with* trans* and intersex people (Mader et al., 2021, p. 16). Lived experiences are explicitly recognised as expert knowledge, fostering a productive interplay between lived experience, political activism, and academic research (Baumgartinger, 2017). *trans* studies* and *intersex studies* strongly oppose the medicalisation and normative surgical interventions on intersex bodies, as well as the psychopathologisation and

2 The asterisk in *trans** acts as a placeholder for various suffixes or composites, aiming to include a wide range of identities and positions under these terms.

dominance of medicine and psychology in shaping understandings of gender identity and embodiment. They also critique the lack of inclusion in other societal domains. In German-speaking countries, *trans* studies* and *intersex studies* remain largely under-institutionalised. However, social work is beginning to show a cautious ‘social pedagogisation’ of trans* people, driven by activist initiatives (Schirmer, 2022). This is evident in trans*-specific services and semi-institutionalised community organizations and projects that not only provide support for trans* individuals but also engage in political advocacy, raise awareness among professionals, and offer training on gender and sexual diversity in social work. A more subdued form of social pedagogisation can also be observed for intersex people, although its degree of institutionalisation remains even lower (Hechler, 2015). Nevertheless, these developments should not obscure the fact that ways of life beyond heteronormativity remain largely invisible in the field of social work, despite growing public recognition of gender and sexual diversity.

All these developments must at least be acknowledged in the context of social work, as it represents a particularly complex form of “boundary work” addressing societal conflicts and problems within the tensions of social policy, discipline, profession/professional practice and professionalisation, institutions, and clients (Bütow, 2018; Maurer, 2018). Providing a comprehensive account of the full range of debates and discourses stemming from the keywords gender and queer within these areas of social work would exceed the scope of this overview. However, it can be emphasised that gender and queer serve as important categories of reflection in (critical) social work, particularly in discussions about social differences and problems, inclusion and exclusion in social support systems, and the handling of normativity and normalisation. Central to this is the critique of conditions related to gender and the norms of heterosexuality and gender binary embedded in institutions (c.f., e.g., Hüblich & Goede, 2021). Debates about queer perspectives in professional practice have gained significance in recent years (c.f., e.g., Brodersen, 2024; Groß, 2020; Hartmann, 2014; Perko & Czollek, 2022). At the same time, it must be emphasised that social work as a profession remains a women-dominated field which, like all care professions, continues to be shaped by structural patterns of hierarchy and insufficient societal recognition (cf. Bereswill & Ehlert, 2017).

In social work, therefore, a diverse picture emerges regarding questions of gender and queerness. Additional aspects can be outlined as follows: *First*, theoretical perspectives that critique the re-essentialization of gender and sexuality within a binary and dichotomous heteronormative gender order have recently gained significance. Queer theories, *trans* studies*,

intersex studies, as well as Critical Masculinity Studies, are increasingly shaping socio-pedagogical practice (e.g. Q:WIR Youth Centre, Poika – Association for the Promotion of Gender-Sensitive Work with Boys in Vienna, and the Var.Ges – Counselling Centre for Variations in Gender Characteristics).

Secondly, various socio-cultural support services have emerged around pluralised sexualities, gender identifications, and embodiments. These include, for example, specific housing projects for queer seniors or training programmes for professionals to raise awareness of queer lived realities. Counseling centers for trans*, intersex, and non-binary individuals are also increasing, though they continuously struggle for (ongoing) funding. In June 2024, Austria's first queer youth center was opened in Vienna. The women's and LGBTIQ* movements have brought about a "fundamental change in knowledge and action strategies in social work" (Ehlert, 2017, p. 217). At the same time, sexist, queer-hostile and trans-hostile actions and practices have also become more visible and more openly articulated in the field of social work (Kasten, von Bose & Kalender, 2022, p. 15). In society at large, these developments are accompanied by increasing support for sexist, queer-hostile, trans-hostile, and racist attitudes, as well as a resurgence of ethno-nationalist ideologies, which foster new forms of antifeminist movements and policies (Hark & Villa, 2015). In the fields of anti-discrimination work, gender-sensitive pedagogy, and sexual education, antifeminist discourses have become entrenched: weak institutional structures, past abuse scandals, and gaps in training have created fertile ground for such ideological influences (Oldemeier, Backöfer, Maurer & Aleksin, 2020). Moreover, the current focus of sexual education on the prevention of sexualised violence partly aligns with the antifeminist narrative of the 'endangered child' (Baader, 2020). These developments make it clear how important it is to permanently anchor gender-reflective programmes in social work and to provide continuous political education to actively counteract antifeminism and right-wing extremist tendencies (Boehnke, Thran & Wunderwald, 2019; Henninger & Birsl, 2020).

Thirdly, heteronormative ideas still appear to claim universal validity, despite growing social awareness of sexual and gender diversity. This is evident, on the one hand, in the perception of groups of clients who fall outside heterosexual and/or binary gender norms as 'the Other.' On the other hand, it is reflected in the often unconscious reliance on "rigid[...] roles and identity expectations that have a restrictive effect on ourselves and exclude others if they are not reflected upon and scrutinised" (Nagy, 2016, p. 57). In child and youth welfare services, this can be seen, for example, in

the almost exclusive focus on mothers when addressing parenting responsibilities and failures. Similarly, the tendency to use one's own heterosexual nuclear family as a benchmark for successful life management illustrates the unconscious reproduction of gender and sexuality norms. Furthermore, in therapeutic, psychiatric, and caregiving settings, topics related to sexuality continue to be taboo, despite visible efforts toward sexual education.

Fourthly, the interplay of different generations of social workers in research and practice raises questions from a gender-critical perspective about the (continued) validity of feminist-advocacy, queer theoretical, and deconstructivist concepts and approaches, as well as the areas where discussion and change are needed (cf. Stövesand & Rose, 2024). A particularly important question might be what intergenerational understandings of feminist thought and action exist and where potential controversies and misunderstandings lie.

And finally, *fifth*, a key focal point in the context of queer debates might lie in the interconnected thinking around sexualities and their consequences. Questions of sexuality and corporeality have repeatedly divided both the old and new women's and feminist movements, leading to controversies. This is evident, for example, in protection and support concepts for women and girls, which often reveal multiple 'tipping points' between emancipation and sexual self-determination on the one hand, and protective-pedagogical, paternalistic, and heteronormative implications and consequences on the other (cf. Bütow & Maurer, 2021).

About this special issue

With the topic "Gender, Queerness and Social Work – Recent debates on the relationships between sexualities, power and domination", a broad professional audience was invited to submit *theory-orientated* or *empirical* contributions to expand and deepen previous findings. Contributions with *research-ethical* or *methodological* considerations, as well as input reflecting on *historical* or *current* examples of application in various fields of social work were also explicitly requested, as were contributions focussing on further issues relating to gender, queerness – also in their respective entanglements with other categories of difference – and social work with a focus on sexualities.

The aim of this yearbook is not to comprehensively cover the range of debates surrounding the topics of 'gender' and 'queerness' in social work. This is simply not feasible, as questions about experiences, practices, and

norms related to gender and sexuality permeate all fields of social work practice at various levels (cf. Sauer, Klus & Gugel, 2024). The submissions, as well as developments during the review process, have contributed to a stronger focus on queer perspectives. However, due to the heteronormative structuring of society – and significant parts of social work – these perspectives are always closely intertwined with questions of gender, as they highlight the discursive entanglement of gender binary and sexuality. Such a focus neither can nor should replace specifically gender-oriented debates in social work. Nonetheless, the submissions reflect a growing visibility of LGBTIQA* issues, which has not always been a given and is currently being challenged once again by antifeminist and queer-hostile movements. For this reason, we consider it important to bring these topics into the professional discourse.

The contributions in this anthology cover three thematic areas: Three contributions focus on the professionalisation of support for and work with queer people. Two others deal with the lifeworlds and experiences of individuals in educational institutions and institutions of social work. The thematic section concludes with a historical contribution that reconstructs patriarchal discourses on (female) sexuality norms. In the general section, one contribution discusses the relevance of processes of precarisation for social work, both theoretically and practically.

In recent years, the assumed universality of gender binary and the notion of fixed, lifelong identities have increasingly been called into question. Building on this, Jutta Hartmann and Mart Busche, in their contribution “Queer professionalisation of social work: post-heteronormative perspectives” examine the (non-)reproduction of heteronormative and binary structures in various fields of social work. Using the examples of non-formal youth education, the prevention of sexualised violence, and the continuing education of pedagogical professionals, they assess the post-heteronormative potential of these fields. Such approaches aim to transcend heteronormative conditions in social work and pedagogy and to establish new norms and assumptions. At the same time, it becomes evident that a complete transcendence is hardly achievable within the current heteronormative structure of society and institutions. Even in the examples analysed, unexamined heteronormative assumptions can still be found. Nevertheless, these approaches can be considered as important enabling impulses, particularly when combined with critical knowledge of heteronormativity and when they invite a critical reflection on the status quo.

Another field of social work and social pedagogy, namely residential child and youth care facilities, is the focus of the second contribution. In

“Not much can happen with two girls anyway’ – Queer adolescents and how educational professionals in residential care institutions deal with sexual contacts and partner relationships in the institution”, Yannik Zengler discusses preliminary findings from his ongoing dissertation project on orientations of professionals in dealing with the interpersonal sexuality of adolescent residents. Based on six group discussions, the author exemplifies two habitualised collective approaches to dealing with sexuality and examines how queer youth are addressed in this context. On the one hand, with the underlying goal of preventing pregnancy, queer youth are discussed as a challenge to professional practices, as they disrupt the presumed coherence between reproductive ability, corresponding gender identity, and oppositely directed sexual attraction. On the other hand, when the focus shifts to closely supporting the development of partnerships and sexuality among adolescents, queer youth are not explicitly singled out, at least superficially. However, overall, it becomes clear that individual knowledge and sensitivity regarding sexual and gender diversity do not necessarily translate into (social) pedagogical practices that meet professional standards.

Bernabé Librado Zuviriv Vázquez and Emma G. Bailey address social work with young people from the LGBTIQ+³ community in their contribution “Implementing a Queer pedagogy and Freire’s Critical Dialogue – Lessons from the LGBTIQ+ Community in Xalapa, Veracruz”, focusing on a different, de-institutionalised approach. They position themselves within traditions in Mexico, where social work and social pedagogy have developed less within formalised, legally legitimised structures compared to most European countries. Instead, activist movements outside state structures play a significant role in ensuring that socially disadvantaged individuals receive support and recognition. Particularly important in this context are regional and local settings where projects and informal networks of activists and affected groups collaborate – sometimes supported by, or in the case of the two authors, directly connected to academic institutions. Within such local contexts, the authors initiated a social space for the LGBTIQ+ community, a non-heteronormative safe space. Using a dialogical method inspired by Paulo Freire, participants are provided with the opportunity to articulate themselves beyond heteronormative constraints and to find recognition. Both authors were the initiators of such groups and simultaneously studied them through action research. The contribution thus offers insights into the lifeworlds of non-heteronormative

3 We have adopted the “+” sign from the two authors.

communities while also highlighting the opportunities and limitations of non-formal support and guidance settings.

Although societal discourse around sexual and gender diversity has become broader and more visible, and LGBTIQ* individuals are increasingly open about their identities, they continue to face discrimination and disadvantages in many areas, as well as ongoing experiences of violence, harassment, and bullying (FRA – European Union Agency for Fundamental Rights, 2024). The contribution “Agency of trans* young people in dealing with discrimination at school: Expanded possibilities for interpretation and action through allied dialogue spaces” by Sannik Ben Dehler examines how trans*, intersex and non-binary young people in Germany maintain their agency despite these challenges. Using qualitative interviews, Dehler reconstructs how these youth experience bullying, exclusion, and violence in their daily school lives and how they confront these instances of discrimination in various ways. The author analyses how the scope of action available to those affected heavily depends on whether educational professionals are willing to take responsibility in addressing discrimination and act as *allies*⁴. Drawing on the direct voices of trans* youth, the contribution advocates for the expansion of school social work, particularly through stronger institutional accountability in addressing discrimination.

While LGBTIQ* individuals experience discrimination and disadvantage in many areas of society, this becomes particularly evident in precarious life situations such as homelessness. The contribution “LGBTIQ+ and homelessness – queer experiences and intersectional perspectives for social work” by Claudia Steckelberg and Naemi Eifler examines homelessness as a social problem from an intersectional perspective, shedding light on the specific risks and needs that LGBTIQ+ individuals face in this context. Using concrete empirical data from a qualitative interview study, the authors demonstrate how hostility towards queers and other forms of discrimination, such as classism and racism, intersect in the experience of homelessness and exacerbate its consequences. The study also provides valuable insights into how social work in homelessness and youth services can adequately address the needs of queer individuals.

The final contribution in this special issue, “The great woman’ or ‘the great fallen women [Buhlerin]’ – construction of (female) gender in the context of academic pedagogy in Salzburg in the post-war period using the

4 Allyship refers to the practices of solidarity undertaken by individuals in privileged or powerful positions – so-called *allies* – toward less privileged or marginalised people or groups.

example of the (religious) pedagogue Leopold Prohaska” by Anna-Maria Penetsdorfer, examines Catholic sexual pedagogy in Salzburg during the 1950s and 1960s. Drawing on sociological discourse analysis, Penetsdorfer analyses the major work of Leopold Prohaska, a central and influential figure in Salzburg pedagogy during the postwar period. The article reconstructs, from a linguistic and discursive perspective, how Prohaska’s work produces a binary, hierarchically organised gender system, grounded in a supposed natural order. As Penetsdorfer demonstrates, this gendered knowledge is both a reflection of the dominant sexual conservatism of the 1950s and 1960s and, due to Prohaska’s prominent position in Salzburg pedagogy, became entrenched in the field as a result. Such ‘framing’ – e.g. the embedding of the gender order within a secularised, naturalistic (non-divine) framework – is also considered an ideological precursor to current antifeminist and queer-hostile movements (Hark & Villa, 2015; Wielowiejski, 2024). The article thus highlights those institutionalised discursive processes of constructing gender that were opposed by the women’s and queer movements of the 1970s, 1980s, and 1990s, and that ‘gender’ and ‘queer’ perspectives in social work continue to challenge to this day.

In the *general section*, Natalie Grimm, Kai Marquardsen and Andreas David Schmidt focus their contribution on “[p]recarious social situations as a subject of Social Work”. While it is undisputed in the historiography of social work that social disadvantage and poverty are central starting points for the profession and its professionalisation, the current relevance of precarious everyday life for the justification of socio-pedagogical interventions can certainly be discussed controversially. As highlighted in the sixth special issue of the ÖJS (see Bütow, Knecht, Krizova & Reicher, 2024), precariousness is a complex societal phenomenon that extends far beyond specific groups of people or solely material hardships and restrictions. It must be understood in much broader terms. The present contribution focuses on coping patterns in everyday management under precarious employment and living conditions, examining these through an empirical qualitative study. This approach frames individuals in precarious situations not as passive “sufferers” but as active agents striving to maintain agency. For social work, this perspective is of immense importance, as it reframes interventions to move beyond a one-sided, normative focus on (passive) neediness and instead seeks points of engagement where socially disadvantaged individuals can be supported. This also includes valuing the idiosyncrasies of people in their daily lives. At the societal and social policy level, however, there is a need for long-term, preventive, and reliable measures to sustainably reduce precarious employment and living conditions.

References

- Ayim, M., Hugel, I., Lange, C., Ayim, M., Brubeck, I., Aktas, G. & Schultz, D. (1993). *Entfernte Verbindungen: Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung*. Orlanda Frauenverlag.
- Baader, M. S. (2020). Neue Rechte – „Umerziehung“, „Genderideologie“ und „Frühsexualisierung“ – Kampfbegriffe in einem neuen Kulturkampf. Erziehungswissenschaftliche Themen im Fokus von Populismus und Neuer Rechter. In U. Binder & J. Oelkers (Eds.), *Das Ende der Politischen Ordnungsvorstellungen des 20. Jahrhunderts: Erziehungswissenschaftliche Beobachtungen* (pp. 129–154). Springer VS.
- Baumgartinger, P. P. (2017). *Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte* (Challenge gender, Vol. 6, 1st ed.). Zaglossus.
- Bauschke-Urban, C., Conrads, J. & Tuider, E. (2016). Normalität dekonstruieren: queere Perspektiven. *Gender, 2*, 7–14.
- Beer, U. (2010). Sekundärpatriarchalismus: Patriarchat in Industriegesellschaften. In R. Becker & B. Kortendiek (Eds.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (pp. 59–64). 3rd ed. Springer VS.
- Bereswill, M. & Ehlert, G. (2017). Frauenberuf oder (Male) Profession? Zum Verhältnis von Profession und Geschlecht in der Sozialen Arbeit. In B. Bütow & C. Munsch (Eds.), *Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung* (pp. 92–107). 2nd ed. Westfälisches Dampfboot.
- Bitzan, M. & Schirmer, U. (2022). (Un)angepasst – queer im Übergangssystem. Heteronormativitätskritische Perspektiven. In M. Bitzan, J. Brück, S. Dern, T. Nestler, U. Schirmer, B. Staudenmeyer et al. (Eds.), *Queer im Übergangssystem. Impulse für eine heteronormativitätskritische Praxis Sozialer Arbeit* (pp. 11–33). Transcript Verlag.
- Boehnke, L., Thran, M. & Wunderwald, J. (Eds.). (2019). *Rechtspopulismus im Fokus: theoretische und praktische Herausforderungen für die politische Bildung* (Springer eBook Collection). Springer VS.
- Boll, S., Degener, T., Ewinkel, C., Hermes, G., Kroll, B., Lübbers, S. & Schnartendorf, S. (Eds.). (1985). *Geschlecht: Behindert. Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von Behinderten Frauen*. AG SPAK.
- Brodersen, F. (2024). Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Handlungsperspektiven für die Jugendhilfe. *Das Jugendamt. Zeitschrift für Jugendhilfe und Familienrecht, 3*, 126–131.
- Bütow, B. (2018). Soziale Arbeit in Österreich. In S.-F. Blumenthal, K. Lauermaun & S. Sting (Eds.), *Soziale Arbeit und soziale Frage(n)* (Schriftenreihe der ÖFEB-Sektion Sozialpädagogik Vol. 1, pp. 19–34). Verlag Barbara Budrich.
- Bütow, B. & Maurer, S. (2021). Zwischen ‚Zugriff‘ und ‚Ermöglichung‘: Sozial(pädagogische) Inblicknahmen von LeibKörper am Beispiel der Verhandlungen von Sexualität in den historischen Frauenbewegungen. In C. Schär, J. Ganterer & M. Grosse (Eds.), *Erfahren – Widerfahren – Verfahren. Körper und Leib als analytische und epistemologische Kategorien Sozialer Arbeit* (pp. 31–48). Springer VS.
- Bütow, B., Knecht, A., Krizova, E. & Reicher, H. (Eds.). (2024). *Neuausrichtung Sozialer Arbeit in Zeiten von Instabilität und Prekarisierung*. Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit 6. Beltz Juventa.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp.

- Castro Varela, M. (2022). Queer. In G. Ehlert, H. Funk & G. Stecklina (Eds.), *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht* (pp. 484–487). Beltz Juventa.
- Ehlert, G. (2016). Kritik, Reflexion und Dekonstruktion. Der Einfluss der Frauen- und Geschlechterbewegungen auf die Soziale Arbeit. *Soziale Passagen* 8, 217–233.
- FeMigra (1994). Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In C. Eichhorn & S. Grimm (Eds.), *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik* (pp. 49–63). Edition ID-Archiv.
- Foucault, M. (1976). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Vol. 1. Suhrkamp.
- FRA – European Union Agency for Fundamental Rights. (2024). *LGBTQI equality at a crossroads. Progress and challenges: EU LGBTQI survey III*. Publications Office Luxembourg.
- Gildemeister, R. (2021). Die soziale Konstruktion von Geschlecht. „Doing Gender“. In S. M. Wilz (Eds.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (pp. 71–204). Springer VS.
- Hartmann, J. (2014). Queere Professionalität als Haltung des Infragestellens und Dynamisierens. Zur Dekonstruktion geschlechtlicher und sexueller Identität in der Sozialen Arbeit. *Sozialmagazin. Die Zeitschrift für Soziale Arbeit: Queerfeldein durch die Soziale Arbeit*, 3/4, 22–29.
- Groß, M. (2020). Jugendarbeit verqueeren! Über Notwendigkeiten und Chancen einer heteronormativitätskritischen Jugendarbeit. *Offene Jugendarbeit. Praxis, Konzepte, Jugendpolitik*, 2, 12–15.
- Hark, S. (1989). Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe ... oder? : Notizen zu Identität und Differenz. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 12(25/26), 59–70.
- Hark, S. (2005). Queer Studies. In C. Braun & I. Stephan (Eds.), *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien* (pp. 285–303). Böhlau Verlag.
- Hark, S. & Villa, P.-I. (2015). *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen* (Gender studies). Transcript Verlag.
- Hartwig, L. & Muhlak, K. (2006). Mädchenarbeit in Theorie und Praxis. In M. Zander, L. Hartwig & I. Jansen (Eds.), *Geschlecht Nebensache?: zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der sozialen Arbeit* (pp. 86–117). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hechler, A. (2015). Intergeschlechtlichkeit in Bildung, Pädagogik und Sozialer Arbeit. In A. T. Sauer (Eds.), *Geschlechtliche Vielfalt. Begrifflichkeiten, Definitionen und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten. Begleitforschung zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- & Transsexualität* (S. 61–74).
- Heine, S. (1994). Die feministische Diffamierung der Juden. In C. Kohn-Ley & I. Korotin (Eds.), *Der feministische ‚Sündenfall‘? Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung* (pp. 15–59). Picus.
- Henninger, A. & Birsl, U. (Eds.) (2020). *Antifeminismen. ‚Krisen‘-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* Transcript Verlag.
- Hering, S. (2006). Differenz oder Vielfalt? Frauen und Männer in der Geschichte der Sozialen Arbeit. In M. Zander, L. Hartwig & I. Jansen (Eds.), *Geschlecht Nebensache?: zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der sozialen Arbeit* (pp. 18–32). Springer VS.
- Höblich, D. & Goede, H. (2021). Zwischen Normalisierung und Dekonstruktion. Queer-Heteronormativitätskritische Soziale Arbeit als Grenzbearbeitung. *SozialExtra*, 3, 188–191.

- Kasten, A., von Bose, K. & Kalender, U. (2022). Einleitung. In: A. Kasten, von Bose, K. & U. Kalender (Eds.), *Feminismen in der Sozialen Arbeit. Debatten, Dis/Kontinuitäten, Interventionen* (pp. 13–24). Beltz Juventa.
- Klinger, C., Knapp, G.-A. & Sauer, B. (2008). *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Campus.
- Koyama, E. (2003). The Transfeminist Manifesto. In R. Dicker & A. Piepmeier (Eds.), *Catching a Wave. Reclaiming Feminism for the 21st Century* (pp. 244–259). Northeastern University Press.
- Laufenberg, M. (2022). *Queere Theorien zur Einführung* (2nd ed.). Junius.
- Lenz, I. (2012). Vielfalt, Zusammenhalt und soziale Ungleichheit. Von den Dualismen zur Differenzierung der Differenzen? In L. Pries (Eds.), *Zusammenhalt durch Vielfalt? Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert* (pp. 83–100). Springer VS.
- Ludwigs, M. (2024). Geschlecht, Macht und Herrschaft als Grundbegriffe der Sozialen Arbeit. In K. E. Sauer, S. Klus & R. Gugel (Eds.), *Studienbuch Gender und Diversity für die Soziale Arbeit* (pp. 13–33). Springer VS.
- Mader, E., Gregor, J. A., Saalfeld, R. K., Hornstein, R., Müller, P., Grasmeyer, M. C. et al. (Eds.). (2021). *Trans* und Inter*Studien – aktuelle Forschungsbeiträge aus dem deutschsprachigen Raum* (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, Vol. 51). Westfälisches Dampfboot.
- Maurer, S. (2018). Grenzbearbeitung. Zum analytischen, methodologischen und kritischen Potenzial einer Denkfigur. In B. Bütow, J. L. Patry & H. Astleitner (Eds.), *Grenzanalysen. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven zu einer aktuellen Denkfigur* (pp. 20–33). Beltz Juventa.
- Maurer, S. (2022). Frauen*Bewegungen. In G. Ehlert, H. Funk & G. Stecklina (Eds.), *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht* (pp. 189–192). Beltz Juventa.
- Nagy, A. (2016). Soziale Arbeit ‚queer‘ denken. Zur Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit Heteronormativität in der Ausbildung sozialer Professionen. *soziales_kapital. wissenschaftliches journal österreichischer fachhochschul-studiengänge soziale arbeit*, 15, 57–71.
- Oguntoye, K., Opitz, M. & Schultz, D. (Eds.) (1986). *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Orlanda.
- Oldemeier, A. L., Backöfer, F., Maurer, S. & Aleksin, K. (2020). Divergenz, Ambivalenz, Kongruenz. Verhältnisbestimmungen zwischen antifeministischem Diskurs und pädagogischem Feld. In A. Henninger & U. Birsl (Eds.), *Antifeminismen. ‚Krisen‘-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* (pp. 231–264). Transcript Verlag.
- Perko, G. & Czollek, L. C. (2022). *Lehrbuch Gender, Queer und Diversity. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder*. 2nd ed. Beltz Juventa.
- Saalfeld, R. K. (2020). *Transgeschlechtlichkeit und Visualität. Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm*. Transcript Verlag.
- Sauer, K. E., Klus, S. & Gugel, R. (Eds.). (2024). *Studienbuch Gender und Diversity für die Soziale Arbeit*. Springer VS.
- Schirmer, U. (2022). Trans*aktivistische Bewegungen und Soziale Arbeit: Rekonstruktion eines emanzipatorischen Potenzials. In A. Kasten, K. von Bose & U. Kalender (Eds.), *Feminismen in der Sozialen Arbeit. Debatten, Dis/Kontinuitäten, Interventionen* (pp. 92–115). Beltz Juventa.
- Stövesand, S. & Rose, B. (2024). „Eine Frau ist eine Frau* ist eine – was nochmal?“ Feministinnen aus der Sozialen Arbeit sprechen im intergenerationalen Erzählcafé

- über umstrittene Kategorien und gelebten Feminismus. *Feministische Studien*, 1, 38–56.
- Vogler, T. (2022). *Das politische Subjekt des queeren Aktivismus. Diskurs- und Akteurskonstellationen queerer Politiken im deutschsprachigen Raum*. Transcript Verlag.
- Wassy, T. (1984). Der alltägliche Rassismus gegen Frauen. In Arbeitsgruppe Frauenkongress (Eds.), *Sind wir uns denn so fremd? Dokumentation des 1. gemeinsamen Kongresses ausländischer und deutscher Frauen*. 23. –25. März 1984 in Frankfurt a. M. (pp. 33–39). Sub-Rosa-Frauenverlag.
- West, C. & Zimmerman, D. H. (1987). Doing gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.
- Wielowiejski, P. (2024). *Rechtspopulismus und Homosexualität*. Campus.

Jutta Hartmann, Mart Busche

Queere Professionalisierung Sozialer Arbeit: postheteronormative Perspektiven

Queer professionalisation of social work: post
heteronormative perspectives

Zusammenfassung: Postheteronormative Zugänge intendieren in Pädagogik und Sozialer Arbeit heteronormative Verhältnisse zu überschreiten und neue Selbstverständlichkeiten zu initiieren. Anhand ausgewählter empirischer Beispiele aus verschiedenen bildungsorientierten Feldern der Sozialen Arbeit untersuchen die Autor:innen in einer Kombination aus Grounded-Theory-Verfahren und Diskursanalyse die (Nicht-)Reproduktion heteronormativer und binärer Strukturen und qualifizieren das postheteronormative Potenzial Sozialer Arbeit. Herausgearbeitet wird, welche Erkenntnisse der Queer Theory für eine Professionalisierung bildungsorientierter Sozialer Arbeit als besonders zentral zutage treten und wie sich postheteronormative Zugänge im Unterschied zu antidiskriminierenden Ansätzen profilieren.

Schlüsselwörter: Normalisierung, Heteronormativität, Professionalisierung, Geschlecht, Queer, Postheteronormativität

Abstract: Post heteronormative approaches in education and social work aim to transcend heteronormative relationships and initiate new ways of normalising queer living. Based on selected empirical examples from various education-oriented fields of social work, the authors use a combination of grounded theory methods and discourse analysis to examine the (non-)reproduction of heteronormative and binary structures and qualify the post heteronormative potential of social work. They work out which findings of queer theory are particularly central to the professionalisation of

education-oriented social work and how post heteronormative approaches differ from anti-discriminatory approaches.

Keywords: Normalisation, heteronormativity, professionalisation, gender, queer, post heteronormativity

1. Einleitung

Geschlecht und Sexualität stellen wichtige Analyse- und Handlungskategorien für die Soziale Arbeit dar, die vor dem Hintergrund einer sich ausdifferenzierenden Vielfalt und Komplexität hinsichtlich ihres Professionalisierungsgehalts immer wieder neu reflektiert und aktualisiert werden müssen. Zu berücksichtigen sind dabei nicht nur Reformen auf rechtlicher Ebene, wie die Einführung des Personenstands ‚divers‘, und die auch in Medien zunehmend aufgegriffenen geschlechtlichen Selbstverortungen jenseits des bei Geburt zugewiesenen Geschlechts sowie gleich- bzw. multigeschlechtliche Beziehungen. Relevanz entfaltet vielmehr auch die Tendenz, geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen und Selbstverständnisse nicht mehr nur als biologisch gestiftet und damit als eine Art gegebenes Schicksal zu verstehen, sondern zunehmend auch als gesellschaftlich-kulturell vermittelt und gestaltbar. Verknüpft mit weiteren Zugehörigkeitskategorien werden sie in vielfältigen Ausgestaltungen gelebt und begriffen.

Diese Vielfalt und Komplexität fordert – so unsere Ausgangsthese – die Professionalität Sozialer Arbeit in besonderer Weise heraus, denn sie erfordert, tief in der Gesellschaft verankerte heteronormative Grundannahmen zu reflektieren, an ihrer Umgestaltung mitzuwirken und so einen Beitrag auf dem Weg zu einer postheteronormativen Gesellschaft zu leisten: Dies betrifft mit Blick auf Geschlecht nicht nur die tradierte Annahme einer universellen Zweigeschlechtlichkeit, sondern auch die Vorstellung vorgesellschaftlich gegebener und lebenslang gleichbleibender essenzieller Identitäten. Gesellschaftlich-kulturelle Norm(alitäts)vorstellungen bedingen, dass die potenzielle Vielfältigkeit von Menschen weniger als bereichernd, vielmehr häufig als bedrohlich und über die mit normativen Erwartungen verbundenen Abwertungen queeren Lebens auch als belastend erfahren werden. Konsequenzen sind (Selbst-)Zweifel sowie Abwehr oder Diskriminierung. Soziale Arbeit reagiert mit sozio-kulturellen Unterstützungsangeboten in verschiedenen Handlungsfeldern und auf unterschiedlichen Ebenen. Dabei ist sie nicht frei davon, heteronormative Annahmen zu reproduzieren. Teilweise folgt sie einem essenzialistischen Verständnis geschlechtlicher und sexueller Identität, suggeriert eine Homogenität im Kontext von

LSBTIQ+-Zugehörigkeiten und schreibt Gruppenidentitäten eine spezifische Verletzlichkeit zu (vgl. z. B. kritisch Hartmann, 2014; Busche et al., 2018; Busche & Fütty, 2023). Im Folgenden erörtern wir die Bedeutung von Professionalität aus einer dezidiert heteronormativitätskritischen Perspektive und fragen, welche Qualitäten mit einer postheteronormativen Ausrichtung verbunden sind, einer Professionalität also, die einer Vielfalt an geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen wertschätzend begegnet und queere Lebensweisen nicht nur schützt, sondern – dem eigenen Bildungsanspruch folgend – auch ermöglicht.

Zunächst führen wir in bereits vorliegende sozialarbeits- und erziehungswissenschaftliche Überlegungen zu Postheteronormativität ein (2.). Anhand ausgewählter empirischer Beispiele blicken wir anschließend auf die (Nicht-)Reproduktion heteronormativer und binärer Strukturen und erörtern die Qualität und Grenzen postheteronormativer Perspektiven in Feldern der außerschulischen Jugendbildung, der Prävention sexualisierter Gewalt sowie der Weiterbildung pädagogischer Fachkräfte (3.). Dabei greifen wir auf empirische Daten aus Forschungsprojekten zurück, an denen wir beteiligt waren, und werten sie in einer Kombination aus Grounded-Theory-Verfahren und Diskursanalyse machtkritisch aus. Integriert erörtern wir, welche Erkenntnisse der Queer Studies für eine Professionalisierung der bildungsorientierten Sozialen Arbeit besonders zentral sind, und profilieren den Begriff der Postheteronormativität durch eine Abgrenzung von postheteronormativen zu antidiskriminierenden Ansätzen (4).

2. Post(-)Heteronormativität in den Sozialarbeits- und Erziehungswissenschaften

Soziale Arbeit bewegt sich im Spannungsverhältnis zwischen einer tradierten Normierungs- bzw. Normalisierungsfunktion einerseits, der entsprechend sie angehalten ist, Menschen an gesellschaftlich-kulturelle Normen anzupassen, und ihrer bewegungspolitischen Ausrichtung andererseits, der entsprechend sie sich ebenso für eine Ausweitung von Handlungsspielräumen einsetzt wie für die Infragestellung von Normen. Auch wenn viele Einrichtungen aus bewegungspolitischen Initiativen hervorgegangen sind und als eine Art „Archiv gesellschaftlicher Konflikte“ (Maurer, 2009) gelten können, dominieren hegemoniale Positionen in der Weise, dass Regelangebote Sozialer Arbeit sich zumeist an able-bodied, heterosexuellen und weiß-deutschen Nutzer:innen orientieren. Gleichzeitig bleiben auch Angebote, die beispielsweise queere Klient:innen adressieren oder dezidiert aus

LGBTIQ+-Bewegungen hervorgegangen sind, in dominante Diskurse verstrickt. Um einer entsprechenden Ausrichtung in der akademischen Ausbildung zu begegnen und für dominante normative Muster zu sensibilisieren, führten Jutta Hartmann, Swantje Köbsell und Barbara Schäuble (2018, S. 1) in ihren hochschuldidaktischen Überlegungen „präfigurativ“ Postperspektiven ein, „[...] die auf ein Jenseits etablierter Dominanzverhältnisse gerichtet sind“ und diese stark zu machen versuchen. Über das Vermitteln von Wissen über gesellschaftliche Zusammenhänge und das Reflektieren hegemonialer Perspektiven hinaus geht es ihnen darum, „auch marginalisierte und vielen eher unbekanntere Horizonte sowie die ermächtigenden Strategien sozialer Bewegungen zugänglich“ (ebd.) zu machen und neue Selbstverständlichkeiten zu etablieren. So verbinden sie kritische Zugänge mit Post-Perspektiven.

Hier knüpften wir mit dem Praxisforschungsprojekt Viel*Bar an (Busche et al., 2018). Bildungsarbeit in einem Jugendmuseum zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt analysierend stellten wir fest, dass in der untersuchten Praxis ‚Antidiskriminierung‘ und ‚Empowerment‘ zwar als übergeordnete pädagogische Ziele gleichwertig nebeneinanderstehen, die pädagogische Bearbeitung jedoch dazu neigt, den Schwerpunkt auf die Verhütung von Diskriminierung zu setzen und dabei hierarchische Verhältnisse eher wiederholend aufruft denn unterminiert. Zugleich problematisierten wir das genannte doppelte Ziel als fraglich: „Zum einen vergegenständlicht ‚Empowerment‘ Identitäten dann, wenn er als ein ausschließlich affirmativer Bezug auf Identitätskategorien versäumt, deren Hervorgebracht-Sein zu thematisieren, sodass sie wie ‚eingelassen in Stahl und Beton‘ erscheinen. Zum anderen läuft ein Aufrufen von – sozial und gesellschaftlich dringend zu überwindenden – hierarchisierenden, entwertenden und verletzenden Situationen im Namen der Antidiskriminierung dann Gefahr, deren hierarchisierte Struktur in den Köpfen von Kindern und Jugendlichen zu verfestigen, wenn dieses Aufrufen den Einstieg zum Thema darstellt, wenn es wiederholt geschieht oder wenn nicht in gleicher Intensität auch Handlungsstrategien und andere, gerade auch visionäre Realitäten Raum erhalten.“ (Hartmann et al., 2018, S. 178 f.) In den im Viel*Bar-Projekt entwickelten Orientierungslinien für pädagogisches Handeln markieren wir mit dem Term ‚postheteronormativ‘ daher die Intention „Situationen und soziale Räume herzustellen bzw. anzustreben, in denen heteronormative Verhältnisse weitgehend überwunden sind. Hier erhalten all jene Menschen, die sich quer zu Zweigeschlechtlichkeit und zur Dichotomie von Hetero- und Homosexualität bewegen, den gleichen Raum wie die, die sich cisgeschlechtlich und heterosexuell verstehen, ohne sich erklären oder legitimie-

ren zu müssen.“ (ebd., S. 184) Als relevant heben wir den pädagogischen Zugriff auf das Thema ‚geschlechtliche und sexuelle Vielfalt‘ hervor, denn Themen werden über Zugänge konstituiert. Der Einstieg in ein Thema definiert dieses auf signifikante Weise: Er bestätigt vorherrschende (Problem-)Annahmen oder irritiert sie, indem er neue Denk- und Lernräume eröffnet und ein postheteronormatives Handeln in einem (noch) heteronormativen Gesamtkontext ermöglicht.

Zielt unsere Konzeption von ‚Postheteronormativität‘ darauf ab, für den Bildungsbereich Zugänge auszuloten, die von Anfang an über Heteronormativität hinausweisen und neue, eigensinnige Selbstverständnisse und Lebensentwürfe ermöglichen (vgl. auch Busche, 2021; Hartmann, 2021), nutzt Florian Cristóbal Klenk (2022) den Begriff der ‚Post-Heteronormativität‘, um die Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz der auf Geschlecht und Sexualität bezogenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse hervorzuheben. In Anlehnung an Naika Foroutans Begriff der ‚postmigranischen Gesellschaft‘ verweist er „auf geschlechtlich-sexuelle Dynamisierungsprozesse innerhalb eines umkämpften Terrains der Normativität und Normalität, die zwischen Erosion, Flexibilisierung, Restauration und (Wieder-)Verwertung geschlechtlicher und sexueller Differenz oszillieren“ (ebd., S. 22). Klenk betont „das Vor und Zurück sowie Für und Wider heteronormativer Transformationsprozesse in seinen widersprüchlichen, Freiheit ermöglichenden wie auch begrenzenden, Facetten“ (ebd., S. 23). Damit erweisen sich gesellschaftliche Räume als zugleich heteronormativ wie postheteronormativ. Der Bindestrich markiert ein Changieren, bei dem Heteronormativität situativ, aspekthaft und/oder zeitweise überwunden sein kann, sich ein Raum einmal eher postheteronormativ, ein andermal mehr heteronormativ ausgerichtet zeigt.

Als entsprechend ambivalent gekennzeichnet erweisen sich auch pädagogische Räume. Klenk zeigt am Beispiel der Schule auf, wie vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen im Spannungsverhältnis von Pluralisierung und Norm(alis)ierung zwar zunehmend präsent sind und doch prekär bleiben. Sichtbar werden widerstreitende Bewegungen, die sich zum einen für eine „Erweiterung geschlechtlicher und sexueller Normalitätsordnungen in und über Bildung“ engagieren und sich zum anderen dagegen verwehren, die eigene „heteronormative Hegemonie infrage gestellt“ (ebd., S. 7) zu sehen. So zeigen sich pädagogische Räume zugleich z. B. als ein Ort von mehr Sichtbarkeit *und* von bestehender Diskriminierung als ein Ort der Infragestellung heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit *und* als ein Ort des Beförderns fixer Identitätskategorien. Mit dieser Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Phänomene müssen Lehrkräfte einen Umgang finden. Klenk

arbeitet diese berufliche Aufgabe als ein empirisch begründetes Bezugsproblem der „post-heteronormativen Professionsambivalenz“ (ebd., S. 385) heraus.

Die beiden Begriffe von Postheteronormativität und Post-Heteronormativität sind auf unterschiedlicher Ebene angesiedelt. Post-Heteronormativität fasst die widersprüchliche Situation in pädagogischen Räumen. Postheteronormative Perspektiven zielen hingegen auf die Qualifizierung didaktischer Möglichkeiten zur situativen Überwindung von Heteronormativität ab und zur Eröffnung neuer Möglichkeitsräume in der Pädagogik, auch wenn Machtverhältnisse im Gesamtkontext weiterbestehen und der pädagogische Raum zwangsläufig ein widersprüchlicher bleibt. Beide Begriffe verstehen Heteronormativität als mit anderen Differenzverhältnissen in Wechselwirkung stehendes Macht- und Herrschaftsverhältnis, das sich zwar stetig erneuernd verschiebt, in dem die Matrix heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit bislang gleichwohl dominant bleibt.

3. Postheteronormative Zugänge in der Praxis – empirische Qualifizierung

Im Folgenden interessiert uns die Umsetzung postheteronormativer Zugänge in der pädagogischen Praxis, die wir anhand von Beispielen bildungsorientierter Sozialer Arbeit erörtern. Dabei greifen wir auf empirisches Material aus drei Praxisforschungsprojekten zurück und unterziehen es einer erneuten Analyse. Die Daten setzen sich aus Einzel- und Gruppeninterviews, Verlaufsprotokollen von Reflexionsgruppen, teilnehmenden Beobachtungen sowie Bildungsmaterialien zusammen. Im Datenkorpus identifizierten wir zunächst Passagen, die zum einen potenziell postheteronormativen Gehalt aufweisen, und zum anderen Spezifika des Arbeitsfeldes tangieren. Diese verglichen wir miteinander, wählten die aussagekräftigsten für eine Feinanalyse aus und werteten sie mit einer Kombination aus Kodierverfahren der Grounded Theory (Charmaz, 2006) und Kritischer Diskursanalyse (Jäger, 1999) aus. In der folgenden Präsentation der Ergebnisse interessiert uns, wie postheteronormative Zugänge in verschiedenen Arbeitsfeldern aussehen und was diese in konkreten Situationen als solche qualifizieren. Wir analysieren die Mechanismen, die dazu führen, dass der untersuchte Raum auch hier ein post-heteronormativer, in Machtverhältnisse verstrickter bleibt, und fragen, wie die wegweisenden Ansätze in Richtung postheteronormativer pädagogischer Situationen verstärkt werden können.

3.1 Außerschulische Jugendbildung

Das erste Beispiel stammt aus einer teilnehmenden Beobachtung im Jahr 2016. Es wurde im Rahmen des Praxisforschungsprojekts Viel*Bar erhoben, in dem es um vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen in der (musealen) Bildungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen ging (vgl. Busche et al., 2018).¹ Darin setzen sich Fünft- und Sechstklässler:innen mit verschiedenen Exponaten in einer Ausstellung zum Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt auseinander, u. a. mit einem Ziehharmonikabild, das aus der einen Blickrichtung die Sängerin und Dragqueen Conchita Wurst und aus der anderen Tom Neuwirth zeigt. Es handelt sich dabei um ein und dieselbe Person. Im Nachgespräch dazu diskutieren die Schüler:innen das Thema ‚Typisch Junge – typisch Mädchen‘ und es geht darum, dass Geschlecht etwas ist, das Personen zugeordnet wird:

[Die Workshopleitung] zieht eine Linie auf der Tafel und sagt, dass die Linie gemacht sei: „Ihr kommt nicht als Fußballspieler oder Shoppingqueens auf die Welt.“ Sie fragt: „Was ist ein Konstrukt?“ Das weiß keine:r. [Workshopleitung]: „Was ist konstruieren?“ [Workshopleitung]: „Es wird von Menschen gemacht, das ‚typisch Junge/typisch Mädchen‘ ist gelernt, gebaut. Es gibt Menschen, die sich nicht so fühlen.“ [...] Es taucht die Frage auf, ob Conchita Wurst er oder sie ist. Die Kinder sollen Sätze mit Conchita Wurst machen, in denen sie kein Personalpronomen verwenden. [Die Workshopleitung] schlägt vor, einfach den Namen zu benutzen. (Feldprotokoll ESm II, S. 6)

Mit dem Ziehharmonikabild ist eine Irritation der Schüler:innen intendiert. Die auf der einen Seite mit langen Haaren, getuschten Wimpern und Bart abgebildete Conchita Wurst und den auf der anderen Seite kurzhaarigen, ungeschminkten Tom Neuwirth nehmen die Betrachter:innen in der Regel nicht als ein und dieselbe Person wahr – es sei denn, sie kennen sie bereits über die Medien. So oder so stellt das Bild einen Gesprächsanlass dar, den wir als postheteronormativ begreifen: Denn auf der Ebene der Darstellung einer Person in zwei unterschiedlichen Repräsentationsformen – dabei eine in einer Kombination von in der Gesellschaft gemeinhin als unvereinbar geltenden Geschlechterinsignien – symbolisiert das Bild die Möglichkeit,

1 Eine weitere Darstellung und Analyse des Beispiels unter einer anderen Fragestellung findet sich in Busche (2018, S. 132 f).

unterschiedliche Geschlechts- und Persönlichkeitsentwürfe² miteinander zu vermengen und zu leben. Dabei ermöglicht es die Perspektivität des Bildes, dass die Betrachter:in je nach Blickwinkel nur bzw. überwiegend eine Darstellungsweise der abgebildeten Person sieht, zentral vor dem Bild platziert jedoch beide ‚Personenfragmente‘ in Form sich abwechselnder Fotostreifen. Sie sind einander gleichgestellt und ergeben doch kein kohärentes Bild. Damit ist ein Facettenreichtum geschlechtlicher Marker, aber auch eine ‚Zersplitterung‘ innerer Verfasstheiten angedeutet, die in eine les- und leb- bare Existenzweise überführt werden muss (vgl. 3.3). Mit diesem Zugang tritt die Workshop-Chiffre ‚sexuelle und geschlechtliche Vielfalt‘ aus der heteronormativen Erwartung an eine eindeutige Identität heraus und qualifiziert sich als queer im Sinne von „queer is less an identity than a critique of identity“ (Jagose, 1996, S. 131). Von einer real existierenden geschlechtlichen Vielfalt wie einer „Vielschichtigkeit des Verlangens“ (Hocquenghem, 1974, S. 11) innerhalb einer Person auszugehen, schafft Räume, in denen Komplexität und Vielfältigkeit mit dem noch immer damit verbundenen Irritationspotenzial prominenten Platz erhalten.

Ein Zugang, der zwei Erscheinungsweisen ein und derselben Person gleichzeitig darstellt, evoziert mitunter die Frage nach dem Verhältnis beider Anteile. Eine Frage, die in Bezug auf Transgender, Drag und Crossdressing eine viel diskutierte und komplexe Angelegenheit darstellt.³ Conchita Wurst potenziert diese Frage durch das Vereinen von weiblich und männlich konnotierten Attributen. Die ‚Dragqueen mit Bart‘ unterläuft das in medialen Repräsentationen von Dragqueens übliche Bild des Spiels mit rein weiblich konnotierten Attributen und produzierte mit der Brechung dieser Konvention Mitte der 2010er-Jahre eine innovative Irritation des vorherrschenden Blicks.⁴ Entsprechend wird von den Schüler:innen in der beobachteten Sequenz die Frage nach der geschlechtlichen Zuordnung von Conchita Wurst gestellt. Das postheteronormative Potenzial des Umgangs mit dieser Frage sehen wir darin, die binär-geschlechtliche Zuordnung durch Personalpronomina der Person Conchita Wurst/Tom Neuwirth insofern zu unterlaufen, als die Workshopleitung durch den Vorschlag der Namensnutzung einen produktiven Umgang mit dem Unentscheidbaren

-
- 2 Sowohl Tom Neuwirth als auch die Kunstfigur Conchita Wurst repräsentieren unterschiedliche Geschlechterentwürfe, die sich in der Performanz ihrer Persönlichkeit mit weiteren sozialen Gewordenheiten, wie etwa einer (fiktiven) Migrationsgeschichte im Fall von Conchita Wurst, verbinden.
 - 3 Vgl. etwa die fiktive, aber instruktive Diskussion dieser Themen in Meinecke (2006).
 - 4 Wobei Tunten im subkulturellen Kleinkunstbereich diese Art geschlechtlicher Brechungen schon wesentlich früher auf die Bühne gebracht haben.

findet. Die Kinder werden aufgefordert, hier etwas Neues auszuprobieren und ohne Personalpronomina auszukommen, was in Ermangelung von Wissen über die Selbstbezeichnungspraxis einer Person einen sinnvollen Weg darstellt.

In der beobachteten Sequenz hat die Workshopleitung zuvor versucht, Überlegungen zum konstruierten Charakter geschlechtlicher Identitäten auf eine kindgerechte Weise zu vermitteln, indem sie die Produktion eines Kreidestrichs an der Tafel auf die Herstellung von Stereotypen („Fußballspieler oder Shoppingqueens“, „typisch Junge/typisch Mädchen“) übertrug. Indem sie darauf hinweist, dass diese Stereotype „gelernt, gebaut“ sind und nicht für alle Menschen passen, deutet sie auf Subjektivierungsprozesse hin: Diese können sich zwischen Aneignung und Unterlaufen diskursiver Vorgaben abspielen und Stereotype dabei (re)produzieren – oder eben nicht. Grundsätzlich irritiert sie damit Vorstellungen von Geschlecht, die sich aus biologisch-körperlichen oder religiösen Begründungen speisen, die das jeweilige So-Sein als natürlich bzw. göttlich vorgegebenen Zustand essenzialisieren. Die sozialen Produktionsweisen von Geschlecht zu begreifen, stellt eine Grundbedingung für die bewusste Überschreitung von Heteronormativität dar. Problematisch in dem Sinne, an heteronormative Annahmen gebunden zu bleiben, wirkt hier jedoch, dass mit den gewählten Beispielen lediglich Bezüge auf stereotype Aspekte von Geschlecht hergestellt werden, die sich in der überkommenen Unterscheidung von biologisch-anatomischem und kulturellem Geschlecht – *sex* und *gender* – auf das Gebautsein und Gelerntwerden von *gender* beziehen. Demgegenüber wird das in Judith Butlers (1999, S. 11) Verständnis von *sex* als *always already gender* auf den Punkt gebrachte queertheoretische Grundanliegen einer Ent-Naturalisierung von Geschlecht im Gesamten nicht explizit tangiert. Weiter ist lediglich das subjektive Gefühl als Angelpunkt dafür angesprochen, nicht in die hegemoniale Struktur binärgeschlechtlicher Typisierungspraxis zu passen. Bleibt jedoch als eine weitere queertheoretische Erkenntnis dethematisiert, dass eine ‚Unpassendheit‘ beim Hervorbringen von Normalitätsvorstellungen grundsätzlich mitproduziert wird (vgl. Butler, 1997, S. 32 ff., S. 316 ff.), dann läuft der gewählte Zugang Gefahr zu individualisieren. Es scheinen sich dann einige wenige Individuen ‚unpassend‘ zu fühlen, um deren Integration sich bemüht werden kann. Als ein soziales Problem unreflektiert bleibt die binäre Struktur dieser Prozesse und die Betroffenheit aller von ihnen. Allein den Konstruktionscharakter von Geschlecht zu benennen, ohne den gesellschaftlich-kulturellen Druck wie die vorherrschende heteronormative Logik von Norm und Abweichung als

solche zu thematisieren, unterschlägt die gewaltsamen Zurichtungsaspekte, die auf alle Geschlechter wirken.

Wir gehen hier, wie in den folgenden Beispielen davon aus, dass die entfalteten postheteronormativen Zugänge im entstandenen post-heteronormativen Bildungsraum durch eine pädagogische Praxis gestärkt werden könnten, die den aufgezeigten heteronormativen Implikationen durch eine dezidiert heteronormativitätskritische Thematisierung und Reflexion begegnen.

3.2 Prävention sexualisierter Gewalt

Das nächste Beispiel stammt aus dem Praxisforschungsprojekt JupP*, in dem es um die Prävention sexualisierter Gewalt gegen Jungen* in pädagogischen Settings ging (vgl. Busche et al., 2022). Unter anderem tauschten sich Praxispartner:innen aus unterschiedlichen Feldern der Bildungs- und Beratungsarbeit in Reflexionsgruppen über Potenziale ihrer Ansätze aus. Die folgende Sequenz entstammt einem Verlaufsprotokoll aus dem Jahr 2020. Mitarbeitende eines sexualpädagogisch arbeitenden Trägers berichten darin von einem neuen Workshopkonzept, bei dem u. a. zum einen ein vormals genutztes, binär vergeschlechtlichtes Körperbild durch ein Körpermodell ersetzt wird, welches mit verschiedenen geschlechtlich konnotierten Merkmalen ausgestattet viele unterschiedliche Kombinationen von Körpermerkmalen erzeugen kann. Zum anderen werden die teilnehmenden Schüler:innen nicht länger in binärgeschlechtlich getrennte Gruppen aufgeteilt, sondern sollen zukünftig in gemischtgeschlechtlichen Gruppen arbeiten:

„Im Workshop wird versucht, nicht von Jungen und Mädchen auszugehen. Die Kinder werden in vier Gruppen eingeteilt, und es wird geschaut, was sich ändert, wenn Gruppeneinteilung nicht mehr binär geschlechtergetrennt ist und das Sternchen den Durchführenden bewusster ist. Es ist die Frage, ob dadurch neue Themen entstehen. (Verlaufsprotokoll RG6, S. 10)

Auf die Nachfrage einer teilnehmenden Person, was das mit der Prävention sexualisierter Gewalt gegen Jungen* zu tun hat, wird geantwortet:

„Es geht darum, dass wir denken, dass in der sexuellen Bildung Mädchen und Jungen gut abgeholt werden, wenn sie uns ansprechen wollen. Wegen der binären Einteilung haben wir uns gefragt, ob sich die Jugendlichen, die mit Sternchen unterwegs sind, auch abgeholt und mit-

gedacht fühlen. Wenn sie sich nicht mitgedacht fühlen, dann werden sie sich nicht wegen sexualisierter Gewalt an uns wenden. Es stellt mehr Vertrauen her, wenn wir signalisieren, dass wir sie mitdenken und Ansprechpersonen für den gesamten Bereich sexueller Bildung sind.“ (Verlaufsprotokoll RG6, S. 11)

Mit dem neuen Workshopkonzept ist anvisiert, die im Kontext sexueller Bildung dominante Praxis zum einen mit binären Körpermodellen und zum anderen in Mädchen- und Jungengruppen getrennt zu arbeiten, zu durchbrechen, etwas Neues auszuprobieren und dies in seiner Wirkung in einem offenen Prozess reflektierend zu beobachten. Das postheteronormative Potenzial dieses Versuchs liegt zum einen in der Einführung eines Körpermodells, das eine Vielfalt an vergeschlechtlichten Körpern normalisiert und neben weiblich und männlich auch trans* und inter* visualisiert. Weiters liegt es in einer Gruppenbildungspraxis, bei der von einem binären Einsatz der Kategorie Geschlecht als Gruppenzugehörigkeitsmarker und einer damit zwangsläufig verbundenen geschlechtlichen Festlegung der Teilnehmenden abgesehen wird. Das Potenzial unterstützend wirkt der Modus des Vorläufigen: Im Wissen, dass die binär vergeschlechtlichte Wahrnehmung anderer Menschen schwer auszuhebeln ist, soll versucht werden, die Teilnehmenden nicht als Jungen oder Mädchen zu kategorisieren. Indem „geschaut“ wird, was passiert, wird jedoch in Rechnung gestellt, dass der intendierte Effekt – alle fühlen sich in ihrem Geschlecht „mitgedacht“ und können vor diesem Hintergrund Vertrauen für ein mögliches Ansprechen selbst erlebter Gewaltwiderfahrnisse aufbauen – nicht zwangsläufig eintreten muss, ja fehlschlagen kann. Auch sind die Differenzen in einer Gruppe, in der die Komplexität von Geschlecht an sich schon herausfordernd, aber eben nur eine (Des)Identifikationsmöglichkeit von vielen ist, sehr groß. Das prozessoffene Vorgehen begleitend zu reflektieren impliziert, dass hier gegebenenfalls angemessen nachjustiert werden soll. Die vorgenommene Konzeptänderung erfolgt auf Basis der Einschätzung, dass das bisherige binär geschlechterdifferenzierende Format zwar insofern als erfolgreich gilt, als sich (zumindest bestimmte) Mädchen und Jungen in ihrer spezifischen Betroffenheit gesehen fühlen (können), wenn diese über Gewaltwiderfahrnisse sprechen und sich anvertrauen (wollen). Da es entsprechende Ansprachen für weitere Geschlechter bislang nicht gibt, ist die Frage jedoch berechtigt, ob geschlechtliche Vielfalt jenseits von Jungen- und Mädchenpositionierungen ausreichend integriert ist.

Im Protokoll bleibt offen, was genau das „Sternchen“ bezeichnet, das den Workshopdurchführenden verbunden mit der Abkehr von der bisheri-

gen binären Gruppeneinteilungspraxis zukünftig bewusster sein soll. Was dies ausdrückt, wird als den Gesprächsbeteiligten der Reflexionsgruppe vertraut angenommen und nicht weiter erläutert. Im Fachdiskurs durchaus unterschiedlich eingesetzt – z. B. auch, um den konstruierten Charakter jedweder Identität zu markieren und genaue Festlegungen zu unterwandern –, legt der Sinnzusammenhang jedoch nahe, dass es hier gleichbedeutend für geschlechtliche und sexuelle Vielfalt steht. Queerness markiert nach José Esteban Muñoz (2009) Potenzialität und die Möglichkeit einer anderen Welt. Wird den Adressat:innen Offenheit in ihrer Positionierung zugestanden und werden sie über die Zeit nicht doch auf bestimmte Identitäten ‚festgestellt‘, dann lässt sich dies als ein Schritt in Richtung queeres World-making begreifen, einer utopieaffinen Entwicklung alternativer Erzählungen.

Unausgeführt bleibt im analysierten Beispiel auch, wie genau das „Signalisieren“ gegenüber den Teilnehmenden jenseits der Demonstration genitaler Vielfalt und anderer vergeschlechtlichter Attribute am Modell konkret aussehen kann. Das „Sternchen“ einfach bewusster zu haben, überzeugt insofern wenig, da keine genaue Vorstellung zu bestehen scheint, wie die Teilnehmenden mit Blick auf ihre potenzielle geschlechtliche Vielfalt konkret angesprochen werden können. Der neue Gruppeneinteilungsmodus folgt eher einer Dethematisierung von Geschlecht und entspricht den alltäglichen pädagogischen Erfahrungen der Jugendlichen. Hier besteht das Risiko, in eine vermeintliche Neutralität zu rutschen, die bekanntlich Gefahr läuft, bestehende Machtverhältnisse unreflektiert weiterzutragen und damit Heteronormativität zu reproduzieren – sowie die Errungenschaften, die mit der vorherigen Gruppeneinteilungspraxis verbunden waren, aufs Spiel zu setzen (vgl. Hartmann et al., 2023). Ähnlich vage bleibt der Begriff des „Mitdenkens“: Kindern zu vermitteln, dass sie in ihrem spezifischen Sein wahrgenommen werden, ihre Lebensweise zumindest in Teilen bekannt ist und sie sich nicht erklären müssen, stellt ein wichtiges pädagogisches Ziel dar; doch verweist ein Mitdenken eher auf einen der Logik von Norm und Abweichung folgenden Integrationsgedanken. Damit wird weder von der Besonderheit des Einzelfalls noch von der Vielfalt aus, sondern weiter von der Norm aus gedacht.

3.3 Weiterbildung pädagogischer Fachkräfte

Abschließend diskutieren wir ein Beispiel aus dem Forschungsprojekt ‚Gender 3.0 in der Schule‘ (Busche et al., 2022), in dem es um Herausforderungen und Handlungsbedarfe im Bereich Lehrkräfteausbildung zur Aner-

kennung von Gendervielfalt unter besonderer Berücksichtigung des Personenstands divers geht. In der folgenden Beobachtungssequenz aus einer Fortbildung zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt mit pädagogischen Fachkräften werden Begriffe eingeführt, mittels derer queere Communities und Queer Studies eine differenziertere Wahrnehmung von Geschlecht und Sexualität zu ermöglichen versuchen. Auf einer Folie sind viele Regenschirme in den Farben unterschiedlicher Pride Flaggen abgebildet, mittels derer queere Gruppen und Individuen ihre geschlechtliche und/oder sexuelle Selbstverortung symbolisieren und sich darüber (zu) erkennen (geben) können. Unter jedem Schirm stehen die entsprechenden Begriffe, die von den Teilnehmenden, soweit sie sie schon kennen, erklärt werden sollen:

Eine [teilnehmende Person] fragt, ob genderfluid zu nicht-binär gehört. [Die Workshopleitung] verweist auf den Gedanken des Regenschirms: Es könnte eine Art von Nicht-binär-Sein sein und zugleich etwas Eigenes. [Die teilnehmende Person] sagt, dass sie „Felix ever after“ gelesen hat und die Person im Buch sich an manchen Tagen eher weiblich und an manchen Tagen eher männlich fühlt. Wenn sie sich eher weiblich fühlt, könne man das auch „demi-girl“ nennen. [Die Workshopleitung] bestätigt das und sagt, dass es auch da mit hinein gehört. [...] [Die Workshopleitung] geht dann auf den Bereich der sexuellen Vielfalt ein und will wissen, ob eine Person a_sexuell definieren kann. Eine [teilnehmende Person] sagt [...]: „Das Fehlen von sexueller Attraktion zu anderen Menschen, Anziehung“. Eine andere ergänzt noch a_romantisch, dass Personen, die a_sexuell sind nicht a_romantisch sein müssen. [Die Workshopleitung] findet die Antworten gut, ergänzt dazu eine Communitydefinition, die besagt, dass ein sexuelles Begehren vorhanden ist, „was weniger ist, als die Norm“. Bei vielem, was hier gesprochen würde, ginge es um die Frage, ab wann ist etwas eine Abweichung. Und da ginge es auch um Selbstdefinition. Das sei eine Bandbreite von Möglichkeiten. Und allosexuell sei der Begriff, der die Norm beschreibt. Begriffe, die die Norm beschreiben, seien eher Begriffe, die die Leute eher nicht kennen. Und auch neuere Begriffe, da oft Mediziner:innen etwas pathologisiert haben und die so markierten Leute dann irgendwann gesagt haben: „Ihr seid ja auch nicht einfach normal, Ihr seid heterosexuell oder allosexuell“. (Feldprotokoll 8, Z. 169–195)

Mit der Folie der verschiedenfarbigen Regenschirme ist intendiert, einen Einblick in die Vielfalt unterschiedlicher geschlechtlicher und sexueller Selbstverortungen zu geben sowie deren Bezeichnungen zu vermitteln. Das

postheteronormative Potenzial der beobachteten Situation liegt in der un-aufgeregten Selbstverständlichkeit, mit der diese Vielfalt ausgehend von Selbstdefinitionen aufgerufen wird. Und es liegt in der vermittelten Reihe von Begriffen, mit deren Hilfe die Welt im Blick auf Geschlecht und Sexualität vorherrschende Binaritäten überschreitend differenzierter wahrgenommen wird. Dabei ist manchen der eingeführten Begriffe eigen, sich nicht klar von anderen abgrenzen zu lassen, Überlappungen aufzuweisen und Fließendes im Unterschied zu klar Getrenntem begrifflich zu fassen. Diskurstheoretischen Überlegungen der Queer Studies entsprechend machen Bezeichnungen Realitäten nicht einfach abbildend wahrnehmbar, vielmehr leisten sie auch einen Beitrag dazu, sie hervorbringend lebbar(er) zu machen (Butler, 1997, S. 33).

Dem Wunsch einer teilnehmenden Person, die Begriffe klar zugeordnet sortiert zu bekommen, widersteht die Workshopleitung, indem sie den in Frage stehenden Begriff „genderfluid“ mit einem Sowohl-als-auch verbindet: Ihm kommt sowohl eine eigenständige Position zu als auch ein artverwandtes Verhältnis zu „non-binär“. Unausgeführt bleibt an dieser Stelle der Verweis auf den Regenschirm. Sinngemäß könnte er vorherigen Ausführungen der Workshopleitung folgend dafürstehen, „genderfluid“ neben weiteren Begriffen zum Überbegriff „non-binär“ zugehörig zu begreifen und „non-binär“ im Sinne eines im Wissenschaftsdiskurs gedachten *umbrella-term*, wie auch beide zugleich der Folienabbildung entsprechend eigenständig nebeneinanderstehend. Damit unterläuft die Definition eine eindeutige Zuordnung. Zugleich wird sich in der Fortbildung nicht nur mit alternativen Selbstbezeichnungen und mit den damit verbundenen Möglichkeitsräumen auseinandergesetzt. Im heteronormativen Diskurs bislang unmarkierte Normpositionen werden vielmehr als Teil des Geschlechter- und Sexualitätsspektrums benannt, die Möglichkeit der Selbst-(und Fremd-)Definition auch für diese diskursiv eingeholt und die heteronormativitätskritische Frage aufgeworfen, wie etwas überhaupt zur Abweichung (gemacht) werden kann.

Doch zeigt auch dieses Beispiel, wie die besten Zugänge und Impulse im Weiteren von deren gekonnter Diskussion und einem entsprechend reflektierenden Umgang mit heteronormativen Implikationen leben, seien sie in den Aussagen der Teilnehmenden und der Pädagog:innen oder in den Zugängen selbst angelegt – in dieser Situation z. B. in der Folie, die zwar eine Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Selbstverständnisse aufspannt, nicht aber Vielfalt von der Vielfalt aus denkt. Sie repräsentiert Heterosexualität nicht mit und steigt damit nicht von Anfang an aus der impliziten Unterscheidung von Norm und Abweichung aus. Heteronormative Grundierun-

gen finden sich im Beobachtungsprotokoll an weiteren Stellen. So bezieht sich die Aussage einer teilnehmenden Person auf ein gelesenes Jugendbuch. In diesem beschreibt eine Person ihr geschlechtliches Selbstverständnis insofern als variierend, als sie sich manchmal eher männlich und manchmal eher weiblich fühlt. Letzteres könne auch als „demi-girl“ bezeichnet werden. Die Fortbildungsleitung bejaht, dass dieses Phänomen als zu den eingeführten Begriffen der Genderfluidität und Non-Binarität zugehörig angesehen werden kann, versäumt es jedoch, die in dem konkreten Beispiel der teilnehmenden Person innewohnende Tendenz des Quantifizierens reflektierend aufzugreifen. Diese Tendenz neigt dazu, die von der Gesellschaft jeweils als weiblich und männlich qualifizierten Eigenschaften weniger in ihrem gleichzeitigen Auftreten denn in ihrer jeweiligen ‚unterm-Strich‘-Dominanz als eher das eine oder das andere zu erfassen und mit quantifizierbaren Angaben in einer Subjektposition – in diesem Fall als Halb-Mädchen – dingfest zu machen. Heteronormativitätskritisch böten sich hier Hinweise auf psychoanalytische Perspektiven der Queer Studies an, die den geschlechtlichen und sexuellen Körper als durch unbewusste Einschreibungen hervorgebracht verstehen und auf allen Ebenen von *sex*, *gender* und Begehren immer Mischungsverhältnisse sowie eine unbewusste Ambiguität hervorheben (Quindeau, 2014). Solchen Perspektiven folgend erscheinen alle – zumindest ein bisschen – als queer. Entsprechende Erkenntnisse laden dazu ein, sich die Vielschichtigkeit und die Ambiguität jedweden Geschlechtskörpers und jedweder geschlechtlichen und sexuellen Identität zu vergegenwärtigen (vgl. Hartmann, 2023 und 3.1). Mit Blick auf das konkrete Beispiel wäre diskutierbar, wieso der zugrundeliegenden Logik folgend keine Gleichzeitigkeit des vielfältigen Sowohl-als-auch möglich zu sein und es einer letztlich doch auch wieder vereindeutigenden Subjektposition als Demi-Girl zu bedürfen scheint. Weiter könnte gefragt werden, warum eine ‚eher weiblich‘-Tendenz nur ein anteiliges Mädchen hervorbringen soll. Insbesondere wäre aus einer heteronormativitätskritischen Perspektive zu diskutieren, inwiefern eine solche Art von Quantifizierung angesichts von ‚Bruchteil‘-Mädchen und ‚Bruchteil‘-Jungen tatsächlich oder nur scheinbar dazu verhelfen kann, binäres Denken zu überschreiten. Unseres Erachtens veranschaulicht das Beispiel die Gefahr, durch Instrumentalisierung von Selbstdefinitionen für individualisierende Differenzierungen und einer Scheu vor deren kritischen Befragung das vermeintlich genau Bestimmte immer weiter zu essenzialisieren. Denn der Konstruktionscharakter jedweder Identität scheint aus der Sorge heraus, einer mühsam erreichten Authentizität zu widersprechen, zunehmend aus dem Blick zu geraten. So vermag die beobachtete Situation zu veranschaulichen, dass die Mög-

lichkeit zu Selbstdefinitionen Heteronormativität – die Selbstverhältnisse über normative Diskurse konstituiert und Selbstdefinitionen in der Regel über Fremddefinitionen initiiert – zwar überschreitet, nicht aber jede Selbstdefinition Heteronormativität hinter sich lässt.

Nicht alle aus queeren Bewegungen entstammende Definitionen und Begriffe wirken per se postheteronormativ – auch wenn sie zum Erreichen bestimmter Teilziele sinnvoll sein mögen. So wirft auch die zum Ende des Protokollauszugs genannte Unterscheidung von A_Sexualität und Allosexualität eine Dichotomie auf und reproduziert die Unterscheidung von Norm und Abweichung, ohne sie zu problematisieren oder eine Idee davon zu entwickeln, wie diese überwunden werden könnte. Damit nährt sie eine normalistische Haltung (Foucault, 1997, S. 172), die die unübersichtliche Vielfalt machtvoll um eine Norm anordnet, indem sie Subjekte veranlasst, nach Durchschnitt und Mitte fragend sich ‚ver-sichernd‘ an vorherrschenden Normalitätsgrenzen auszurichten.

4. Didaktische Qualität postheteronormativer Zugänge – mehr als antidiskriminierend

Aus einer queertheoretischen Perspektive betrachtet erweisen sich die drei untersuchten Protokollauszüge als ambivalent und post-heteronormativ: Ausgewählt nach ihren postheteronormativen Zugängen lassen sich zwar in allen Beispielen Dynamisierungsprozesse nachzeichnen, die neue Selbstverständlichkeiten protegieren, jedoch finden sich zugleich überall auch unreflektierte heteronormative Annahmen. Dieses Nebeneinander von postheteronormativen und heteronormativen Aspekten veranschaulicht das widersprüchliche Vor- und Zurückbewegen des Transformationsprozesses in seinen eröffnenden wie begrenzenden Aspekten (vgl. 2.). Gleichzeitig konnten postheteronormative Perspektiven als ermöglichende Impulse – so vorgefunden oder anknüpfend daran weiterentwickelt – didaktisch wie folgt qualifiziert werden: In den Mittelpunkt ihres Zugangs stellen die untersuchten postheteronormativen Zugänge die Erkenntnis und Sinnhaftigkeit

- einer Gleichzeitigkeit sich – dem dominanten Diskurs entsprechend – widersprechender vergeschlechtlichter Merkmale eines vielfältigen Sowohl-als-auch; auch im Sinne einer inhärenten Vielfältigkeit, Unentscheidbarkeit und Zersplitterung einer geschlechtlichen und sexuellen ‚Identität‘, die die Suche nach einem ‚wahren‘ Geschlecht obsolet erscheinen lässt;

- einer Offenheit für die Vielfalt an vergeschlechtlichten Körpern und Performanzen, die momentan als weiblich, männlich, trans*, inter*, non-binär bezeichnet werden, für eine Vielfalt an sexuellen Selbstverständnissen und deren Bezeichnungen wie für Bezeichnungen, die noch kommen können;
- einer entspannten Selbstverständlichkeit, mit der vielfältige geschlechtliche und sexuelle Existenz- und Lebensweisen von der Vielfalt aus gedacht und/oder von Selbstbezeichnungen ausgehend aufgerufen werden, mit der alle in ihrer Positioniertheit angesprochen werden, wie auch die Besonderheit des Einzelfalls gesehen wird;
- von Möglichkeitsräumen für eigensinnige Selbstdefinitionen und queeres Worldmaking.

Deutlich wurde jedoch auch, dass postheteronormative Zugänge nur dann über den Moment hinaus überzeugen, wenn sie mit heteronormativitäts-kritischem Wissen verbunden werden und zu einem kritischen Reflektieren des Status quo einladen, d. h. wenn sie tatsächlich nur als Zugang begriffen werden, der zu einer kritischen Auseinandersetzung mit nach wie vor vorherrschenden Mechanismen einlädt und neues Wissen im Sinne der in Kapitel drei diskutierten Erkenntnisse der Queer Theory vermittelnd ermöglicht. Zu einer queeren Professionalität gehört dementsprechend das Reflektieren auftretender Antinomien. Es geht nicht ohne eine Auseinandersetzung mit der vorherrschenden Ordnung und deren Konstruktionsweise, doch lassen postheteronormative Zugänge von Anfang an ein Mehr als diese denkbar werden.

Hier liegt ein zentraler Unterschied zu vorherrschenden Ansätzen der Antidiskriminierung, die in der Regel an einer heteronormativen Mehrheit orientiert deren Empathie durch ein Fokussieren auf Diskriminierungserfahrungen von LGBTIQ+ zu erlangen versuchen (z. B. Schradi, 2016). Viele LGBTIQ+ fühlen sich genau dadurch erneut diskriminiert und viktimisiert. Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt werden bei den fragwürdigen Verhältnissen ansetzend und diese aufrufend thematisiert, womit intendiert ist, Unrechtsbewusstseins und Veränderungsbereitschaft zu erlangen. Häufig findet sich auch der Anspruch, durch Sichtbarmachung von LSBTIQ+-Lebensweisen deren diskriminierender Ausgrenzung zu begegnen. Hier besteht das Risiko einer Verobjektivierung, die Gefahr, dass queer positionierte Personen von denen, die sich selbst unmarkiert als (Cis-Hetero-)Norm imaginieren statt als differenziert unter anderen lebend wahrzunehmen, auf ihre ‚Andersheit‘ hin betrachtet und festgelegt werden (vgl. Jeyasingham, 2008, S. 141). Riskiert wird mit solchen Ansätzen das

Recht auf und die Kontrolle über die eigene Geschichte und damit queeres Worldmaking.

Soziale Arbeit bietet vor dem Hintergrund heterogener Theorien, Methoden und Praxisbezüge einen breiten Fundus an Werkzeugen für professionelles Arbeiten. Ausgehend von praktischen Situationen ihrer spezifischen Arbeitsfelder müssen Fachkräfte diese auswählen und zielgerichtet in Gebrauch nehmen. Eine professionelle Haltung ist aus queertheoretisch fundierter Sicht an eine bewusste Reflexion gesellschaftlicher Machtverhältnisse und normativer Vorgaben gebunden (Hartmann, 2020). Menschen werden regiert und regieren sich zugleich im Horizont der vorherrschenden Diskurse selber. Das Subjekt gilt daher als ein zentraler Ansatzpunkt der Macht. Hier entfaltet das Pädagogische der Sozialen Arbeit seine besondere Relevanz, nicht nur in dezidiert bildungsorientierten Bereichen. Es geht um die Bildung der Menschen in einem doppelten Sinn: um ihre Subjektivierung, also um ihr Verhältnis zu sich, zu anderen und zur Welt, und um ihre diesbezügliche Reflexionsfähigkeit (Hartmann, 2013). Soziale Arbeit hat sich daher zu fragen, welche Weisen, sich selbst, die Anderen und die Welt zu verstehen, in ihrem Kontext ermöglicht und welche verschlossen werden, und welche Rolle Geschlecht und Sexualität und deren kritisch-dekonstruktive Reflexivität dabei spielt. Am Beispiel bildungsorientierter Zugänge Sozialer Arbeit erörtert, gilt es die vorliegenden Überlegungen in ihrer Geltung auch für weitere Felder der Sozialen Arbeit zu prüfen und nachzujustieren. Postheteronormative Zugänge erweitern das handwerkliche Repertoire Sozialer Arbeit. Sie sind queer- wie bildungstheoretisch fundiert und trachten nicht nur danach, zu intervenieren und zu unterstützen, sie intendieren vielmehr auch ermöglichend zu wirken und vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen lebendig werden zu lassen.

Literatur

- Busche, M. (2018). „All included“? Into what? – Heteronormativitätskritische Perspektiven auf diskriminierungssensible Bildungsarbeit. In H. Mai, T. Merl & M. Mohseni (Hg.), *Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen* (S. 119–136). Springer VS.
- Busche, M. (2021). Next Stop: Postheteronormativität. *Sozial Extra* 45, 85–89.
- Busche, M. & Fütty, T. J. (2023). Prekäre Subjektivierungs- und Handlungsbedingungen im Kontext Geschlechterpluralität – Trans*, Inter*, Nichtbinarität und Agender in der Schule. In M. Kampshoff, B. Kleiner & A. Langer (Hg.), *Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung*, 19 (S. 75–90), Budrich.
- Busche, M., Fütty, T. J. & Hartmann, J. (2022). Gender 3.0 in der Schule. *alice. Magazin der Alice Salomon Hochschule Berlin*, 44, 54–55.

- Busche, M., Hartmann, J., Nettke, T. & Streib-Brzič, U. (2018). *Heteronormativitätskritische Jugendbildung. Reflexionen am Beispiel eines museumspädagogischen Modellprojekts*. transcript.
- Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Suhrkamp.
- Butler, J. (1999). *Gender Trouble* (2nd ed.). Routledge.
- Charmaz, K. (2006). *Constructing grounded theory: A practical guide through qualitative analysis*. Sage.
- Foucault, M. (1997). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1* (9. Aufl.). Suhrkamp.
- Hartmann, J. (2013). Bildung als kritisch-dekonstruktives Projekt – pädagogische Ansprüche und *queere* Einsprüche. In B. Hünersdorf & J. Hartmann (Hg.), *Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit?* (S. 255–280). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hartmann, J. (2014). Queere Professionalität als Haltung des Infragestellens und Dynamisierens. Zur Dekonstruktion geschlechtlicher und sexueller Identität in der Sozialen Arbeit. *Sozialmagazin*, (3/4), 22–29. Beltz Juventa.
- Hartmann, J. (2020). Professionalisierung und Professionalität *genderreflexiv* begreifen – Pädagogische Zugänge einer vergeschlechtlichten Profession Sozialer Arbeit aus machtkritischer Perspektive. In H. Cornel, S. Gahleitner, B. Voelter & S. Voss (Hg.), *Professionsverständnisse der Sozialen Arbeit* (S. 80–90). Beltz Juventa.
- Hartmann, J. (2021). Perspektiven einer postheteronormativen Pädagogik. In Bundesarbeitsgemeinschaft Mädchenpolitik (Hg.), *Sex positiv! Mädchen*, junge Frauen* und Sexualität. Schriftenreihe zur Mädchen*arbeit und Mädchen*politik*, 18, 34–43.
- Hartmann, J. (2023). Gender ist immer der Fall – die Frage ist wie. In Land Steiermark – AG Bildung und Gesellschaft: FA Gesellschaft – Referat Jugend (Hrsg.), *Jugendarbeit: gleichgestellt und geschlechtergerecht. Versuch einer interdisziplinären Auseinandersetzung* (S. 103–122). Verlag für Jugendarbeit und Jugendpolitik Graz.
- Hartmann, J., Busche, M., Nettke, T. & Streib-Brzič, U. (2018). *Where to go on?* Mögliche nächste Schritte im Professionalisierungsprozess. In M. Busche, J. Hartmann, T. Nettke & U. Streib-Brzič (2018), *Heteronormativitätskritische Jugendbildung. Reflexionen am Beispiel eines museumspädagogischen Modellprojekts* (S. 177–192). transcript.
- Hartmann, J., Busche, M., Täubrich, M., Scambor, E. & Henzel, C. (2023). Queere Bildung. Konzeptuelle Anknüpfungspunkte und paradoxe Herausforderungen für die Prävention sexualisierter Gewalt (gegen Jungen*). In A. Hennigsen & U. Sielert (Hrsg.), *Praxishandbuch Sexuelle Bildung, Prävention sexualisierter Gewalt und Antidiskriminierungsarbeit. divers – inklusiv – wertvoll* (S. 269–291). Beltz Juventa.
- Hartmann, J., Köbsell, S. & Schäuble, B. (2018). *Neue Selbstverständlichkeiten etablieren – post-normalistische Perspektiven im Studium der Sozialen Arbeit*. In Freie Universität Berlin (Hrsg.), *Toolbox. Gender und Diversity in der Lehre*. http://www.genderdiversitylehre.fu-berlin.de/toolbox/_content/pdf/Hartmann-Koebshell-Schaeuble-2018.pdf [05.10.2024].
- Hocquenghem, G. (1974). *Das homosexuelle Verlangen*. Carl-Hanser-Verlag.
- Jäger, S. (1999). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung* (2. überarb. und erw. Aufl.). Unrast.
- Jagose, A. (1996). *Queer theory: An introduction*. New York University Press.

- Jeyasingham, D. (2008). Knowledge/ignorance and the construction of sexuality in social work education. *Social Work Education*, 27(2), 138–151.
- Klenk, F. C. (2023). *Post-Heteronormativität und Schule. Soziale Deutungsmuster von Lehrkräften über vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen*. Barbara Budrich.
- Maurer, S. (2009). Soziale Arbeit als Gedächtnis gesellschaftlicher Konflikte oder: das heterogen Kollektive. In F. Kessel & H.-U. Otto (Hg.), *Soziale Arbeit ohne Wohlfahrtsstaat? Zeitdiagnosen, Problematisierungen und Perspektiven* (S. 165–172). Beltz Juventa.
- Meinecke, T. (2006). Kings & Queens. In T. Meinecke, *Feldforschung. Erzählungen* (S. 46–57). Suhrkamp.
- Muñoz, J. E. (2009). *Cruising utopia. The then and there of queer futurity*. New York University Press.
- Quindeau, I. (2014). *Sexualität*. Psychosozial.
- Schradi, M. (2016). „Ach, so ist das?!“ – *biografische Comicroportagen*, Band 1. Zwerchfell.

Yannick Zengler

**„Zwei Mädels kann ja eh nicht viel passieren“ –
Queere Jugendliche und der Umgang pädagogischer
Fachkräfte der stationären Erziehungshilfe mit
sexuellen Kontakten und Partnerschaften in der
Einrichtung**

“Nothing much can happen between two girls anyway” –
Queer adolescents and how employees in residential
youth care facilities deal with sexual contacts and
couples in the organisation

Zusammenfassung: Im vorliegenden Beitrag werden anhand erster Ergebnisse eines Forschungsprojekts die geteilten Handlungsorientierungen von Teams stationärer Erziehungshilfeeinrichtungen im Umgang mit zwischenmenschlicher Sexualität der jugendlichen Bewohner:innen rekonstruiert. Dabei wird analysiert, wie diese Orientierungen im Verhältnis zu der Art und Weise stehen, wie die Fachkräfte queere Jugendliche als Adressat:innen in den Blick nehmen. Für diese Untersuchung werden aus einem Sample von insgesamt sechs Gruppendiskussionen mit Fachkräften, die nach der Dokumentarischen Methode ausgewertet werden, exemplarisch zwei verschiedene Handlungspraxen und Bezugnahmen auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in einer komparativen Analyse herausgearbeitet und gegenübergestellt. Deutlich wird, wie eng beide Aspekte wechselseitig aufeinander bezogen sind. Die Bedeutung dieser Erkenntnis wird abschließend in Beziehung zu dem Ziel einer inklusiven Jugendhilfe gesetzt.

Schlüsselwörter: stationäre Erziehungshilfe, Heimerziehung, Jugendhilfe, Sexualität, Dokumentarische Methode, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, Queer

Abstract: This paper reconstructs the shared action orientations of teams in residential youth care facilities when dealing with sexual contact among adolescent residents, based on initial findings from a research project. The analysis explores the relationship between these orientations and how pro-

professionals perceive and address queer adolescents as recipients. Drawing from a sample of six group discussions with employees, analysed using the Documentary Method, two distinct action practices and two approaches to sexual and gender diversity are exemplified and compared in a comparative analysis. It becomes evident how closely intertwined both aspects are with each other. Finally, the significance of this finding is placed in relation to the goal of inclusive youth welfare.

Keywords: residential youth care – group home – sexuality – sexual and gender diversity – queer – Documentary Method

1. Einleitung

Es wird kaum bestritten, dass Sexualität in Einrichtungen der stationären Erziehungshilfe ein relevantes pädagogisches Thema ist: Ebenso wie ihre Altersgenoss:innen, die bei ihren Herkunftsfamilien aufwachsen, stehen Jugendliche, die die Lebensphase „Jugend“ (zeitweise) in Wohngruppen verbringen, vor der Herausforderung, die pubertätsbedingten körperlichen und psychosexuellen Veränderungen zu bewältigen und ggf. erste Schritte im Bereich der Beziehungsgestaltung und (Paar-)Sexualität zu wagen. Abgesehen von der Frage, wie Angebote der sexuellen Bildung und Begleitung in dieser Lebensphase gut gelingen können (vgl. Mantey, 2017), müssen pädagogische Fachkräfte einen konkreten Umgang mit Liebesbeziehungen und intimen Kontakten der Jugendlichen in der Einrichtung finden. Gerade diese Thematik scheint jedoch für die Fachkräfte mit großer Unsicherheit verbunden zu sein (vgl. Wanielik, 2015; GÜnder & Nowacki, 2020, S. 253 ff.). Darüber hinaus werden zunehmend die Ausgrenzungserfahrungen und Barrieren in den Blick genommen, die Jugendliche in der (stationären) Jugendhilfe erleben, wenn sie sich aufgrund ihrer geschlechtlichen oder sexuellen Ausdrucksweise oder Identität selbst als que(e)r zu heteronormativen Ordnungsvorstellungen positionieren oder von anderen so positioniert werden (vgl. Hüblich & Kellermann, 2019; Rein, 2021).

Im Rahmen dieses Beitrags werden auf Grundlage erster Ergebnisse aus dem Dissertationsprojekt „Handlungsleitende Orientierungen von pädagogischen Fachkräften der stationären Jugendhilfe im Umgang mit jugendsexuellen Verhaltensweisen“ beide Problemperspektiven fokussiert auf-

einander bezogen. Untersucht wird, wie queere Jugendliche¹ bzw. queere Paarkonstellationen in den Blick der Fachkräfte geraten, wenn diese einen Umgang mit Sexualität in der Wohngruppe finden. Dazu wird zunächst der empirische Forschungsstand skizziert (2) und im nächsten Schritt das methodische Vorgehen dargestellt (3). Der Kern des Beitrags ist eine ausführliche Komparation zweier verschiedener Umgangsweisen mit sexuellen Beziehungen in den Wohngruppen (4). Deutlich wird, dass dominante Handlungsorientierungen in Bezug auf Sexualität und die Inblicknahme sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in einem engen Verhältnis stehen (5). Die Bedeutung dieser Erkenntnis wird abschließend für die Erreichung des Ziels einer inklusiven stationären Jugendhilfe herausgehoben (6).

2. Forschungsstand

Die alltäglichen Umgangsweisen und Regeln in Bezug auf intime und sexuelle Kontakte von Jugendlichen in Einrichtungen der stationären Erziehungshilfe wurden im deutschsprachigen Kontext² bislang insbesondere von Studien untersucht, die primär die Bedingungen sexueller Gewalt in pädagogischen Institutionen betrachteten: Das Forschungsprojekt „Ich bin sicher!“ (Wolff et al., 2017), das u. a. aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen und Betreuer:innen verschiedener stationärer Einrichtungen bestand, untersuchte die Bedingungen des Gewaltschutzes auf der Ebene der gelebten Organisationskultur. Helfferich und Steiner (2015) erhoben mit einer ähnlichen Zielrichtung durch Gruppendiskussionen und Einzelinterviews die Sichtweise der Adressat:innen, während in dem Forschungsprojekt „PRÄVIK“ (Helfferich et al., 2020) der Fokus auf Mädchen gelegt wurde, die von sexueller Gewalt betroffen waren. Demgegenüber führte aus einem sexualpädagogischen Interesse Mantey (2017) problemzentrierte Interviews

1 Unter der Bezeichnung „queere Jugendliche“ werden hier Jugendliche gefasst, die nicht (ausschließlich) heterosexuell begehren (z. B. lesbische, schwule oder bisexuelle Jugendliche) und/oder die in der Dimension von Geschlecht in Bezug auf ihre Identität (z. B. transgeschlechtliche Jugendliche) oder körperlichen Merkmale (z. B. intergeschlechtliche Jugendliche) gesellschaftlichen Normvorstellungen widersprechen, die auf Eindeutigkeit und Unveränderlichkeit zielen.

2 Einen Überblick über den englischsprachigen Forschungsstand bietet Mantey (2021) und stellt fest, dass Studien aus den USA, Irland und England hauptsächlich die sexualitätsbezogenen Einstellungen, Verhaltensweisen und Wissensbestände von jugendlichen Care-Receiver:innen vergleichend erforschen und sich weniger mit organisationalen Rahmenbedingungen befassen.

mit Jugendlichen über ihre Wahrnehmung der Sexualerziehung in Wohngruppen. Staats (2019) untersuchte wiederum mit narrativen Interviews die Perspektive der Fachkräfte auf Jugendsexualität. Schließlich erforschten Henningsen und List (2019) die Sexualkulturen u. a. von Wohngruppen durch Einzelinterviews und Gruppendiskussionen mit Fachkräften.

Auch wenn Unterschiede hinsichtlich der Umgangsweisen von Einrichtungen, Trägern und in Bezug auf das Alter oder weitere Besonderheiten der jeweiligen Zielgruppe in den verschiedenen Studien aufgezeigt wurden³, wird insgesamt ein Bestreben seitens der Organisationen deutlich, intime Beziehungen der jugendlichen Bewohner:innen innerhalb der Wohngruppe zu verregeln, faktisch zu verunmöglichen oder vollständig zu verbieten. Solche restriktiven Umgangsweisen führen jedoch kaum dazu, dass die Jugendlichen, die den Wunsch nach intimen Erfahrungen haben, davon Abstand nehmen (vgl. Domann et al., 2015, S. 511 f.; Mantey, 2017, S. 312 f.; Helfferich et al., 2020, S. 228). Vielmehr gehen die Studien davon aus, dass es zu einer Reihe von Folgeeffekten kommt, die gerade in Hinblick auf die Gestaltung von entwicklungsförderlichen Rahmenbedingungen sowie den Schutzauftrag vor sexueller Gewalt als problematisch zu erachten sind: Sie reichen von der Verlagerung der Orte für sexuelle Erfahrungen zu Begebenheiten, an denen sich die Jugendlichen unsicherer fühlen, über die Beeinträchtigung der Kommunikation mit den Fachkräften, dem Gefühl, bevormundet und sexualisiert zu werden, bis hin zu der Entstehung eines informellen Regelwerks zur Umgehung der Verbote, an dem auch die Fachkräfte partizipieren (vgl. Domann et al., 2015; Helfferich & Kavemann, 2016, S. 57 f.; Mantey, 2017, S. 160 ff.; Henningsen & List, 2019, S. 101).

Die vorliegenden Befunde deuten darauf hin, dass in Organisationen mit strikten Regulierungen diese von den Fachkräften als Strategie betrachtet werden, um mit Sexualität assoziierte „Gefahren“ abzuwehren bzw. im Falle ihres Auftretens nicht dafür verantwortlich gemacht werden zu können. Die Studien, teilweise indirekt aus den Aussagen der Jugendlichen rekonstruiert, zeigen eine widersprüchliche Gemengelage an Beweggründen der Fachkräfte, die einer an den Adressat:innen orientierten Umgangsweise entgegenstehen. Dazu gehören die Sorgen vor ungewollten Schwangerschaften, sexuell übertragbaren Infektionen oder dass Jugendliche (erneut)

3 Helfferich et al. (2020, S. 226 f.) gehen davon aus, dass Jugendlichen in Einrichtungen des Langzeitwohnens mehr Freiheiten zugestanden werden als in Kriseneinrichtungen, therapeutische Wohngruppen striktere Vorgaben aufstellen als Regeleinrichtungen und dass Jugendliche über 16 Jahren weniger reglementiert werden als jüngere. Eine systematische Untersuchung dieser Unterschiede steht noch aus.

sexuelle Gewalt erfahren könnten. Weiterhin wird das Bestreben genannt, sich als Fachkraft und Institution nicht angreifbar zu machen, sowie paternalistische Gedanken, durch ein Verbot von Liebesbeziehungen zwischen zwei Bewohner:innen die Jugendlichen vor emotionalen Konflikten in ihrem Zuhause zu bewahren oder sie davor zu schützen, dass sie vor dem Hintergrund ihrer Biographie sexuelle Beziehungen aus falsch angesehenen Motiven eingehen (vgl. Helfferich & Kavemann, 2016, S. 54 f.; Rusack, 2017, S. 125 f.; Mantey, 2017, S. 161 ff.; Henningsen & List, 2019, S. 100; Helfferich et al., 2020, S. 228). Weiterhin weist Staats (vgl. 2019, S. 288) darauf hin, wie rechtliche Unsicherheit dazu führt, dass Jugendsexualität so weit begrenzt wird, dass rechtliche Sanktionen für die Fachkräfte nach Möglichkeit ausgeschlossen sind. Henningsen und List (vgl. 2019, S. 103) folgern, dass die Professionellen einerseits ernsthaft bemüht sind, den Jugendlichen ein positives Aufwachsen in Bezug auf Sexualität zu ermöglichen. Andererseits zeigt sich, dass sich in der Wahrnehmung der Fachkräfte vor dem Hintergrund ihrer Normen und Idealvorstellungen das Phänomen Jugendsexualität zu einem einzigen „Problem“ verdichtet, dem sie sorgenvoll bis ablehnend und mit einem großen Kontrollbedürfnis gegenüber treten (vgl. ebenso Staats, 2019, S. 254). Offen bleibt die Frage, ob die Reglementierungen gleichermaßen an männliche wie weibliche Adressat:innen gerichtet werden (vgl. Domann et al., 2015, S. 511) oder ob aus einem einseitigen Schutzverständnis heraus der Handlungsspielraum der Mädchen stärker eingeschränkt wird, wie z. B. Hartwig (vgl. 2015, S. 75) annimmt. Deutlich wird jedoch, dass die Regeln und Verbote in erster Linie heterosexuelle Intimität und Sexualität adressieren (vgl. Rusack, 2017, S. 128; Helfferich et al., 2020, S. 236). Staats (vgl. 2019, S. 239 f.) sieht hinter dieser selektiven Ausrichtung das Bestreben, Teenagerschwangerschaften zu verhindern. Mantey (vgl. 2017, S. 138 f.) gewinnt durch die Aussagen der jugendlichen Adressat:innen einen ähnlichen Eindruck und zeichnet darüber hinaus eine Tabuisierung nicht-heterosexueller Orientierungen durch die Fachkräfte nach.

Die Anzahl der Forschungsvorhaben, die primär queere Jugendliche als Adressat:innen der stationären Erziehungshilfe sowie die Perspektive der Fachkräfte auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in den Blick nehmen, ist dagegen überschaubar. Bezogen auf die gesamte Kinder- und Jugendhilfe zeichnet Höblich (2023) ein „ambivalentes Bild prinzipieller Offenheit und proklamierter Toleranz bei gleichzeitigen fachlichen Lücken und Unsicherheiten im Umgang“ (ebd., S. 81). Im Rahmen des Projekts „SeKiJu“ (Höblich & Kellermann, 2019) wurde mittels Gruppendiskussionen rekonstruiert, wie sich „Heterosexualität als Norm im professionellen Wahrneh-

men, Denken und Handeln [...] auswirkt“ (ebd., S. 109) und schließlich dazu führt, dass sich queere Jugendliche mit ihrer Lebensrealität nicht ausreichend in sozialpädagogischen Angeboten wiederfinden und ihre spezifischen Herausforderungen nicht gesehen werden (vgl. ebd., S. 105). Ausgehend von ihrem Dissertationsprojekt analysierte Rein (vgl. 2021, S. 105) narrative Interviews mit (ehemaligen) Adressat:innen der stationären Erziehungshilfe und arbeitete Erfahrungen des Verbesondert- oder des Unsichtbargemachtwerdens heraus. Stählker et al. (2023) fokussierten sich auf die Dimension Geschlecht und analysierten anhand von Fachkräfte-Interviews, dass die Kategorie Geschlecht einerseits eine hohe Relevanz in der Alltagspraxis in Wohngruppen einnimmt, andererseits verbleibt die Praxis trotz eines vorhandenen Wissens um plurale geschlechtliche Ausdrucksweisen und Toleranzbekundungen innerhalb einer binären Struktur. Die Fachkräfte sehen erst dann einen Anlass zur Änderung ihrer Handlungspraxis, wenn nicht-binäre Jugendliche oder Adressat:innen mit dem Geschlechtseintrag ‚divers‘ in ihrem Arbeitsfeld sichtbar geworden sind, was mehrheitlich bislang ausgeblieben ist (vgl. ebd., S. 114 f.).

3. Forschungsfrage und Vorgehen

Vor dem Hintergrund des skizzierten Forschungsstands zeigt sich als Forschungsdesiderat, wie queere Jugendliche bzw. queere (Paar-)Konstellationen konkret in den Blick der Fachkräfte geraten, wenn diese einen Umgang mit Intimität und Sexualität in der Einrichtung finden.⁴ Es soll untersucht werden, in welcher Weise sexuelle Orientierung und Geschlecht dabei relevant gemacht werden und in welchem Verhältnis dies einerseits zu den

4 Damit nimmt die Fragestellung und Auswertungsperspektive auf das vorliegende Material eine der Schwerpunktsetzung des Jahrbuchs entsprechende Ausrichtung vor. Unbenommen bleibt, dass auch weitere relevante Perspektiven (bspw. die Frage nach der Ungleichbehandlung von Mädchen und Jungen) erkenntnisfördernd auf die zitierten Passagen eingenommen werden können, wie es auch für weitere Ausarbeitungen geplant ist. Es sei weiterhin betont, dass der Beitrag die Perspektive der teilnehmenden Fachkräfteteams rekonstruiert, ohne sich diese zu eigen zu machen oder eine eigene Bewertung im Zuge der Analyse vorzunehmen. Die Analyse zielt vielmehr darauf ab, die immanenten Widersprüche zwischen Absichten und gelebter Handlungspraxis sowie zwischen verschiedenen divergierenden Ansprüchen sichtbar zu machen. Erst im letzten Schritt werden die Ergebnisse in Beziehung zu dem übergeordneten normativen Ziel einer (queer-)inkluisiven Jugendhilfe gesetzt, wie es im deutschen Kontext u. a. in § 9 SGB VIII verbrieft ist.

kommunizierten Beweggründen und andererseits zu den impliziten Handlungsorientierungen der Fachkräfte steht, die sich aus Schilderungen ihrer tatsächlichen Praxis rekonstruieren lassen.

Den Annahmen der rekonstruktiven Sozialforschung folgend, bietet sich insbesondere das Gruppendiskussionsverfahren an, um geteilte Erfahrungen, implizite Wissensbestände und kollektive Handlungsorientierungen eines Feldes oder einer Organisation herauszuarbeiten, die sich indirekt in der Art und Weise zeigen, wie Themen in der Gruppe zur Sprache kommen, vor dem Hintergrund welcher Horizonte sie besprochen werden und wie die Teilnehmer:innen währenddessen aufeinander Bezug nehmen (vgl. Bohnsack, 2021; Mensching, 2017). Die Dokumentarische Methode (vgl. Bohnsack, 2021) erhebt den Anspruch, über die Interpretation eines selbstläufigen Gesprächs zwischen den so Beforschten ebenjene Muster rekonstruieren zu können, die ihre Handlungspraxen orientieren. Dabei interessiert sie sich nicht nur für die subjektiven Eigentheorien und kommunizierten Absichten der Beforschten über ihr Handeln, sondern zentriert systematisch auch deren implizite, vorreflexive „Orientierungsrahmen“ (Bohnsack, 2012, S. 119), die auf „konjunktiven“ (Mannheim, 1980, S. 220) Wissensbeständen und geteilten Erfahrungsräumen beruhen.

Zur Beantwortung der oben aufgeworfenen Forschungsfrage wird im Folgenden Material ausgewertet, das im Rahmen des Dissertationsprojekts erhoben und mittels der Dokumentarischen Methode interpretiert wurde. Zwischen September 2022 und November 2023 fanden insgesamt sechs Gruppendiskussionen mit verschiedenen Fachkräfteteams statt, die gemeinsam in einer Einrichtung der stationären Erziehungshilfe in Deutschland nach § 34 oder § 27 Abs. 2 SGB VIII tätig sind. Bei der Akquise wurde darauf geachtet, dass das Alter der jugendlichen Bewohner:innen der Regel- bzw. intensivpädagogischen Wohngruppen schwerpunktmäßig zwischen 14 und 18 Jahren liegt. Das Sample umfasst jeweils zwei Gruppendiskussionen mit Fachkräften aus Jungenwohngruppen, Mädchenwohngruppen und gemischtgeschlechtlichen Wohngruppen in unterschiedlicher Trägerschaft.

Die Gruppendiskussionen fanden in den jeweiligen Einrichtungen meist während der regulären Teamsitzungen statt. Der zentrale erzählgenerierende Stimulus war die möglichst offen formulierte Frage „Wie ist es denn bei Ihnen in der Wohngruppe mit den Themen rund um Liebe, Sexualität und Partnerschaft? Was haben Sie als Team bislang für Erfahrungen damit gemacht?“, die bei allen Gruppen zu einem selbstläufigen Gespräch der Teammitglieder untereinander führte. Nach einzelnen immanenten Nachfragen wurde anschließend folgendes Fallbeispiel als ein exmanenter Impuls eingesetzt:

„Alex, 16,5 Jahre alt, ist seit 1 Jahr mit Toni zusammen. Toni ist 17 Jahre alt. Alex wohnt seit 5 Monaten in Ihrer Wohngruppe. Alex' Eltern wissen um die Beziehung zwischen Alex und Toni. Wenn Alex alle zwei Wochen am Wochenende bei den eigenen Eltern ist, darf Toni manchmal dort zu Besuch kommen. Ab und zu ist Toni auch zu Besuch in der Wohngruppe und die beiden verbringen Zeit in den Gemeinschaftsräumen. Ansonsten treffen sie sich draußen. Schließlich fragt Alex, ob Toni auch mal zusammen mit Alex in der Wohngruppe übernachten dürfte ... Was nun?“.

Je nachdem, wie die Gruppe das Fallbeispiel bearbeitet hatte und welche Möglichkeiten, die Namen von Alex und Toni als männlich, weiblich oder geschlechtlich uneindeutig zu lesen, dabei nicht bereits von der Gruppe diskutiert wurden, stellte der Forscher die Nachfrage(n): „Was wäre, wenn Alex und Toni in einer lesbischen / schwulen / heterosexuellen Beziehung wären?“. Diese spezifische Konstruktion des Fallbeispiels diente der genaueren Untersuchung der Annahme aus der Forschungsliteratur, dass viele Kontrollbemühungen in erster Linie heterosexuelle Sexualität adressieren. Weitere exmanente Nachfragen rundeten den flexibel gehandhabten Leitfaden ab.

Bezogen auf den gesamten Materialkorpus lässt sich festhalten, dass im Arbeitsalltag der Fachkräfte aus fünf von sechs Wohngruppen Sexualität und Geschlecht in einer Vielfalt sichtbar und bedeutsam werden, die über ein ausschließlich heterosexuell orientiertes Begehren und eine eindeutige und unveränderte Positionierung als entweder männlich oder weiblich hinausgeht. Anders als in der Studie von Stählker et al. (2023) betrifft dies auch Jugendliche, deren Geschlechtsidentitäten in den Erzählungen der Fachkräfte als nicht eindeutig männlich oder weiblich markiert wurden. Nur Intergeschlechtlichkeit wurde in keiner der Gruppendiskussionen thematisiert. Weiterhin gehört es zum Erfahrungswissen der Fachkräfte aller Teams, dass Adressat:innen sexuelle Kontakte mit anderen Personen von außerhalb der Wohngruppe oder mit anderen Bewohner:innen derselben Wohngruppe eingehen. In mindestens der Hälfte der Wohngruppen fanden diese sexuellen Kontakte – ob von den Fachkräften gebilligt oder nicht – auch in der Einrichtung statt.

Im Folgenden werden exemplarisch zwei verschiedene Rekonstruktionen von Handlungspraxen in Bezug auf sexuelle Kontakte und Bezugnahmen auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt vorgestellt. Die Gruppendis-

kussionen mit den Teams der Wohngruppen *Trave*⁵ und *Rhein* wurden ausgewählt, da beide Teams einerseits aus gemischtgeschlechtlichen Wohngruppen stammen und andererseits sich bei ihnen im Sinne eines maximalen Kontrasts sehr unterschiedliche Handlungsorientierungen dokumentieren.

4. Queere Jugendliche als „schwieriges Thema“ vs. als „wünschenswerter Fall“: Komparation der Gruppen *Trave* und *Rhein*

Die gemischtgeschlechtliche Wohngruppe *Trave* (GD 4) befindet sich in einer Großstadt und ist in Trägerschaft einer katholischen Stiftung. Zur Zeit des Interviews lebten sieben Jugendliche im Alter von 13 bis 17 Jahren in der Wohngruppe, die von einem Team aus sechs pädagogischen Fachkräften betreut wurden. An der Gruppendiskussion nahm das gesamte Team teil, bestehend aus der Teamleitung Ceta⁶ (Sozialpädagogin), den Sozialpädagoginnen Ata, Deta und Feta sowie den Erzieher:innen Beta und Eto. Das dienstälteste Mitglied war Ata, die zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion bereits sechs Jahre im Team arbeitete.

In dem selbstläufigen Gespräch der Fachkräfte der Gruppe *Trave* fallen sehr früh Begriffe zu queeren Begehrensweisen und Identitäten. Im Modus eines gemeinsamen Brainstormings werfen die Fachkräfte die Begriffe „Asexualität“, „pan“ und „Transsexualität“ (GD 4, Z. 94 ff.) auf, um die als „groß“ empfundene „Bandbreite“ (Z. 119) der Themen zu veranschaulichen, innerhalb derer die Jugendlichen Sexualität „fast täglich“ (Z. 92) zum Gesprächsgegenstand machen. Damit rahmen die Fachkräfte diese Begriffe aus dem Spektrum der Bezeichnungen für (a-)sexuelle und geschlechtliche Ausdrucksweisen einerseits als Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt der

5 Für die einzelnen Wohngruppen wurde jeweils ein Pseudonym vergeben, das dem Namen eines Flusses in Deutschland entspricht. Das gewählte Flusspseudonym steht dabei in keinem Zusammenhang mit dem geografischen Ort der Wohngruppe.

6 Die Pseudonymisierung der Namen erfolgte nach einem vom Forscher entworfenen Schema. Bezogen auf die Teilnehmer:innen der Gruppe *Trave* bzw. die Personen, über die in der Gruppe *Trave* gesprochen wird: Anfangsbuchstabe nach Alphabet (ggf. ergänzt um ein „e“) gemäß der Reihenfolge des Auftretens in der Aufzeichnung + „t“ (für Gruppendiskussion *Trave*) + entweder „o“ (für einen männlich konnotierten Namen), „a“ (für einen weiblich konnotierten Namen) oder „is“ (für einen geschlechtsneutral konnotierten Namen). Handelt es sich um Bewohner:innen der Wohngruppe wurde weiterhin ein „b“ an die Namen angefügt.

Adressat:innen. Andererseits erhalten die so explizit aufgeworfenen Begriffe, die an dieser Stelle nicht weiter kontextualisiert oder mit einer Erzählung verknüpft werden, den Status des Besonderen. Sie werden als neuartige Phänomene in der Lebenswelt der Jugendlichen verortet und von der Lebenswelt der Fachkräfte separiert. Die Gruppe *Trave* begreift es als Teil ihres pädagogischen Auftrags, anschlussfähig an diese große Bandbreite an Themen aus der Lebenswelt der Jugendlichen zu bleiben. Darin deutet sich bereits eine geteilte Orientierung an, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt aus der Perspektive einer Herausforderung für die eigene Handlungspraxis zu betrachten. Zwar wird die in der eigenen Wahrnehmung zunehmende Sichtbarkeit queerer Lebensweisen herausgestellt (vgl. Z. 468 f.), jedoch wird dies auf der kommunikativen Ebene nicht weiter bewertet oder hinterfragt. Die in der Wahrnehmung zunehmende Komplexität an sexuellen Orientierungen und geschlechtlichen Identitäten wird ausschließlich in Bezug zu den eigenen professionellen Verantwortungsbereichen betrachtet und dabei als herausfordernde, aber zu akzeptierende neue Realität gerahmt, mit der ein Umgang in der Einrichtung gefunden werden muss.

Auf diese Weise wird auch erstmals „Transgendersein“ (Z. 302) von dem Diskussionsteilnehmer Eto als ein „schwieriges Thema“ (Z. 316) in Form eines hypothetischen Fallbeispiels in die Diskussion eingeführt und dabei als Herausforderung relevant gemacht, eine Umgangsweise mit Übernachtungswünschen zu finden. Infolgedessen entwickelt sich ein divergenter Diskurs zwischen Eto und seiner Kollegin Deta, der über die Übernachtungsfrage hinausgeht und sich auf die pädagogische Haltung gegenüber Jugendlichen bezieht, die eine geschlechtliche Transition begehen oder sich nicht eindeutig binärgeschlechtlich zuordnen lassen (wollen). Während sich bei Eto eine Handlungsorientierung dokumentiert, die sich durch den Wunsch nach Eindeutigkeit, Regelgeleitetheit und klare Vorgaben auszeichnet („wie genau geht man mit Transgendern (.) genau um“, Z. 316 f.) und vor diesem Hintergrund einen Mangel an Informationen und Vorgaben bezüglich Transgeschlechtlichkeit beklagt, verweist Deta auf die Möglichkeit der Uneindeutigkeit und Fluidität von Geschlecht (zumindest in der Lebensphase Jugend) und deutet eine begleitende Umgangsweise als individuellen Prozess an, bei dem der Ausgang nicht feststehen muss („ich begeben mich mal auf die Reise“, Z. 340 f.). Bei der Begleitung dieses Prozesses werden vereindeutigende Vorgaben eher als hinderlich empfunden.

Jenseits dieser Differenz teilt die Gruppe *Trave* die Orientierung, dass transgeschlechtliche Jugendliche bisherige Handlungspraxen infrage stellen, die an einem binären Geschlechtsverständnis ausgerichtet sind, und daher neue Antworten gefunden werden müssen (vgl. Z. 331). Dies macht die

Gruppe insbesondere in Bezug auf die Wohngruppenregeln zu Übernachtungsbesuchen relevant, wobei deutlich wird, dass diese vom Träger der Wohngruppe als Mittel zur Regulierung der Möglichkeiten sexueller Kontakte in der Organisation verstanden werden. Transgeschlechtlichkeit fungiert in der Diskussion als Aufhänger, an dem deutlich gemacht wird, dass die bisherige Praxis, die grundsätzlich eine Kohärenz zwischen biologischem Geschlecht, Geschlechtsidentität und einem sexuellen Interesse ausschließlich an gegengeschlechtlichen Personen voraussetze, an der neu wahrgenommenen Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Ausdrucks- und Lebensweisen scheitert. Transgeschlechtliche Jugendliche werden dabei als eine Personengruppe konstruiert, die nicht nur durch ihre geschlechtliche Positionierung die bisherige Handlungspraxis herausfordert, sondern zusätzlich die Erwartung an eine fixe, ausschließlich heterosexuelle Orientierung in besonderer Weise zu irritieren vermag:

Eto: genau (.) und da ist halt so die Frage ne, so deswegen (.) klar (.) ähm das man jetzt- ähh das Transgender auf- (.) alle Richtungen gehen kann (.) keine Frage nur ist dann die Frage, wenn wir Gruppenregeln haben und sagen beispielsweise der Letob darf jetzt nicht bei ähhh (.) bei der Metab schlafen

Ceta: mhm

Eto: so dann müssen wir aber auch theoretisch sagen ne, //

Ceta: // der Itob darf nicht- //

Eto: // der Itob- ne? **weißt du wie ich meine?**

Ceta: ja klar

Eto: **und da ist halt die Frage** so da müssten wir aber- //

Deta: // wir können noch einen weiter gehen man könnte auch sagen der Netob darf nicht beim Letob schlafen weil wissen wir welche geschlechtliche Orientierung die haben?

Ceta: @ja@

Eto: ja

Deta: so und die Frage ist ja immer (.) wollen wir den Geschlechtsverkehr verhindern, oder die Folgen des Geschlechtsverkehrs, sprich ne Schwangerschaft (GD 4, Z. 471–497).

Aus der Passage lässt sich rekonstruieren, dass die bisherige Praxis gleichgeschlechtliche Übernachtungsbesuche grundsätzlich ermöglicht, während Übernachtungen bei Personen des anderen Geschlechts unterbunden wer-

den. Durch die zunehmende Sichtbarkeit queerer Adressat:innen drängt sich den Fachkräften die Frage auf, welcher Logik diese Umgangsweise, wie sie bislang in der Stiftung erlebt und umgesetzt wurde, folgt. Den Diskussionsteilnehmer:innen ist unklar geworden, ob die gelebte Praxis, Übernachtungsbesuche von Personen verschiedenen Geschlechts nicht zu erlauben, dem Ziel folgt, grundsätzlich die Möglichkeitsräume für zwischenmenschliche sexuelle Begegnungen zu schließen, oder ob sie lediglich die Möglichkeiten für solche sexuellen Kontakte in der Organisation minimieren möchte, die das Potenzial zur Entstehung einer Schwangerschaft böten. Vor dem Hintergrund einer unterstellten geschlechtlichen und sexuellen Eindeutigkeit und Kohärenz war diese Frage bislang obsolet, da beide Ziele in eins fielen. Bei einer Entscheidung über Übernachtungsbesuche war nur das Geschlecht der jeweiligen Jugendlichen von Bedeutung, wobei es als ausreichend angesehen wurde, verschiedengeschlechtliche Übernachtungen zu verbieten. Durch die neu empfundene Realität an sichtbaren queeren Adressat:innen führt diese Form der Komplexitätsreduktion zunehmend zu offensichtlichen Widersprüchen. Wenn nicht mehr davon ausgegangen werden kann, dass das sexuelle Interesse der Bewohner:innen ausschließlich auf gegengeschlechtliche Personen gerichtet ist, wird nun das Wissen um die jeweilige sexuelle Orientierung der Jugendlichen von Belang. Ist dieses Wissen nicht vorhanden, müssten im Zweifelsfall alle Übernachtungsbesuche nicht mehr gestattet werden, wenn das Ziel der Praxis die Verhinderung sexueller Kontakte in der Einrichtung in jeder Konstellation sein sollte. Es zeichnet sich aber ab, dass die Fachkräfte eine solche Umgangsweise, die konsequenterweise aus der bisherigen Argumentation folgen würde, nicht anstreben. Stattdessen problematisieren sie gemeinsam die Widersprüche zwischen bejahenden Botschaften der Organisation, die ein sexualpädagogisches Konzept entwickelt („und dann sollen sie (.) sexuelle Erfahrungen machen“, Z. 501 f.), und konkreten Vorgaben, die auf die Verhinderung von (hetero-)sexuellen Kontakten in der Einrichtung ausgerichtet sind. Vor diesem Hintergrund bewegt sich die Gruppe *Trave* zu einer Orientierung hin, die sich Einzelfallentscheidungen auf unterster Teamebene wünscht. Die Fachkräfte erleben jedoch, dass eine solche Herangehensweise aufgrund der Vorgaben der Stiftung – trotz teils widersprüchlicher Aussagen auf kommunikativer Ebene („wir reden von Partizipation, (.) ne? so, und individuelle Betrachtungsweisen und weiß nicht [...] das passt alles nicht“, Z. 520 ff.) – nicht in die Praxis umgesetzt werden kann. An dieser Stelle verweist Ata auf eine vergangene Entscheidung seitens der Stiftung, die auf den ersten Blick einen weiteren Widerspruch zu einer kommunizierten Regel aufzeigt:

Ata: aber allgemein heißt es ja keine Beziehungen in der Gruppe, dann aber wo Otab mit Petob zusammenkam dann hieß es okay das sind beides Mädels dann ist es okay

Eto: @ja@

Ata: @also@

Ceta: mit Petob?

Ata: ja

Ceta: war auch Transgender dann

Deta: ja

Ata: ja

Ceta: dann ist dat wieder okay @genau@

Deta: ja

Ceta: weil es kann kein [klatscht in die Hände] Kind dabei entstehen oder,

Ata: genau (GD 4, Z. 527–540).

Anhand der von Ata eingebrachten Entscheidung aus der jüngeren Vergangenheit wird den Fachkräften plötzlich klar, dass die Vorgaben der Stiftung primär auf die Nicht-Erlaubnis von sexuellen Kontakten in der Einrichtung zielen, die das Potenzial zur Entstehung einer Schwangerschaft bieten. Damit erhält die von Deta zuvor aufgeworfene Frage („Geschlechtsverkehr verhindern oder Schwangerschaft?“) rückwirkend eine Antwort. Es lässt sich rekonstruieren, dass die ehemaligen Bewohner:innen Otab (ein weiblicher Name) und Petob (ein männlicher Name) ein heterosexuelles Paar bildeten. Dennoch waren sie nicht von den restriktiven Vorgaben für Partnerschaften zwischen Bewohner:innen derselben Wohngruppe betroffen. Von Relevanz für die Entscheidung war weder die Geschlechtsidentität noch die sexuelle Orientierung der Jugendlichen, sondern allein das vermutete aufeinander bezogene reproduktive Vermögen. Petob, offenbar ein transmännlicher Jugendlicher, wird vor diesem Hintergrund als ‚Mädel‘ gerahmt, der mit dem anderen ‚Mädel‘ Otab keine Schwangerschaft verursachen konnte. Die Fachkräfte konnten Otab und Petob daher gestatten, in der Einrichtung ihre Partnerschaft zu leben und auch dort miteinander Sex zu haben. Dies war trotz der feststehenden Gruppenregel, keine Partnerschaften in der Wohngruppe zu erlauben, möglich, da es hieß, „das sind zwei Mädels kann ja @eh nicht viel passieren@“ (Z. 1177). Auch wenn die beiden Jugendlichen von dieser Handhabung profitierten, wird darin deutlich, wie eine dominante Handlungsorientierung, keine Erlaubnis für einen Möglichkeitsraum zu erteilen, bei dem hypothetisch ein sexueller Kontakt zu einer Schwangerschaft führen könnte, das auf der kommunikativen

Ebene bezeugte Bemühen unterläuft, Jugendliche in ihrer sexuellen und geschlechtlichen Selbstpositionierung ernst zu nehmen. Vor dem Hintergrund dieser Logik, die die reproduktive Differenz der Körper zentral setzt, erfolgt die handlungspraktische und schließlich auch die sprachliche Einsortierung eines transmännlichen Jugendlichen als ‚Mädel‘. Darüber hinaus dokumentiert sich in der stark Resonanz auslösenden Aussage „kann ja @eh nicht viel passieren@“ eine Perspektive, die gelebte Jugendsexualität primär unter dem Fokus zu vermeidender Risiken betrachtet. Da bei der Gruppe *Trave* diese Risiken hauptsächlich in der Entstehung einer Schwangerschaft gesehen werden, resultiert eine Handlungsorientierung, die lesbischem bzw. als solchem klassifizierten Sex keine besondere Aufmerksamkeit zukommen lassen muss.

Auch wenn in der gesamten Diskussion deutlich wird, dass sich die Fachkräfte der Wohngruppe *Trave* eine am Einzelfall orientierte, aber grundsätzlich Möglichkeitsräume eröffnende Umgangsweise in der Wohngruppe wünschen, lässt sich rekonstruieren, dass die bisherige gelebte Handlungspraxis durch die so wahrgenommenen Vorgaben des Trägers darauf abzielt, keine Erlaubnis für Gelegenheiten *innerhalb der Einrichtung* zu erteilen, bei denen potenziell ein sexueller Kontakt stattfinden könnte, der möglicherweise zu einer Schwangerschaft führt. Dass für diese habituierte Umgangsweise in der Stiftung die reproduktive Differenz das entscheidende Kriterium ist, war der Gruppe *Trave* jedoch nicht bewusst.⁷ Vor dem Hintergrund einer allgemein unterstellten Kohärenz zwischen reproduktivem Vermögen, entsprechender Geschlechtsidentität und gegensätzlich ausgerichtetem sexuellen Interesse reichte es aus, die geschlechtliche Konstellation als Grundlage für Entscheidungen über Übernachtungsbesuche oder die Erlaubnis für Beziehungsgestaltungen in der Wohngruppe zu nehmen. Queere Jugendliche werden daher von den Fachkräften der Wohngruppe *Trave* als Herausforderung für die eigene Handlungspraxis relevant gemacht, deren inhärente Logik angesichts der Vielfalt an sexuellen Begehrens- und geschlechtlichen Ausdrucksweisen an ihre Grenzen stößt.

Die gemischtgeschlechtliche Wohngruppe *Rhein* (GD 3) befindet sich zusammen mit einigen weiteren Wohngruppen auf einem ländlich gelegenen Campus außerhalb einer Mittelstadt. Die Wohngruppe richtet sich in erster

7 Hier zeigt sich, dass bisher implizite Handlungsorientierungen auch von den Teilnehmer:innen selbst während einer Gruppendiskussionssituation allmählich – zumindest teilweise – explizit gemacht und somit zum Gegenstand der gemeinsamen Reflexion werden können.

Linie an ältere Jugendliche ab 15 Jahren, die von einem Team aus insgesamt sechs pädagogischen Fachkräften betreut werden, die ebenfalls für das angrenzende „Trainingswohnen“ zuständig sind. An der Gruppendiskussion nahmen die Teamleitung Ara, eine Sozialpädagogin, die eine sexualpädagogische Weiterbildung absolviert, sowie die Erzieher:innen Bera, Cero, Dera und Ero teil, der bezogen auf den Träger das dienstälteste Mitglied war.

In der Diskussion der Gruppe *Rhein* werden Begebenheiten, bei denen Bewohner:innen Liebesbeziehungen und sexuelle Kontakte zu Jugendlichen aus anderen Wohngruppen auf dem Campus eingegangen sind, in einem Modus des Selbstverständlichen erzählt. Diese Erfahrungen werden jeweils auf den:die einzelne:n Jugendliche:n bezogen thematisiert. Sie werden unter der Frage behandelt, inwieweit die Jugendlichen mit den Fachkräften offen darüber kommuniziert haben bzw. inwieweit die Fachkräfte sich sprachfähig erleben, auf Situationen einzugehen, in denen Sexualität Thema wurde (vgl. GD 3, Z. 82–273). Dominant ist dabei die Perspektive, wie das wahrgenommene partnerschaftliche, sexuelle oder kommunikative Verhalten der Jugendlichen vor dem Hintergrund ihrer individuellen Biografie, ihrer aktuellen Situation sowie in Bezug zu theoretischen Annahmen über jugendtypische Entwicklungsaufgaben verstanden werden könnte. In diesem Modus wird auch von Erfahrungen mit Bewohner:innen berichtet, die sich unsicher waren, wie sie sich in Bezug auf die Ausrichtung ihres sexuellen Begehrens verstehen sollten, und dazu das Gespräch mit den Fachkräften suchten (vgl. Z. 219 ff.). Im Gegensatz zur Gruppe *Trave* machen die Fachkräfte der Wohngruppe *Rhein* queere Jugendliche nicht als eine besondere Herausforderung für die eigene pädagogische Praxis relevant, die ein Überdenken einer Herangehensweise nach sich zöge. Vielmehr grenzt sich die Teamleitung Ara von einer verbessernden Praxis gegenüber queeren Jugendlichen ab, indem sie in Form eines negativen Gegenhorizonts von einer als „furchtbar“ empfundenen Umgangsweise bei einer Wohngruppe eines ehemaligen Arbeitgebers erzählt:

Ara: [...] ich äh hm hatte in der alten Einrichtung (.) gabs ne ganz üble Regel da hieß es auch immer vor allem für die bisexuellen (.) Menschen dort ähm die sollen immer die Tür in der Handspalt offen lassen (.) dass selbst wenn sie nur eine Freundin die nur ne Freundin ist ähm da ja nichts passieren kann [...] deswegen ich finds super wichtig dass man immer seinen Rückzugsort hat [...] also einfach s- die Möglichkeit haben jemanden bei sich zu haben damit man mal mit jemandem kuscheln kann oder keine Ahnung was für Erfahrungen sammeln kann (.) solange sie sich da mit ei-

nem austauschen und sich aber auch bewusst sind was es dafür (.) Schwierigkeiten geben kann (.) bei Streit (.) aber eben auch bei ähm sexuellen Handlungen, (.) dann finde ich auch das total legitim (GD 3, Z. 449–461).

Daraus lässt sich eine Handlungspraxis in der früheren Einrichtung von Ara rekonstruieren, derzufolge zwischenmenschliche sexuelle Aktivitäten in jeglicher Konstellation durch die Verhinderung von ungestörter Zweisamkeit unterbunden werden sollten. Das durch diese Praxis zu Vermeidende bleibt vage; es ist allerdings anzunehmen, dass es sich nicht nur auf das Potenzial zur Entstehung einer Schwangerschaft bezog, sondern Sex auch unabhängig davon in der Einrichtung verhindert werden sollte. Handlungsleitend war in dieser Logik also nicht das (angenommene) reproduktive Vermögen der beteiligten Personen, sondern die bekannte oder angenommene sexuelle Orientierung der Jugendlichen. Vor diesem Hintergrund wird verstehbar, warum die Kontrollpraktiken laut Aras Darstellung insbesondere die bisexuellen Jugendlichen betrafen, da bei ihnen nach dieser Logik keine durch Geschlecht definierte Personengruppe existiert, zu der ein sexuelles Interesse ausgeschlossen werden kann. Demgegenüber deutet sich in der Gruppe *Rhein* eine Orientierung an, die die Möglichkeit von wie auch immer gearteten Schwierigkeiten durch ungestörte Zweisamkeit nicht als Legitimation für ein grundsätzliches Verbot heranzieht („und ich fänds auch schwierig das zu verbieten, [...] wenns jetzt so ist, dann ist es so, was soll man machen“, Z. 419 ff.), sondern sie als Grundlage für das Aufstellen von individuell zu prüfenden Voraussetzungen begreift, die in der jeweiligen Beziehungsqualität und im Verantwortungsbewusstsein der Jugendlichen gesehen werden. Zentral wird dabei insbesondere die Transparenz innerhalb der Kommunikation zwischen den Jugendlichen und den Fachkräften gesetzt, die als Voraussetzung wie auch als Ziel einer grundsätzlich ermöglichenden Umgangsweise angeführt wird.

Insgesamt dokumentiert sich bei der Gruppe *Rhein* eine Handlungsorientierung, die eine möglichst enge pädagogische Begleitung und einen intensiven Austausch mit den Jugendlichen anstrebt, was sich auch auf die Lebensbereiche Partnerschaft und Sexualität erstreckt, auf die die Fachkräfte aktiv Einfluss nehmen möchten. Vor diesem Hintergrund wird auch das Vorhandensein einer Partnerschaft in der Wohngruppe weniger zu einer Herausforderung, sondern vielmehr zu einem „wünschenswerten Fall“ (Z. 515). Einerseits eröffnet dies das Potenzial zur besseren Gestaltung

und Begleitung der Beziehung durch die Fachkräfte⁸, andererseits bietet es die Möglichkeit, Beziehungsleben für die anderen Bewohner:innen in ihrer Lebenswelt sichtbar werden zu lassen und als Impuls für pädagogisch gerahmte Austausch- und Lerngelegenheiten zu nutzen („weil man dann nur noch besser für alle (.) über alle möglichen Dinge und Facetten einer Beziehung ähh offen sprechen kann“, Z. 515 f.). So spielen weder in der geschilderten Argumentation aus der ersten Gesprächseinheit noch in der ersten spontanen Bearbeitung des Fallbeispiels im exmanenten Nachfrageteil die geschlechtliche Konstellation, sexuelle Orientierung oder das reproduktive Vermögen eine Rolle. Auf die entsprechende Nachfrage des Forschers betonen alle Teammitglieder auf kommunikativer Ebene zunächst, dass es für sie „keinen Unterschied“ (Z. 1424) mache, wenn die Beziehung zwischen Alex und Toni eine lesbische, schwule oder heterosexuelle wäre. Eine gleichgeschlechtliche Beziehung wird dann jedoch entsprechend der Logik einer Beziehung als ein ‚wünschenswerter Fall‘ für Lerngelegenheiten als eine „super Möglichkeit wieder um über bestimmte Dinge zu sprechen“ (Z. 1449 f.) relevant gemacht, wodurch queere Jugendliche und ihre Beziehungen in besonderer Weise als Gegenstand eines Bildungsauftrags in Hinblick auf die anderen Bewohner:innen eingespannt werden. Erst an dieser Stelle bringt Ero in einem humorisierenden Modus das Thema (nicht) schwanger werden können in die Diskussion ein und rahmt eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft als eine vorteilhaftere Konstellation („deswegen wollen wir nur Tonis und Alexes“, Z. 1474), da bei diesen das Risiko für eine Mehrbelastung *für die Fachkräfte* infolge einer (ungewollten) Schwangerschaft nicht gegeben ist.⁹ Dies wird allerdings erstens von der restlichen Gruppe nicht weiter aufgegriffen und zweitens zeigt sich auch bei Ero, dass daraus kein Plädoyer für eine andere Regulierung der Möglichkeitsräume für sexuelle Kontakte abgeleitet wird. Vielmehr wird in der Gruppe im Anschluss daran die Notwendigkeit von „Aufklärungsgesprächen“ (Z. 1510) „unabhängig davon“ (Z. 1513) betont. Dabei wird deutlich, dass trotz des auf der kommunikativen Ebene eingangs stark bekundeten Standpunkts, keinen Unterschied zu machen, eine assoziative Nähe von gleichgeschlechtlichem Sex und Geschlechtskrankheiten sowie sexuellen Praktiken, die als

-
- 8 Inwieweit die auf den ersten Blick als sexualitätsbejahend kommunizierte Praxis auch ein Bemühen um direktere Kontrollmöglichkeiten widerspiegelt, das ebenfalls auf eine Wahrnehmung sexueller Beziehungen der Jugendlichen als Risiko und Bedrohung für die Fachkräfte verweist, wird ggf. in weiteren Ausarbeitungen untersucht werden.
 - 9 Wie genau die Folgen einer (ungewollten) Schwangerschaft in den verschiedenen Gruppendiskussionen verhandelt werden, wird in weiteren Ausarbeitungen untersucht.

besonders risikoreich für Verletzungen gerahmt werden¹⁰, besteht (vgl. Z. 1510 ff.). Nichtsdestotrotz stellen queere Jugendliche für die Gruppe *Rhein* keine gesonderte Herausforderung für die eigene Umgangspraxis dar. Die grundlegende Handlungsorientierung der Gruppe *Rhein*, die partnerschaftlichen und sexuellen Erfahrungen der Bewohner:innen möglichst eng zu begleiten und dabei Einfluss zu nehmen, ‚funktioniert‘ unabhängig von der reproduktiven Differenz sowie den Fragen nach Geschlecht oder sexueller Orientierung und erfährt so in Hinblick auf queere Jugendliche keine Infragestellung oder Anpassung.

5. Zusammenfassung

Die Komparation der beiden Fälle zeigt, wie die habitualisierte Umgangsweise mit Sexualität in einer Organisation und die Art und Weise, wie queere Jugendliche in den Fokus der Fachkräfte rücken, wechselseitig aufeinander bezogen sind. Jenseits der Frage nach dem individuellen Wissensstand und der Sensibilität für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt bei den einzelnen Fachkräften spielt in der Praxis die kollektive Handlungsorientierung des Teams in Bezug auf Möglichkeitsräume für zwischenmenschliche Sexualität eine wesentliche Rolle.

Beim Team *Trave* werden queere Jugendliche als „schwieriges Thema“ bzw. als Herausforderung für die eigene Handlungspraxis verhandelt, da sie die unterstellte Kohärenz zwischen reproduktivem Vermögen, entsprechender Geschlechtsidentität und gegensätzlich ausgerichtetem sexuellem Interesse irritieren. Sie werfen bei den Fachkräften die Frage auf, welchem Ziel ihre etablierte Umgangsweise eigentlich folgt. Es ließ sich rekonstruieren, dass die bislang vorreflexive Praxis nicht Geschlecht als solches relevant macht, sondern mit dem Ziel der Schwangerschaftsverhinderung das aufeinander bezogene reproduktive Vermögen der beteiligten Personen als zentrales Differenzkriterium setzt. Auch wenn dadurch bestimmten Konstellationen von queeren Partnerschaften mehr Freiräume zugestanden werden, tendiert die grundlegende Handlungsorientierung der Schwangerschaftsverhütung, anderweitig kommunizierten Bestrebungen zum Trotz, dazu, (transgeschlechtliche) Jugendliche in Fragen der Ermöglichung von Räumen für partnerschaftliche oder sexuelle Erfahrungen auf ihr (vermu-

10 Interessanterweise wird dies durch eine Erzählung veranschaulicht, in der sich eine Bewohnerin in einer heterosexuellen Beziehung Verletzungen zugezogen hatte, die offenbar auf Analsex zurückzuführen waren (vgl. Z. 1515 ff.).

tes) reproduktives Potenzial zu reduzieren und sie primär vor diesem Hintergrund wahrzunehmen und zu behandeln.

Demgegenüber dokumentiert sich beim Team *Rhein*, dass hier nicht das reproduktive Potenzial als zentrales Differenzkriterium fungiert, sondern die Beziehungs- und Kommunikationsqualität zwischen Fachkräften und Bewohner:innen. Vor dem Hintergrund einer Handlungsorientierung, die auf eine enge Begleitung und Einflussnahme auf die Sexualität und Partnerschaftsgestaltung der Jugendlichen zielt, kommt queeren Jugendlichen und Paarkonstellationen zunächst keine besondere Aufmerksamkeit zu. Sie werden wie andere Paarkonstellationen als „wünschenswerter Fall“ verhandelt, wobei teilweise die Idee aufscheint, queere Jugendliche für pädagogische Austausch- und Lernanlässe in besonderer Weise einzuspannen.

Des Weiteren konnte anhand des Materials der Gruppe *Rhein* indirekt eine weitere Umgangsweise im Feld rekonstruiert werden, die darauf abzielt, sexuelle Kontakte in jeglicher Konstellation in der Einrichtung zu verhindern. Dabei wird die sexuelle Orientierung als entscheidendes Differenzkriterium gesetzt. Dies führt dazu, dass insbesondere die Besuchskontakte von bisexuellen Jugendlichen reguliert und kontrolliert werden. Das Wissen um sexuelle Vielfalt resultiert hier in einer Einschränkung des Freiheitsraums.

6. Fazit

Die Ergebnisse machen deutlich, dass Sensibilität für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt auf individueller Ebene nicht zwangsläufig zu einer Praxis führt, die den eigenen Ansprüchen gerecht wird. In Kombination mit dem Bestreben nach einer generellen Verhinderung sexueller Kontakte kann ein entsprechendes Wissen sogar zu einer weiteren Benachteiligung von queeren Jugendlichen führen. Daher müssen insbesondere bei stationären Angeboten auch die in die Praxis umgesetzten kollektiven Handlungsorientierungen eines Teams in Bezug auf intime und sexuelle Kontakte in der Organisation sowie die Rahmenbedingungen, unter denen sie stehen, explizit in den Blick genommen und im Hinblick auf ihre Beweggründe reflektiert werden. Weitere Analysen werden ausdifferenzieren, wie diese je nach Ausrichtung das Ziel eines queersensiblen, Benachteiligung aufgrund des Geschlechts abbauenden, sexualfreundlichen und möglichst geschützte Erfahrungsräume ermöglichenden Umgangs unterstützen, entgegenwirken oder unterlaufen können.

Literatur

- Bohnsack, R. (2012). Orientierungsschemata, Orientierungsrahmen und Habitus. Elementare Kategorien der Dokumentarischen Methode mit Beispielen aus der Bildungsmilieuforschung. In K. Schittenhelm (Hrsg.), *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung* (S. 119–153). Springer VS.
- Bohnsack, R. (2021). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden* (10. Auflage). Barbara Budrich.
- Domann, S., Eßer, F., Rusack, T., Klepp, N. & Löwe, C. (2015). Jugendliche in der Heimerziehung zwischen Verboten, informellen Regeln und Klatsch: Umgangsweisen mit Körperkontakt. *neue praxis*, (5), 503–518.
- Günder, R. & Nowacki, K. (2020). *Praxis und Methoden der Heimerziehung. Entwicklungen, Veränderungen und Perspektiven der stationären Erziehungshilfe* (6. Aufl.). Lambertus.
- Hartwig, L. (2015). Mädchen-Sein und Sexualpädagogik in der stationären Erziehungshilfe. *Forum Erziehungshilfen*, 21(2), 75–79.
- Helfferich, C. & Kavemann, B. (2016). „Kein Sex im Kinderheim?“ Prävention sexueller Gewalt in der stationären Jugendhilfe. *sozialmagazin*, 41(7–8), 52–59.
- Helfferich, C. & Steiner, S. (2015). *Abschlussbericht BuFo-BIS: Begleitende Interviewstudie zum Modellprojekt ‚Bundesweite Fortbildungsoffensive für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kinder- und Jugendhilfe‘*. Verfügbar unter: <http://www.soffi-f.de/?q=node/116> [16.05.2024].
- Helfferich, C., Kavemann, B., Kindler, H. & Nagel, B. (2020). Regeln für das sexuelle Verhalten in der stationären Jugendhilfe – Schutz von jugendlichen Mädchen vor erneuter sexueller Gewalt? In M. Wazlawik, B. Christmann, M. Böhm & A. Dekker (Hrsg.), *Perspektiven auf sexualisierte Gewalt* (S. 223–239). Springer Fachmedien.
- Henningsen, A. & List, I.-M. (2019). Zwischen Einfühlung, Meidung und Kontrolle. In M. Wazlawik, H.-J. Voß, A. Retkowski, A. Henningsen & A. Dekker (Hrsg.), *Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten. Aktuelle Forschungen und Reflexionen* (S. 89–106). Springer Fachmedien.
- Höblich, D. (2023). Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der Sozialen Arbeit. In D. Höblich & D. Mantey (Hrsg.), *Sexualität und Soziale Arbeit* (S. 73–86). Beltz Juventa.
- Höblich, D. & Kellermann, A. (2019). Teilhabechancen lesbischer, schwuler und bisexueller Jugendlicher in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Sexuelle Orientierung als professionelle Herausforderung. In Kommission Sozialpädagogik (Hrsg.), *Teilhabe durch*in*trotz Sozialpädagogik* (S. 103–116). Beltz Juventa.
- Mannheim, K. (1980). *Strukturen des Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mantey, D. (2021). Sexuality and Relationships Education in Group Homes. In S.-J. Dodd (Hrsg.), *The Routledge international handbook of social work and sexualities* (S. 165–181). Routledge.
- Mantey, D. (2017). *Sexualerziehung in Wohngruppen der stationären Erziehungshilfe aus Sicht der Jugendlichen*. Beltz Juventa.
- Mensching, A. (2017). Das Gruppendiskussionsverfahren in der Organisationsforschung: ein Zugang zur Rekonstruktion des Verhältnisses zwischen Regelerwartungen und Regelpraktiken. In S. Amling & W. Vogd (Hrsg.), *Dokumentarische Organisationsforschung. Perspektiven der praxeologischen Wissenssoziologie* (S. 59–79). Barbara Budrich.

- Rein, A. (2021). Queere Jugendliche in der stationären Erziehungshilfe. Biographische Perspektiven auf Heteronormativität. *Sozial Extra*, 45(2), 103–108.
- Rusack, T. (2017). Umgangsweisen mit Sexualität und Paarbeziehungen. In M. Wolff, W. Schröer & J. M. Fegert (Hrsg.), *Schutzkonzepte in Theorie und Praxis. Ein beteiligungsorientiertes Werkbuch* (S. 124–137). Beltz Juventa.
- Staats, M. (2019). *Problem – Jugend – Sexualität. Die Wahrnehmung von Jugendsexualität durch Fachkräfte in der Heimerziehung*. Beltz Juventa.
- Stählker, A.-S., Schmidt, S. & Verlinden, K. (2023). Geschlechtseintrag ‚divers‘ in der Heimerziehung: rechtlich möglich, praktisch unsichtbar? Perspektiven von leitenden Sozialarbeiter*innen. In M. Kampshoff, B. Kleiner & A. Langer (Hrsg.), *Trans- und Intergeschlechtlichkeit in Erziehung und Bildung* (Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung, S. 105–119). Barbara Budrich.
- Wanielik, R. (2015). Sexualität als (pädagogisches) Thema in Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe. *unsere jugend*, 67(1), 13–21.
- Wolff, M., Schröer, W. & Fegert, J. M. (Hrsg.). (2017). *Schutzkonzepte in Theorie und Praxis. Ein beteiligungsorientiertes Werkbuch*. Beltz Juventa.

Implementing a Queer Pedagogy and Freire's Critical Dialogue – Lessons from the LGBTIQ+ Community in Xalapa, Veracruz

Abstract: In this paper, a continued tradition of social pedagogy outside of institutional settings is proposed which emphasises working with marginalised communities as they grapple with identity, agency and resistance. The project is presented with the LGBTIQ+ community, specifically sexual and/or gender dissidents – gay and bisexual men who are cis-gender, transgender and/or non-binary individuals – within the Mexican context of Xalapa, Veracruz. Both a queer pedagogy and Freire's critical dialogue have been implemented in order to critically examine the impact of hegemonic masculinity and cis heteronormativity. Emphasis is placed on the group participants as generators of knowledge with the aim that they would have the space to recover, review, and rebuild their experiences and legitimate their ways of knowing, while establishing an opportunity for queer relationality to emerge.

Keywords: social pedagogy, queer pedagogy, Freire, critical dialogue, queer relationality, Mexico, LGBTIQ+

1. Introduction

Within the Mexican context, social pedagogy has not been practiced formally as it is in largely European countries. An official or credentialed practice in terms of university training and an established social work field is still emerging there (Villaseñor Palma and López, 2018; Villaseñor Palma, Silva Ríos and Huerta Morales, 2022). Yet, if we use a broad definition of social pedagogy that includes the aim of achieving equity and equality in society, supporting social movements and fighting for human rights and working with socially excluded populations or populations in vulnerable positions, we can see there is a practice of social pedagogy in Mexico that lies outside official channels. Programs such as the Zapatista schools, the Peasant and Indigenous University Network, and the University of the Peoples of the South, among others, have built movements and educational programs based on the critical pedagogy of Freire (Villaseñor Palma, Silva Ríos and Huerta Morales, 2022; Silva Montes 2019). As Hämäläinen (2003)

notes, Freire has been recognised as a theorist of social pedagogy, though Freire himself did not use the term. Furthermore, Hämäläinen asserts that because the discipline lacks a unified definition, social pedagogy can refer to the type of work done outside of institutional settings that aim to solve social problems through pedagogical or educational means. Furthermore, Kusari and Walsh (2021), note, social pedagogy must emphasise local and regional contexts and be engaged in marginalised communities.

Given this background, we propose a continued tradition of social pedagogy outside of institutional settings that emphasises working with marginalised communities as they grapple with identity, agency and resistance. In this paper we present our project with the LGBTIQ+ community, specifically sexual and/or gender dissidents¹ – gay and bisexual men who are cis-gender, transgender and/or non-binary individuals – within the Mexican context of Xalapa, Veracruz and the members of that LGBTIQ+ community. In February 2021, we formed a group implementing a queer pedagogy and Freire’s critical dialogue, centred on questions of hegemonic masculinity and cis heteronormativity. The creation of this group grew out of what we learned through our own mentoring relationship as professor and student and the results obtained in Zuviriev’s (2022) applied master’s project with the LGBTIQ+ community. At the conclusion of the applied project, participants expressed interest in continuing the dialogue. Specifically, we noted the necessity to generate a space for the community where priority is given to situating the experience and knowledge of the participants, highlighting the impossibility of the so-called objectivity and neutrality of knowledge (Blázquez, 2012; Harding, 2012). We placed emphasis on the group participants as generators of knowledge, with the aim that they would have the space to recover, review, and rebuild their experiences and legitimate their ways of knowing. This approach required the clear intention and commitment to validate, epistemologically speaking, gay and bisexual men who are cis-gender, transgender and/or non-binary individuals, who are often feminised, as being politically aware, knowable subjects and generators of knowledge (Núñez, 2004; Castañeda, 2012). Since the first group was formed, four other groups have been created through personal invitations and an open invitation shared through social media. We propose that our implementation of a queer pedagogy and Freire’s critical dialogue is a form

1 Sexual and gender dissidents is an important term used within the Mexican context. Much like the term queer that is a reclaiming of discriminatory term, dissident is also a claiming of an identity or position outside of the cis-gender, heterosexual paradigm. And is used also as an alternative to the term sexual diversity.

of social pedagogy which has established an opportunity for queer relationality to emerge. As Yep notes, “queer relationality has become an increasingly important area of investigation,” (2017, p. 119) because it opens up possibilities for nonheteronormative ways of relating, which in turn offers avenues for healing and change. We demonstrate how our strategy has shown incremental changes in a marginalised community and illustrate how Freire’s critical dialogue and queer pedagogy correspond to our particular context and population.

2. State of Research

In 1995, Britzman presented in her now seminal work, “Is There a Queer Pedagogy? Or, Stop Reading Straight,” the possibility of “pedagogies that call into question the conceptual geography of normalization” (p. 152). Britzman names this normalizing process as reifying the binary of heterosexual/homosexual. Others name this normalising process heteronormativity or cis heteronormativity. Yep delineates heteronormativity as “the invisible center and the presumed bedrock of society, ... the quintessential force creating, sustaining, and perpetuating the erasure, marginalization, disempowerment, and oppression of sexual others” (2003, p. 18) whereas Butler (1990) refers to this normalising process as the heterosexual matrix that legitimizes heterosexual subjects and ways of knowing. Additionally, Yep (2017) demonstrates that heteronormativity breeds other types of normativities such as cisheteronormativity, homonormativity, body normativity, etc. which all cause great harm. Embedded in heteronormativity (or perhaps that which precedes it) is hegemonic masculinity which creates a standard for men based on heterosexuality and homophobia (Messner, 1992; Kimmel, 1997).

Britzman suggests that queer theory is an apt tool for critiquing normalcy or heteronormativity both as “a structure and as a pedagogy” (1995, p. 153), noting that queer theory offers pedagogy a way of “imagining difference on its own terms: as eros, as desire, as the grounds of politicality.” (1995, p. 154). Furthermore, Britzman posits that queer theory positions resistance as “constitutive of knowledge and its subjects” (1995, p. 154). In suggesting that queer theory is a tool and a possibility, Britzman submits that queer theory is a method and not a content. As Neto illustrates, queer theory opens up “the possibility to question our practices or notions of equality and acceptance” (2018, p. 3). Trujillo furthermore affirms that

queer pedagogy is committed to the radical practice of deconstructing normativity (2015).

The violence that heteronormativity and hegemonic masculinity causes has been thoroughly documented (Yep, 2017; Kimmel, 1997). The context of this violence in Xalapa is important to note. The experience of the LGBTIQ+ community continues to be one of discrimination and exclusion, and their public visibility continues to present a high risk to their safety and life (González, 2021). The culture has deep-rooted expressions of *machista* and homophobic sentiments in broad sectors of Veracruz society (Barffusón, 2016; Zuvirie, 2022). The National Observatory of Hate Crimes Against LGBT People (2020) has documented that the state of Veracruz holds somewhere between first and second place nationally regarding hate crimes, with 49 cases between 2014–2020. The vast majority of these crimes go unpunished. The 2017 National Discrimination Survey (CONAPRED, 2018) has revealed the level of rejection and permanent stigmatization experienced by LGBT people in Mexico. More than 59% of the population surveyed reported discrimination based on gender expression, and 20.2% were people with non-normative gender identities.

Given this harrowing context, this paper demonstrates how queer pedagogy, rooted in Freire's dialogical process, has allowed us to address not only these physically violent consequences of hegemonic masculinity and heteronormativity, but also that which Smith names a bifurcated consciousness (1990). That is, how sexual and gender dissident men and non-binary individuals understand themselves and their experiences, as contrary to the dominant worldview. Specifically, their own knowing or epistemological foundation is not legitimated. Their experiences are not valued nor accepted given the normalised educational or heteronormative epistemological framework. Furthermore, the normalising process functions to delegitimize their experiences and knowing. This according to Yep, et. al. is an epistemic injustice (2023). Queer pedagogy opens the possibility for other ways of knowing and creates an avenue for those of us who have been prevented from knowing themselves through hegemonic masculinity and cis heteronormativity.

A queer pedagogy coupled with Freire's dialogical praxis, opens the opportunity to "interrogate and deconstruct social structures, and then to transform them" (López Pereyra, 2020, p. 51). Freire claims that "to exist, humanly, is to name the world, to change it." (2012, p. 88). This naming takes place in dialogue. Dialogue is an encounter whereby all name the world. We agree with Pensoneau-Conway, who explains that this dialogue has an intersubjective quality, meaning that, it "is about the participants

very relationship to knowledge” (2012, p. 37). In a dialogue, we express our experience while also connecting this experience to the social and political context. We do not simply express what we already know. Rather, we actively critique what we know within our own social context. The goal of the dialogue is the formation of knowledge itself: dialogue is the epistemological practice. The dialogical process must include faith in humanity that we all possess the ability to name the world; this faith then produces mutual trust. This mutual trust breaks down hierarchical relationships and eliminates a relationship in which a “teacher” brings to the “students” that which they should know. Instead, the dialogical relationship is built around that which we “want to know more” (Freire, 2012, p. 93). Those in the dialogue are those who outline what is crucial to know. If a mutual relationship built on dialogue exists, then our relationship to knowledge and the way we come to know what we know also changes. Through this critical process, Freire asserts, we build “consciousness about the world, which implies consciousness about myself in the world, with it and with others” (Freire, 2016, p. 50). In short, dialogue changes us into subjects who “name the world, and in so naming, to create ourselves – our identities. Dialogue is what leads to critical consciousness” (Pensoneau-Conway 2012, p. 40) and our process of becoming more fully human. Through dialogue we learn how to participate in the “transformation of [our] world” (Freire, 2012, p. 125) because we have become conscientious subjects. Using a queer pedagogy and critical dialogue allows sexual and gender dissidents to lead the knowing and to recognise their own experiences and themselves.

In addition to the knowing and understanding that takes place in critical dialogue, Pattisapu and Calfell (2012) suggest that queer relationality emerges in dialogue. Yep describes queer relationality as

modes of recognition, systems of intelligibility, cultural expressions, affective articulations, encrypted sociality, embodied relations, forms of belonging, community formations, and collective histories of oppression that circulate outside of regimes of heteronormativity – but frequently in relation to it – characterized by potentiality and becoming as individuals inhabiting intersectional cultural nonnormativities negotiate and navigate their social worlds. Queer relationality involves spheres of intimacy, such as closeness, deep knowing, mutual attunement, sensuality, and eroticism that could range from fleeting to enduring, and spheres of desire, such as wishes, longings, needs, affinities, and yearnings that could range from internally held to externally articulated. (2017, p. 119–120)

Yep further notes that because of the entrenchment of normalisation, or heteronormativity, queer relationality offers an avenue to heal from the violence of heteronormativity and a bifurcated consciousness or epistemic violence.

While Freire's dialogical practice is committed to the naming of the world and us in queer relationality, the dialogue is the becoming of being queer (Keeton, 2022). Who we are and how we envision possibilities takes place in dialogue. Freire instructs us to name our world and to critique our reality. At the same time, queer theory and pedagogy seeks to question and contest norms. As Fraser and Lamble note, queer theory does not seek to normalise homosexuality; rather, queer theory "seeks to question the norm itself and contest binary logics altogether" (2015, p. 65). A queer dialogue enables us to question the privileging of heteronormative relationships, binary understandings of gender, and patriarchal power rooted in a hegemonic masculinity. Knowledge is constructed by questioning normalising truths and cis-heteronormative constructions, while also situating the experience of knowing to distance it from objectivity and neutrality (Blázquez, 2012; Harding, 2012). At the same time, Eguchi and Calafell argue, queer-ness creates "alternative spaces for different ways of knowing, being, and acting" (2023, p. 153). Yep et. al. contend that queer relationality "opens up space for inclusive knowledge production" (2023, p. 13).

We suggest that creating a queer space for critical dialogues can contribute to queer relationality that affirms our knowledges and experiences (Huang, 2023). While queer spaces that are safe, inclusive and affirming are essential, we suggest that a space which foments queer relationality based on critical dialogue is rooted in liberatory praxis, (Collins, 2009; hooks, 1994; Freire, 2012) because queer relationality works against heteronormativity and permits what is desired to rise: a queer future that embodies other goals for life such as love, being, and justice (Pattisapu and Calafell, 2012; Halberstam, 2011; hooks, 1994).

3. Research Method

3.1 Formation of groups

As mentioned earlier, the impetus for the groups emerged from our own mentoring relationship, the data that emerged from Zuvirie's previously applied master's research (2022) and the appeal of the participants to continue after the first stage of Zuvirie's work. Therefore, we designed and de-

veloped, *Dissidents: a space for active-experiential reflection*, as voluntary, closed dialogical groups of ten sessions that meet weekly. On average each group has twelve participants. The majority of the participants are gay cisgender men, with bisexual cisgender men, transmen and non-binary people participating in each group. All are from the metropolitan area of Xalapa, with an age range between 21 and 49 years of age. In total we have formed five groups with the first three being established by invitation from the facilitators and participants inviting one other person. The last two groups were formed through a call for participation in social media.

Each session has been guided by a facilitator using a dialogical process that begins with questions. Eight of the ten sessions start with topics and questions selected during the planning phase and the topics for the last two sessions were selected by the participants of the group. In addition, we also included an organizational and informative session prior to the beginning of the thematic sessions, and two participatory evaluation sessions at the end of each group process. Likewise, a calendar was included, so that all participants were aware of the specific dates of the session and could adjust their personal and work activities. Participation in the group is free, yet all contributed by supplying cookies, cakes or fruit for the group, as well as in maintaining the order and cleanliness of the space. With this, we sought to highlight that the learning process would be not only through reflection, but through everyday action and interaction with one another. (Flórez, 1999; Ortiz, 2015). Originally the sessions were held at the Centro de Integración Juvenil, A. C., although later sessions were held at the Cathedral of Santa María Virgen, of the Anglican Diocese of Southeast Mexico and the Studio Calavera, a collective of visual artists. All the spaces are located in the city of Xalapa, Veracruz.

Each session followed the same design, with different topics and a general aim of reflecting on hegemonic masculine practices and the impact of cis heteronormativity (Connell, 1997; Castañeda, 2016; Barffusón, 2016). Using a queer pedagogy rooted in Freire, we designed learning and conceptualisation experiences based on the practical experiences of the people who attended the group, where they could seek self-awareness and an understanding of themselves, as well as the factors and structures that determine their lives (Núñez, 1989; Delgado-Tornés et al, 2013). That is, the process of reflection in and from marginality as sexual and gender dissidents, allowed for the possibility of a more complex emancipatory processes. We chose plenary discussions based on dialogical questions as a reflection method. With this technique we ensured that we gave priority to dialogue, horizontal communication, the exercise of memory recovery, and

the strong possibility of locating the historical moment of each participant (Borile, 2012) so that they could reclaim their own subjectivity and ways of knowing.

Freire's dialogical process has ethical, psychological and spiritual aspects (Delgado-Tornés et al., 2013). At no time, however, is the intention of *Dissidents: a space for active-experiential reflection*, meant to be a therapy space or a self-help group, since the main objective is the collective construction of knowledge among peers, the validation of sexual and gender dissidents as political and epistemic subjects, and a critical evaluation of hegemonic masculinity and the cis heterosexual worldview that has defined them as feminised and marginalised people (Núñez, 2004; Castañeda 2016; Viveros, 2016; Núñez, 2016).

3.2 Topics and questions

Session one: Masculinity. Objective: make visible the ideas that participants have about the concept of masculinity, discuss the differences between gender, sex, sexuality, identity, among other terms, reconstruct as a group a concept of masculinity. Dialogical questions: What makes us men? How do we live our masculinity? What experiences or feelings distance us from that idea of masculinity?"

Session two: Diversity. Objective: self-identify the experience of their sexual dissidence; as well as knowledge of their personal and political positioning in relation to the ideas of sexual diversity. Dialogical questions: How do we live our diversity? How have we lived that diversity that we identify? To what extent do we assume to be part of a sexual dissidence? What tools have helped us to live from that diversity?

Session three: Men's health. Objective: Reflect on the impact that hegemonic masculinity has on the health of the participants; and to highlight the ways in which the socially validated concept of masculinity permeates the ways and lifestyles that have repercussions on health. Dialogical questions: How does being a man affect our health? What impacts does it have? What privileges and exceptions do we have as men? What actions do we take to take care of our health?

Session four: Mental health. Objective: recognize the importance of mental health as a fundamental element of comprehensive health, and the possible consequences of not taking measures to address it. Dialogical questions: What do we know about our mental health? How important are our feelings, emotions and desires? How does a sexually or gender dissident

man experience mental health care? What prejudices prevent us from taking care of our mental health?

Session five: Sexual-affective relationships. Objective: identify the strong presence of hegemonic masculinity in the ideal of sexual-affective relationships modelled from a cis-heteronormative perspective and reflect on the construction of new forms of relationship and the establishment of bonds from a dissident position. Dialogical questions: How do we build our sexual-affective relationships as sexually or gender dissident men? What ideas do we have when we think about building a relationship? How do we position ourselves when building a relationship? What role does our sexuality, our sexual role, play in this construction?

Session six: Risky practices. Objective: identify the elements of hegemonic masculinity that cause men to engage in countless risky practices, name the replication and reproduction of cis-heteronormative masculine practices in their experience as sexually and/or gender dissidents. Dialogical questions: How does being men put us at risk? What risky practices do we experience because we are men? What does risk represent for sexually dissident men? What do we do to avoid putting ourselves at risk?

Session seven: Risky consumption. Objective: identify the relationship between stereotypes of masculinity and drug consumption that give it social and cultural validation and reflect on the risks to comprehensive health. Dialogical questions: What substances do we currently consume that can affect our health? How is drug consumption related to the construction of our masculinity and sexuality? What situations or behaviours have led us to consume drugs? What alternatives do we know that can help us modify these consumptions?

Session eight: Community and Support Networks. Objective: reflect on the importance of identifying and promoting the construction of relationships and spaces of mutual support from the sexual and gender dissident experience, in a current highly vulnerable regional context. Dialogical questions: What is our main support network? What do we do, or have we done to build a support network? How do I think and live the notion of community? What is the importance of thinking about community?

Sessions nine and ten (selected by each group): Transsexuality, transgender and non-binarity, and spirituality from sexual dissidence, love breakups, dissident experience of HIV, polyamory and non-monogamous relationships, male sexual health.

3.3 Data collection and analysis

The data was collected with permission from the group participants. As participant observers, that is both organisers and researchers, we took notes that resemble ethnographic fieldnotes (Pulgar, 2016; Castañeda 2016). Written records made it possible for us to preserve the dialogue and to reflect on the group process after each session. In the results section, we present the crux of participant's ideas in translation. To systematize the data, we choose the evaluation of learning as a key strategy, since in pedagogical praxis it is a tool for criticism, self-criticism, feedback, reflection and analysis (Pulgar, 2016; Díaz-Barriga and Hernandez, 2002). For data analysis, we used the techniques of discourse analysis and content analysis (López, 2002; Luxán and Azpiazu, 2018).

4. Presentation of the Empirical Evidence

Below we have organized the evidence from the group sessions around five themes: recognising identity, reunions, reacceptance, re-claiming, and reflecting. We use words that include the prefix “re” to highlight the action of thinking again, going over what is known, as a possibility of questioning what is known, given, assumed, incarnated, and questioning the logic and power of heteronormative binary thinking. With the organization of themes, we present the data as a reflection of the participant's experience. The results presented are a polyphony of the voices of different members of the groups called G1, G2, G3, G4 and G5. The data was collected from the sessions held between February 2021 and December 2023.

4.1 Recognising identity

The group process allowed participants to recognise that they had often seen themselves as half-men, incomplete, or “not much of a man” which then led them to question the stereotypes of heterosexual cisgender masculinity. As they recognize these stereotypes and gender mandates, they reunite with themselves in the queer space as people who may be – lost, violated, confused, frustrated – but aware that they are not like heterosexual men, and for the most part nor do they want or aspire to be. Step and Julián express these self-perceptions:

When I was a teenager, I asked myself, ‘When is my penis going to grow?’ There are many ranges, many types of men and there are things that I want to copy, but others I don’t. But what do I want for myself? For me, being a man is always a struggle within me. (Step, transgender heterosexual man, 23, G4)

I’m gay, and it doesn’t make me completely a man because I don’t like stereotypical [male] things. They devalued me for that. We do not meet expectations, and it marks us so much that they take away our courage of not being straight. (Julian, cisgender gay man, 29, G4)

Bigotes expresses how he and all other men who are not heterosexual are not complete men, and the way in which this incomplete experience generates loss and grief.

We were not going to be the desired man; it is not possible. They notice it and criticize it, ‘So why not cry and mourn the loss?’ I live in a kind of grief for not complying with what is expected of me as a man by not being heterosexual. (Bigotes, cisgender gay man, 35, G3)

The members of the group also share how they play with heteronormative gender expression and hegemonic practices from the model of masculinity, but also the way in which they recognise themselves as different from it, and in turn suffer from it. Rolo’s comment addresses from his experience the privilege of not being “feminine” and the privilege of appearing to be heterosexual while subjecting themselves to those norms.

It has happened to me and happens in many places, my straight friends have parties, and the only gay in town they invite is me because I look masculine. In the community there are those of us who receive a lot of hate. And some of us, due to appearance, have the privilege of not experiencing it. (Rolo, cisgender gay man, 31, G3)

This awareness of an existence not shared with cis straight men, in many cases, come from the experiences of violence and discrimination in early childhood that become more acute with the appearance of sexual desires in puberty and the beginning of sexual life.

My family context was very traumatic because they did not allow me to express my femininity. Now I can dress the way I like and use she or

they pronouns. The discomfort of the family does not bother me. (Os, nonbinary pansexual person, 32, G3)

The majority did not find “positive” or “socially well-positioned” role models or mentors, so often their expression ended up being censored and marginalised because there were no safe spaces. Jorgen expresses the absence of non-heteronormative models:

We reflect the ideas and norms that are attributed to heterosexual masculinity, even if we do not agree. When we distance ourselves from heterosexual masculinity, we can look for new models or break existing ones. (Jorgen, cisgender gay man, 29, G3)

Many described marginality that is also experienced in LGBTIQ+ community spaces.

There is a lot of internalized homophobia, a lot of bullying. (Bigotes)

It is difficult to relate to homos because everything is about sex. (Dano, cisgender gay man, 35, G3)

Participants also spoke about how the group has affected their identity.

Today I can say that I have a greater awareness of different qualities that represent me as a gay man, which before I denied, but today I embrace and accept freely. (Jean, cisgender gay man, 31, G2)

Above all, it has impacted me on my self-perception, my gay side and especially on my bisexuality. I have been able to come out of the closet and overcome my fears of being myself as I am, as a trans masculine man. (Hall, transgender bisexual man, 31, G2)

4.2 Reunions

The recognitions of their identity formed a desire to validate the realities of other identities not present in the group. The group questioned the privileges of dissident masculinity in relation to lesbian women, trans and non-binary people. Brams expresses the importance of recognising the weight of heteronormativity in the way of relating to other dissidents, and at the same time the need to recognise the other forms of existence.

When talking about politicizing [us], I have realized that our existence already makes a difference in relation to heteronormativity. This not only has to do with me as a faggot, but with other ways of co-existing. We talk about trans and non-binary ways of living. The former gives me answers to my position, to make a difference, to get very intense with certain topics such as machismo, homophobia and sexual harassment. (Brams, cisgender gay man, 32, G2).

Living with HIV, discrimination and exclusion due to racial or ethnic issues or not inhabiting a body with hegemonic aesthetics or with some disability unveiled the need to build channels of communication, empathy and respect towards the diversity of embodied experiences among the participants. Additionally, Eder's testimony shows the idea proposed in the group of establishing communication that values people for who they are, granting the dignified place that we owe them.

We are a story behind our relationships. Communication is important. I didn't know the terms compartmentalization and emotional responsibility. There must be clarity and disposition. Open minds evolve faster than those that are closed. (Eder, cisgender gay man, 36, G5).

In the group, dialogue has been promoted. Thus, the members recognise that the group is a place/time where there is always the possibility of being included, integrated with respect from their diverse way of existing. This, in turn, makes them highlight that the space is different than other places in the community that they consider not safe.

4.3 Reacceptance

The participants expressed that the dialogue challenges them in changing practices that are not always easy to manage.

Finding a space to discuss things that I internalized within myself. A safe space. Open, explore and expand my ideas. A space and time that breaks with my everyday life. (Rafa, cisgender gay man, 32, G2)

The group has allowed the participants to act in non-hegemonic ways. They now see themselves as dissidents who build and share the same community. That is, the space and time they share has allowed them to experiment with ways of organising that they were not used to or that they lost because they

were not associated with cis heterosexual masculinity. For example, Marlin (cisgender gay man, 35, G1) and Agdis (cisgender gay man, 24, G3) talk about collaboration and planning of the food and beverages with the intention of making the moment more pleasant and comfortable. In Malin's WhatsApp: "See you soon. So far, I don't have anything pending and will arrive on time. I'll bring fig bread." In the same sense, Agdis comments on providing basic supplies: "Don't worry guys, I can bring napkins and toilet paper."

4.4 Re-claiming

The group allows for the questioning of knowledge built from a cis-heteronormative perspective. The critical dialogue creates a path. Juan explains the moment he discovers his heteronormative thinking.

I have walked in a heteronormativity that makes me see things in only one way. In the group I have begun to see the diverse way of coexistence, as well as see in-depth topics based on other people's experiences, and that has made me begin to know diversity. (Juan, cisgender gay man, 37, G2)

Coexistence, horizontal dialogue and the experiences of each individual have allowed them to identify knowledge that is common to them as peers. Dano raises the importance of continuing to build the dissident space by continuing to question cis heteronormative knowledge, following dialogue between peers to validate oneself in the other, and at the same time, proposes keeping the knowledge space open, raising new questions about oneself:

Listening to each other and seeing ourselves reflected in each other is wonderful. Listening and dialogue is healing. Asking many questions and not having answers, leaving them in the air and doing self-analysis and asking ourselves if it has worked for us. (Dano, cisgender gay man, 35, G3)

Likewise, Jorgen proposes to his peers to break with all forms of the binary and cis heteronormative system and highlights the need to generate new knowledge about oneself:

Dissidents break everything, all the time. Questioning is learning. The doubts raised here lead us to need to know more. When you name something, it can be understood. (Jorgen, cisgender gay man, 29, G3)

4.5 Reflecting

In the group, the facilitators proposed that the group attend marches, rallies, and cultural and academic events that address issues of sexual and gender dissidence. This has led participants to have greater political participation. Rolo shares the way in which the group process led him to participate in the Pride events in Xalapa:

For me there is a before and after for being the first time and being with family and peers. For me this was impossible to believe. I didn't expect it and it was very significant. (Rolo)

And Perrito highlights his experience:

There is a before and after due to fear. Going together was very powerful. Very shocking and moving to see so many people. Very hopeful. Seeing so many people made me very happy, and going with all of you ... At the mass [for victims of hate crimes] I liked taking up the space. It wasn't strange, but interesting. It was different to attend in a group and occupy the denied spaces. (Perrito, cisgender gay man, 31, G3)

Other testimonies narrate the experience of putting into practice the ethics proposed by the group. Some participants highlight that when attending these events, they experienced the sensation of being together, "united", "in brotherhood", by attending each of the events organised and with a clear sense of community.

As a result of these experiences, some participants were able to recognise the reflective group as a space for learning and collective political action. By feeling part of the community, they expressed that they have a greater desire and spirit to join these political events with a much more conscious and committed attitude. Os reveals his self-discovery as a key political actor and his need to develop greater collective political action, finding in "activism" a way to continue transforming:

It is important now to realize the value of this safe space. I want to continue being active, because activism allows me to change myself and continue fighting (Os).

The participants also reflected on the lack of role models. In this sense, they become aware of the need to generate these examples. Some participants commented on the necessity to become role models. For example, Ángel notes the difference that he has made at work:

From my experience it was important to make myself visible because it implies that I had to take a position. With my students I was clear so that they could see where I am speaking from. I'm a guy but not straight and that's another perspective. (Ángel cisgender gay man, 32, G3)

5. Analysis

In this paper we propose a social pedagogy outside of institutional settings with a marginalised community. Using a queer pedagogy rooted in Freire's critical dialogue, the observations from participants' experiences in *Dissidents: a space for active-experiential reflection* indicate that through this pedagogical approach, participants began to understand themselves as generators of knowledge who can claim their identity as sexual and gender dissidents and begin to form their stance and actions of resistance to hegemonic masculinity and cis heteronormativity. The results suggest that the critical dialogue which began with questions in each session and asked them to name their world, indeed created a space where-in they could recognise themselves (Smith 1990), instead of only seeing themselves through the structures of normalcy (Britzman 1995). For many, being among other gender and sexual dissidents in a non-toxic, non-sexual space was not only different but permitted them to know each other in new ways and create and protect the safe space because of how valuable it had become to them. Also, they recognised that they had created the space together (Eguchi and Calafell 2023). Because the dialogue began with a questioning of normalcy and its impact on the participants, the participants could question the hegemonic masculinity and cis heteronormative framework that had shaped them, and which punishes them when they don't live up to these expectations. In short, an opportunity for queer relationality emerged. That is, a nonheteronormative way of relating which includes belonging, community, shared histories, and intimacy (Yep, 2017). Through critical dia-

logue and queer relationality, the group became a refuge that invited participants to recognise their identity and re-claim their knowledge production. Additionally, in their naming of their experience and their world, it gave way to see the experience of others; perhaps considering for the first time how others in the LGBTIQ+ community are impacted by hegemonic masculinity and cis heteronormativity.

Participants also raise their own questions regarding their sense of self, fears of violence, and intimate relations. Solutions were not given; yet, throughout the process, several participants shared that they had begun therapy to continue healing regarding their experience of violence, discrimination, and internalised homophobia. The participants credited the group as giving them a basis to seek out therapeutic support without embarrassment or a sense that they were to blame. At the same time, participants began to see themselves as political subjects with consciousness, as they recognised themselves beyond their sexual behaviours and their lived experiences of discrimination. They were able to see the power of their voluntary decision to engage in activism as they named the root of their oppressions (Vidarte, 2010 cited by Martínez P., 2018).

Social pedagogy, according to Hämäläinen “aims to eliminate social exclusion” (2003, p. 76) and simultaneously to support equality in society. In this sense, *Dissidents: a space for active-experiential reflection* aimed to eliminate social exclusion by focusing on the recuperation of sexual and gender dissidents’ experiences and recuperate their own way of knowing by queering Freire and implementing a queer pedagogy. Yet, this practice was done outside the bounds of institutional learning though each session did have a theme, objectives and dialogical questions. Freire’s dialogical process and queer pedagogy permitted the participant’s knowledge, experiences and queer relationality to emerge.

6. Conclusion: Recommendations and Further Directions

In the introduction, we placed our work within a broad tradition of social pedagogy that exists outside of institutions and that emphasises local and regional contexts. Given our experience with *Dissidents: a space for active-experiential reflection*, not using institutional channels is confirmed as a productive decision. Coupled with Freire and a queer pedagogy, we were able to focus on the specific contextual experiences of participants who reside in Xalapa, Ver. We recognise that leading with their experiences indicates that the results may not be replicated in other contexts. However,

the principles of Freire most certainly could be duplicated in other marginalised communities. We also identify that using a queer pedagogy permitted participants to question hegemonic masculinity and cis heteronormativity and their impact on their lives. While our approach did not include a structural proposal for social change, realistically, we see that the participants, through their experience of queer relationality, have begun to claim their knowledge, participate in resistance and understand their own agency.

When the first group was formed in February 2021, we didn't visualise more groups starting. The formation of five groups suggests there has been a need, that to date had not been fulfilled. Future groups will be created for sexual and gender dissident lesbian, bi-sexual cis gender women, trans-women, and non-binary individuals, as well as groups that invite the full array of the LGBTIQ+ community.

Finally, we see value in our process of queering pedagogy and using Freire's critical dialogue because the groups opened a space for the participants ways of knowing, their desires, and their needs (Yep 2017; Eguchi and Calafell 2023).

Bibliography

- Barffusón, R. (2016). *De la marginalidad de la homosexualidad a su visibilización en Xalapa 1969–2005*. UV. Biblioteca Digital de Humanidades.
- Blázquez, N. (2012). Epistemología feminista: temas centrales. In N. Blázquez, F. Flores, M. Ríos (Eds.), *Investigación feminista. Epistemología, metodología y representaciones sociales*. (pp. 21–38). UNAM-CIICS-CRIM-Facultad de Psicología. México.
- Borile, M. (2012). *El rol del facilitador. Taller de fortalecimiento de Capacidades en atención Integral de Salud de Adolescentes y Jóvenes*. Ministerio de Salud. Perú.
- Britzman, D. P. (1995). Is there a queer pedagogy? Or, stop reading straight. *Educational Theory*. 45(2): 151–165.
- Butler, J. (1990). *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- Castañeda, S. M. (2016). "Epistemología y metodología feminista: debates teóricos", in Jarquín S., M. (ed.). *El campo teórico feminista. Aportes epistemológicos y metodológicos*. (pp. 79–111). UNAM-CIICH. México.
- Collins, P. H. (2009). *Black feminist thought*. Routledge.
- CONAPRED (2018) "Encuesta Nacional sobre discriminación 2017", Instituto Nacional de Estadística y Geografía-Consejo Nacional para Prevenir y Eliminar la Discriminación.
- Delgado-Tornés, A., A. Martínez-Tena, I. Illescas-Nájera & M. Rosas-Nexticapa. (2013). La intervención socioeducativa para el fortalecimiento de las comunidades. *Santiago*, 133, 41–56.
- Díaz-Barriga, A., F. & R. G. Hernández. (2002). *Estrategias Docentes para un Aprendizaje Significativo*. México: McGraw Hill.

- Eguchi, S. and Calafell, B. M. (2023). Queer relationalities, impossible: the politics of homonationalism and failure in LOGO's Fire Island. *Journal of Homosexuality*, 70(1): 149–167.
- Flórez, R. (1999). *Evaluación pedagógica y cognición*. McGraw Hill. Colombia.
- Fraser, J. & S. Lambie. (2015). Queer desires and critical pedagogies in higher education: reflections on the transformative potential of non-normative learning desires in the classroom. *Journal of Feminist Scholarship*, 7(7), 61–77.
- Friere, P. (2012). *Pedagogy of the oppressed*. Bloomsbury Academic.
- Friere, P. (2016). *Pedagogy of the heart*. Bloomsbury Academic.
- González, F. (2021) “Comunidad LGBT, en el olvido sus derechos: Ari Vera Morales Veracruz sigue siendo un estado en donde la inseguridad se encuentra en un nivel preocupante para las y los activistas de la comunidad diversa”, Diario de Xalapa. Tomado en Sol de Orizaba. 17 de febrero de 2021.
- Halberstam, J. (2011). *The queer art of failure*. Duke University Press.
- Hämäläinen, J. (2003). The concept of social pedagogy in the field of social work. *Journal of Social Work*, 3(1): 69–80.
- Harding, S. (2012). ¿Una filosofía de la ciencia socialmente relevante? Argumentos en torno a la controversia sobre el punto de vista feminista. In Blázquez, N., Flores, F. y Ríos, M. (Eds.), *Investigación feminista. Epistemología, metodología y representaciones sociales*. (pp. 39–65). UNAM-CIICS-CRIM-Facultad de Psicología. México.
- hooks, b. (1994). *Teaching to transgress: education as the practice of freedom*. Routledge.
- Huang, S. (2023). Reclaiming family, reimagining queer relationality. *Journal of Homosexuality*, 7(1): 17–34.
- Keeton, S. (2022). Tracing the past to (re)imagine the future: a black queer pedagogy of becoming. *Peitho*, 24(4). <https://cfshrc.org/article/tracing-the-past-to-reimagine-the-future-a-black-queer-pedagogy-of-becoming/> [25.08.2024].
- Kimmel, M. S. (1997). Masculinity as homophobia: Fear, shame and silence in the construction of gender identity. In M. M. Gergen & S. N. Davis (Eds.), *Toward a new psychology of gender* (pp. 223–242).
- Kusari, K. & C. A. Walsh. (2021). A social pedagogy lens for social work practice with return migrants. *International Journal of Social Pedagogy*, 10(1), 1–14. DOI: <https://doi.org/10.14324/111.444.ijsp.2021.v10.x.014>.
- López N., F. (2002). El análisis de contenido como método de investigación. *XXI Revista de Educación*, 4, 167–179.
- Luxán S., M. & J. Azpiazu C. (2018). Metodologías de investigación feminista. In *Metodología para la implementación de la igualdad*. Módulo III. Máster en Igualdad de Mujeres y Hombres. Universidad del País Vasco.
- López Pereyra, M. (2020). Queering Freire's pedagogies: resistance, empowerment, and transgression in teacher training. In M. Perez & G. Trujillo-Barbadillo (Eds.), *Queer studies and education* (pp. 51–64). Universidad Iberoamericana.
- Martínez Pozo, L. (2018). Disidencias sexuales y corporales: Articulaciones, rupturas y mutaciones. *Psicoperspectivas*, 17(1). <https://doi.org/10.5027/psicoperspectivas-vol17-issue1-fulltext-1141>.
- Messner, M. A. (1992). Like family: Power, intimacy, and sexuality in male athletes' friendships. In P. M. Nardi (Ed.), *Men's friendships* (pp. 215–237). The National Observatory of Hate Crimes Against LGBT People in México (2020), “Informe 2020”, Fundación Arcoiris. México.

- Neto, P. (2018). Queer pedagogy: Approaches to inclusive teaching. *Policy Futures in Education*. 0(0) 1–16. DOI: 10.1177/1478210317751273.
- Núñez, C. (1989). *Educación para transformar, transformar para educar*, IMDEC, México.
- Núñez N., G. (2016) “Los estudios de género de los hombres y las masculinidades: ¿Qué son y qué estudian?”, *Culturales*, vol. IV, núm. 1, enero-junio, pp. 9–31. Mexicali, México.
- Núñez N., G. (2004). Los ‘hombres’ y el conocimiento. Reflexiones epistemológicas para el estudio de ‘los hombres’ como sujetos genéricos, *Desacatos*, 15–16, 13–32.
- Ortiz G., D. (2015). El constructivismo como teoría y método de enseñanza. *Sophia*, Colección de Filosofía de la Educación, 19, 93–110.
- Pattisapu, K. & B. M. Calafell. (2012). (Academic) family of choice: queer relationality, mentoring, and critical communication pedagogy. In N. Bardhan & M. P. Orbe, *Identity Research and Communication* (pp. 51–67). Lexington Books.
- Pensoneau-Conway, S. L. (2012). Understanding identity through dialogue: Paulo Freire and intercultural communication pedagogy. In N. Bardhan & M. P. Orbe, *Identity Research and Communication* (pp. 33–50). Lexington Books.
- Pulgar B., J. L. (2016). *Evaluación del aprendizaje en educación no formal*. Narcea Ediciones.
- Silva Montes, C. (2019). The zapatista school: educating for autonomy and emancipation. *Alteridad*, 14(1), 103–114.
- Smith, D. (1990). *The Conceptual Practices of Power: A Feminist Sociology of Knowledge*. University of Toronto Press.
- Trujillo, G. (2015). Pensar desde otro lugar, pensar lo impensable: hacia una pedagogía queer. *Educ. Pesqui.*, 4: 1527–1540.
- Villaseñor Palma, K., and Lopez, P. M. (2018). La pedagogía social en México, una perspectiva histórica. *Revista Boletín Redipe*. 7(11): 53–64.
- Villaseñor Palma, K., Silva Ríos, C. E. and Huerta Morales, G. (2022). A socio-historic overview of social pedagogy and social work in Mexico. *International Journal of Social Pedagogy*, 11(1): 1–10. DOI: <https://doi.org/10.14324/111.444.ijsp.2022.v11.x.003>.
- Viveros V., M. (2016) “La interseccionalidad: una aproximación situada a la dominación”, *eDebate Feminista*, núm. 52, pp. 1–17. PUEG-UNAM.
- Yep, G. A. (2017). Further Notes on Healing from the Violence of Heteronormativity in Communication Studies. *QED: A Journal in GLBTQ Worldmaking*. 4(2): 115–122.
- Yep, G. A., et. al (2023). Mapping queer relationalities: an exploration of communication at the edges of cultural unintelligibility. *Journal of Homosexuality*. 70(1): 1–16.
- Zuviriv V., B. L. (2022). *Intervención socioeducativa feminista con hombres que participan en el movimiento LGBT de la Zona Metropolitana de Xalapa, Veracruz*. Centro de Estudios de Género de la Universidad Veracruzana. IIP-UV.

LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit – queere Erfahrungen und intersektionale Perspektiven für die Soziale Arbeit

LGBTIQ+ and homelessness – queer experiences and intersectional perspectives for social work

Zusammenfassung: Wohnungslosigkeit ist ein soziales Problem, dessen Ursachen und Folgen sowie die daraus resultierenden Bedarfe mit einer intersektionalen Perspektive differenziert betrachtet werden müssen. Benachteiligungen, die LSBTIQ+ erfahren, gelten als Risikofaktoren, von Wohnungsnot bedroht zu sein, und verschärfen die Folgen. Die Ergebnisse der ersten deutschen, bundesweit angelegten qualitativen Studie zeigen, wie Erfahrungen von Queerfeindlichkeit mit anderen Diskriminierungsformen in der prekären Lebenslage Wohnungslosigkeit wirken, und geben Hinweise darauf, wie Soziale Arbeit queere Bedarfe in der Wohnungslosen- und Jugendhilfe adäquat adressieren sollte.

Schlüsselwörter: LSBTIQ+, Wohnungslosigkeit, qualitative Studie, Queer Studies, Intersektionalität

Abstract: Homelessness is a social problem with causes and consequences that must be considered from an intersectional perspective. Disadvantages experienced by LGBTIQ+ people are considered risk factors for homelessness and exacerbate the consequences. The results of the first German nationwide qualitative study show how experiences of queer hostility interact with other forms of discrimination in the precarious situation of homelessness and provide indications of how social work should adequately address queer needs regarding homelessness and youth services.

Keywords: LGBTIQ+, homelessness, qualitative research, queer studies, intersectionality

Wohnungslosigkeit ist ein soziales Problem, mit dem Soziale Arbeit in der Moderne seit ihren Anfängen befasst ist. Dies gilt nicht nur für die Woh-

nungslosenhilfe, sondern auch für andere Handlungsfelder wie beispielsweise die Jugendhilfe, die Schuldnerberatung, die Drogenhilfe oder die Gemeinwesenarbeit, in denen Adressat:innen von Wohnungsverlust bedroht sein können und entsprechende Hilfen benötigen.

Mit dem Begriff der Wohnungslosigkeit werden Lebenslagen bezeichnet, in denen eine Person oder ein Haushalt über keinen mietvertraglich oder eigentumsrechtlich abgesicherten Wohnraum verfügt. Umfassender ist der Begriff der Wohnungsnot, der auch prekäre Wohnverhältnisse mit einbezieht, die beispielsweise durch bauliche Schäden in der Wohnung oder häusliche Gewalt entstehen können (Steckelberg, 2023, S. 56, 58). Der europäische Dachverband der Wohnungslosenhilfe, Fédération Européenne des Associations Nationales Travillant avec les Sans-Abri (FEANTSA) und die französische Stiftung Abbé Pierre schätzten 2023 die Anzahl wohnungsloser Menschen innerhalb der EU auf mindestens 896.430 (FEANTSA & Fondation Abbé Pierre, 2023, S. 24). Wohnungslosigkeit und Wohnungsnot haben zuvorderst strukturelle Ursachen und werfen deshalb Fragen nach sozialer Gerechtigkeit auf. Armut, räumliche und soziale Exklusion, mangelnder Zugang zu medizinischer Versorgung, Diskriminierung und Ausgrenzung können zugleich Ursachen wie auch Folgen von Wohnungslosigkeit sein. Gemeinsam ist Menschen in Wohnungslosigkeit, dass sie sich in einer existenziellen Notlage befinden, die mit dem Recht auf ein menschenwürdiges Leben nicht zu vereinbaren ist. Wer über keinen eigenen Wohnraum verfügt, ist dazu gezwungen, Tage und Nächte zu jeder Jahreszeit bei Bekannten und Freund:innen, in Notunterkünften, Hauseingängen, Parkanlagen oder in öffentlichen Verkehrsmitteln zu verbringen. Ohne den Rückzugsraum einer Wohnung müssen Menschen ihr gesamtes Hab und Gut immer bei sich tragen und sind täglich erneut mit der Gefahr konfrontiert, grundlegende Bedürfnisse wie Essen und Schutz vor Witterung nicht befriedigen zu können. Hier ist die Verfügbarkeit von Überlebenshilfen und Beratungsangeboten der Wohnungslosenhilfe (sowie der Jugendhilfe für junge Menschen) von existenzieller Bedeutung.

1. LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit – Vorstellung der Studie

Unter dem Titel „LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit – queere Perspektiven, Erfahrungen und Bedarfe“ haben die Autor:innen im Jahr 2023 die erste bundesweit angelegte Studie in Deutschland zu diesem Thema durchgeführt. Die individuellen Lebenssituationen wohnungsloser Menschen sind

sehr heterogen und unterscheiden sich je nach Biografie, Lebensalter und vorhandenen Ressourcen, die jedoch im Kontext von gesellschaftlich wirksamen Differenzkategorien und Ungleichheitsverhältnissen zu verstehen sind. Insbesondere Klassismus ist eine Diskriminierungsform, die wohnungslose Menschen trifft und dazu führt, dass ihnen in stereotyper Weise persönliche Defizite zugeschrieben werden. Klassismus ist eine Ursache dafür, dass wohnungslose Menschen mit ihren Perspektiven und Wünschen nicht ernstgenommen werden, dass ihnen mitunter grundlegende Rechte vorenthalten werden und sie fortwährend von physischer und psychischer Gewalt bedroht oder betroffen sind (Seeck, 2022, S. 63).

Die Verschränkung der Lebenslage Wohnungslosigkeit mit Klassismus sowie mit anderen Diskriminierungsformen erhöht das Risiko, in Wohnungsnot zu geraten, und führt zu einer Verschärfung der Problemlagen während der Wohnungslosigkeit.

1.1 Stand der Forschung

LSBTIQ+ Personen, die wohnungslos sind oder waren, erleben alltäglich in ihrem Wohnumfeld, im öffentlichen Raum sowie in Einrichtungen der Sozialen Arbeit Diskriminierung durch Heterosexismus, Homo-, Bi-, Trans- und Interfeindlichkeit (im Folgenden: Queerfeindlichkeit). Insbesondere internationale Studien sowie kleinere regionale Studien aus Deutschland verweisen darauf, dass LSBTIQ+ als besonders vulnerable Gruppe in der Lebenslage Wohnungslosigkeit anzusehen sind (Abramovich & Shelton, 2017, S. 9; Landeshauptstadt München, 2020; Ohms, 2020; Quilty & Norris, 2020; Shelton et al. 2021; Wilson et al., 2020)

Trotz dieser besonderen Form der Marginalisierung an der Schnittstelle von struktureller Diskriminierung von LSBTIQ+ Personen und der Lebenslage Wohnungslosigkeit mangelt es an empirischen Daten über und professionellen Unterstützungsangeboten für diese Zielgruppe. Im internationalen Kontext bleibt der Diskurs über LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit weitgehend auf Jugendliche und junge Erwachsene beschränkt (Bhandal & Horwood, 2021; Quilty & Norris, 2020; Shelton et al., 2021). Für den deutschsprachigen Raum fehlt eine überregionale intersektionale Perspektive auf die biografischen Erfahrungen und Lebenswelten der Betroffenen ebenso wie adäquate Hilfen der Sozialen Arbeit. Im Diskurs um Wohnungslosigkeit ist geschlechtliche und sexuelle Vielfalt kaum ein Thema und in den Queer-Studies spielt wiederum das Thema Wohnungslosigkeit kaum eine Rolle (Steckelberg & Eifler, 2023, S. 5). Insgesamt sind in den letzten Jahren allerdings Aktivitäten zu beobachten, die das Thema zuneh-

mend im fachöffentlichen Diskurs platzieren. So hat beispielsweise die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (2021) in Deutschland im Jahr 2021 eine „Empfehlung zur Ausgestaltung der Angebote für trans* und inter* Menschen in der Wohnungsnotfallhilfe“ herausgegeben und auf ihrer Jahrestagung 2023 zwei Workshops zu dem Thema angeboten.

1.2 Intersektionale Perspektiven

Die intersektionale Perspektive der Studie orientiert sich am Konzept der Systemischen Intersektionalität (Czollek et al., 2019, S. 32–34; Czollek et al., 2023, S. 9–11). Systemische Intersektionalität baut auf dem ursprünglich Ende der 1980er-Jahre von Kimberlé Crenshaw (1989 in 1997) im Kontext US-amerikanischer Rechtsprechung der USA geprägten und durch andere (Collins, 1998; Knapp & Wetterer, 2003) weitergedachten Begriff der ‚Intersektionalität‘ auf. Während Crenshaw mit dem Begriff zunächst die spezifische Diskriminierung Schwarzer Frauen in der Verwobenheit von Rassismus und Sexismus beschrieb, markiert das Konzept der systemischen Intersektionalität eine Erweiterung. Es beschränkt die Analyse mithin nicht auf eine bestimmte Auswahl (häufig die Triade von race, class, gender) von Diversity-Kategorien, sondern erweitert sie um alle Diversity-Kategorien, aufgrund derer strukturelle Diskriminierung stattfindet. Das ermöglicht die Abbildung vielfältiger Lebensrealitäten von Menschen und ihrer Diskriminierungserfahrungen, unterstreicht die komplexe Verortung von Menschen in der Gesellschaft und verdeutlicht, dass Menschen zugleich privilegiert und von Diskriminierung betroffen sein können. Für die Forschungsperspektive bedeutet diese theoretische Grundlage, dass aufgrund der Fragestellung queere Diversity-Kategorien (LSBTIQ+) fokussiert werden. In der Interpretation der Interviews geht es dann im Folgenden auch um Erfahrungen, die systemisch intersektional analysiert werden. Herausgearbeitet werden die komplexen Effekte, die durch die Verwobenheit unterschiedlicher, in einer Person verankerter Diversity-Kategorien in Bezug auf Strukturelle Diskriminierung entstehen: Inwiefern stabilisieren sich diese Kategorien gegenseitig, wie werden diese im Kontext von Wohnungslosigkeit erlebt und welche Strategien der Bewältigung werden gefunden.

1.3 Methodische Vorgehensweise

Die Studie wurde für eine einjährige Laufzeit durch die Bundesstiftung Magnus Hirschfeld sowie durch die hochschulinterne Forschungsförderung

der Hochschule Neubrandenburg gefördert. Es musste ein Forschungsdesign entwickelt werden, das dem Forschungsgegenstand und dem Erkenntnisinteresse gerecht wird und das gleichzeitig unter den Rahmenbedingungen einer Projektlaufzeit von einem Jahr mit begrenzten finanziellen und personellen Ressourcen umsetzbar war. Das Ziel war es, mittels qualitativer narrativer Interviews die Erfahrungen queerer Menschen unterschiedlichen Alters, die wohnungslos sind oder waren, zu erheben.

Für den Feldzugang haben wir verschiedene Wege genutzt. Es wurden vor allem Kontakte mit ausgewählten Einrichtungen der Wohnungslosen- und Jugendhilfe aufgenommen, private und professionelle queere Netzwerke genutzt, Aufrufe in sozialen Medien wie Instagram verbreitet und es wurde mit der Mobilen Beratung gegen Rechtsextremismus in verschiedenen Städten zusammengearbeitet. Letzteres war wichtig, um in die intersektionale Perspektive auch Diskriminierungsformen wie Antisemitismus und Rassismus einbeziehen zu können. Wir haben uns dabei immer als queeres Forscher:innenteam geoutet.

Häufig kam von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe die Rückmeldung, unter ihren Nutzer:innen seien keine queeren Personen, wie auch queere Organisationen zumeist angaben, keinen Kontakt zu wohnungslosen Menschen zu haben. Die Unsichtbarkeit oder das Übersehen von queeren wohnungslosen Menschen, der wir entgegenwirken wollten, zeigte sich also auch bei den Schwierigkeiten im Feldzugang. Von einzelnen queeren Angeboten mit dem Schwerpunkt Flucht oder Sexarbeit erhielten wir die Antwort, dass Wohnungslosigkeit zwar ein großes Thema sei, ihnen jedoch die Kapazitäten für die Vermittlung von Interviewpartner:innen fehlten.

Insgesamt wurden 14 Interviews mit queeren Personen im Alter zwischen 19 und 67 Jahren durchgeführt. Queer wird dabei nicht als Identitätsmerkmal verstanden, sondern als ein Erfahrungshintergrund in der hegemonialen heteronormativen Geschlechterordnung. Die Interviews dauerten zwischen 60 und 180 Minuten und wurden an Orten durchgeführt, die die Interviewten selbst gewählt hatten: in Besprechungsräumen von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, öffentlichen Cafés, von queeren Einrichtungen zur Verfügung gestellten Räumen oder privaten Wohnungen. In einzelnen Fällen waren auf Wunsch der Interviewten ihnen vertraute Sozialarbeiter:innen während der Interviews anwesend. In einem Fall fand das Interview nicht auf Deutsch, sondern auf Polnisch statt, weil dies die Erstsprache der Forscherin und der interviewten Person war. Die Pseudonymisierung der Namen erfolgte gemäß der Ansprache in der Interviewsituation. Wurde sich während der Interviews geduzt, werden die Vor-

namen in pseudonymisierter Form wiedergegeben, wurde sich gesiezt, bleibt es bei der pseudonymisierten Nennung des Nachnamens.

Die Auswertung der narrativen Interviews war ursprünglich mit der Dokumentarischen Methode geplant, um die konjunktiven Erfahrungsräume queerer wohnungsloser Menschen rekonstruieren zu können und über den von den Interviewten intendierten Sinn ihrer Äußerungen hinaus die Erfahrungen und Handlungsorientierungen verstehen zu können (Bohnsack, 2021, S. 62–63). Aufgrund der kurzen Projektlaufzeit und des zeitaufwändigen Feldzugangs konnten wir dieses Verfahren leider nur exemplarisch für zwei Interviews durchführen und haben das Material stattdessen mit der qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet und induktiv Kategorien herausgearbeitet, die für die Interviewten relevant sind.

2. Queerfeindlichkeit als Ursache von Wohnungslosigkeit

Ursachen von Wohnungslosigkeit sind alle Lebenslagen, die zu Armut führen können, wie beispielsweise Erwerbslosigkeit, längere Krankheitsphasen, Care-Arbeit. Der Verlust der Wohnung kann auch auf eine Trennung oder einen Todesfall im gemeinsamen Haushalt folgen, durch die der Wohnraum nicht mehr finanziert werden kann.

Bei LSBTIQ+ Personen ist eine der Ursachen für Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit die Flucht vor Queerfeindlichkeit im familiären und sozialen Umfeld, in einer religiösen Gemeinschaft, im Wohnumfeld, im öffentlichen Raum und/oder öffentlichen Institutionen und Einrichtungen. Das Coming-out stellt einen Risikofaktor dar, der sozialen und räumlichen Ausschluss und Gewalt zur Folge haben kann. Die Interviewten berichten von ihren Überlegungen und Strategien, entlang derer sie situativ entscheiden, ob und wie sie sich in unterschiedlichen sozialen Kontexten als queere Person zeigen, und von ihren Abwägungen der möglichen Folgen ihrer Entscheidung. Die Flucht aus der Queerfeindlichkeit ist nicht ausschließlich als das Verlassen einer nicht aushaltbaren und oft auch gewaltvollen Lebenssituation zu verstehen. Sie ist auch verbunden mit der Suche nach einem Ort, an dem sie als queere Person ein besseres (und sichereres) Leben führen können. Es geht also nicht nur um die reaktive Bewegung weg von etwas, sondern auch um die aktive Bewegung hin zu etwas Besserem. Im Folgenden werden entlang von Fallbeispielen mit Interviewausschnitten die verschiedenen Dimensionen dieser Ursache von Wohnungslosigkeit ausgeführt.

2.1 Queerfeindliche Missachtung und Gewalt in der Familie

Internationale Studien verweisen darauf, dass insbesondere bei jungen Menschen die häufigste Ursache für Wohnungslosigkeit Konflikte in der Familie sind. Es wird von einem „identity related family conflict“ (Finnegan, 2023, S. 6) gesprochen, meistens ausgelöst durch „ongoing identity-based rejection“ (Abramovich, 2017, S. 12) der jungen Menschen durch ihre Familie. Im familiären Umfeld aufgrund der queeren Identität Ablehnung und Diskriminierung zu erfahren, ist ein expliziter Anlass, sich für einen Weggang vom Zuhause zu entscheiden – auch wenn das bedeutet, in Wohnungsnot zu geraten. Dies zeigt sich auch in unserer Studie.

Jascha (22) ist seit fünf Jahren mit kurzen Unterbrechungen wohnungslos und übernachtet im öffentlichen Raum, in leerstehenden Häusern und zeltet im Sommer. Für Jascha gibt es einen kausalen Zusammenhang zwischen queerer Identität, der konservativen Einstellung der Eltern und der Entscheidung, die Herkunftsfamilie zu verlassen und gegenwärtig auf der Straße zu leben.

Selbstverständlich hat das, dass ich eine trans und bisexuelle Person bin das: hat starken Einfluss darauf gehabt, dass ich auf der Straße bin, weil einfach na meine Familie so sehr konservativ ist und: na mit denen gab es auch andere Probleme, warum ich den Kontakt nicht halte, aber ein Teil dessen ist einfach das, dass wenn ich zu ihnen fahre, na dann na ich kann dann nicht ich selbst sein, weil sie sie wollen davon nichts hören, also muss ich da, na wenn ich sie besuche, dann muss ich die ganze Zeit so tun als ob, naja aber ich ich ich kann das nicht mehr machen. (Jascha, 2023, Z. 770–776)

Das Zusammenleben und der Kontakt mit der Familie sind an Bedingungen geknüpft, die Jascha nicht erfüllen kann. Durch das Verhalten und die Haltung der Familie gerät Jascha in einen Konflikt, mit dem Jascha alleine zurechtkommen muss. Jascha steht vor der Entscheidung, entweder ein Zuhause zu haben und dafür die eigene Identität verleugnen bzw. dauerhaft etwas vorspielen zu müssen oder das Zuhause zu verlassen, um als trans und bisexuelle Person leben zu können und dadurch in existenzielle Not zu geraten. Im biografischen Verlauf sind deshalb Pendelbewegungen erkennbar, in denen Jascha das Elternhaus verlässt, nach einigen Monaten wieder zurückkehrt, um dann wieder zu flüchten, weil die psychische Belastung zu stark ist. Der folgende Interviewausschnitt zeigt, wie verzweifelt Jascha um eine Entscheidung ringt:

Bei mir ist es so, dass meine Familie mir theoretisch Hilfe anbieten könnte. Das heißt, ich könnte bei ihnen wohnen, mir Arbeit suchen, aber ich bin psychisch nicht in der Lage das zu machen, dass ich nicht, ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll, jemanden zu imitieren, der ich nicht bin für keine Ahnung wie lange, bis ich mir zum Beispiel genug Geld für eine Wohnung zusammengesammelt [...] ich bin nicht [...] in der Lage ihre Hilfe anzunehmen, selbst wenn es die anderen Probleme nicht gäbe. (Jascha, 2023, Z. 785–793)

Jascha erzählt hier von dem Dilemma, sich entscheiden zu müssen, Diskriminierung und Missachtung hinzunehmen oder in Armut und wohnungslos zu leben. Deutlich wird auch die hohe psychische Belastung, die die Missachtung der eigenen geschlechtlichen Identität und sexuellen Orientierung mit sich bringt. Das Angebot der Unterstützung richtet die Familie nicht an Jascha, sondern an ihre (fiktive) heterosexuelle Tochter.

Die psychische Belastung durch die Missachtung durch die Herkunftsfamilie wird auch bei Evren (23) deutlich. Die familiäre geschlechtsspezifische Sozialisation beschreibt Evren als gewaltförmigen und fremdbestimmten Prozess, bei dem seine eigenen Gefühle keine Rolle spielen, mit den Worten: „Das wurde mir einfach in mein Gehirn eingebrettert“ (Evren, 2023, Z. 270). In einem Jugendzentrum, in das Evren eingebunden ist, erzählt er von den belastenden Konflikten mit seinen Eltern und dass er ausziehen will. Im Jugendzentrum wird Evren in eine betreute Krisenwohnung der Jugendhilfe vermittelt.

Aber es ist wirklich so: das ist explodiert! Ich konnte es nicht mehr aushalten. Es war – es war einfach nicht mehr zum Aushalten! Und dann bin ich halt ausgezogen und hab erst – wirklich – nichtmals, nicht mal ne Woche später hab ich gemerkt, dass ich keine Kopfschmerzen habe! Hähm. Seltsam (lachend) Haah! Ich hatte wirklich ko:nstante Kopfschmerzen, so starke Kopfschmerzen, dass ich ständig meinen Kopf gegen die Wand schlagen wollte, so stark war das. Und ich bin nicht mal ne, nicht mal ne Woche weg. Und äh ich habe kaum Kopfschmerzen. Äh, mir geht es – ich will mich nicht ständig umbringen (Evren, 2023, Z. 1331–1338)

Der Entscheidung, das familiäre Zuhause zu verlassen, ging ein jahrelanger ambivalenter Prozess voraus. Es braucht die Kraft einer Explosion, damit Evren sich aus der familiären Situation befreien kann. Erst retrospektiv merkt Evren, wie stark und sogar lebensbedrohlich die psychische und phy-

sische Belastung war, der er durch die Missachtung seiner geschlechtlichen Identität und sexuellen Orientierung und der daraus resultierenden körperlichen Gewalt ausgesetzt war. Ein Zuhause und soziales Umfeld, in dem sein Queersein wahrgenommen und anerkannt wird, stellt Evren hier als überlebensnotwendig dar.

2.2 Queerfeindlichkeit und rechtsextreme Gewalt

Queerfeindlichkeit in der Nachbarschaft, im Wohnumfeld, am Arbeitsplatz und im öffentlichen Raum findet sich unter anderem im Kontext konservativer und rechtsextremer Strukturen und in der intersektionalen Verschränkung mit rassistischer und antisemitischer Diskriminierung. Diese Strukturen können der Grund dafür sein, dass (nicht nur) queere Menschen in Wohnungsnot geraten und nicht nur den Stadtteil, sondern auch die Region verlassen wollen und müssen.

Bei Michael (52) führt ein Konglomerat rechter Bedrohungsszenarien dazu, dass er als schwuler Mann in Wohnungsnot gerät und sich gezwungen sieht, seine Wohnung zu verlassen. Nach einem rechtsextremen Anschlag in der Stadt und durch mehrere Übergriffe und Anfeindungen gegen seine Person von einem Nachbarn, in dessen Wohnung offensichtlich rechtsextreme Symbole zu sehen sind und der Michael als „Schwuchtel“ beschimpft, lebt er in unzumutbaren Wohnverhältnissen und gerät in Wohnungsnot.

Das Gefühl der Bedrohung wird dadurch verstärkt, dass diese Übergriffe und Beleidigungen eingebettet sind in konservative bis hin zu rechtsextremen Haltungen und Standpunkten am Arbeitsplatz und im Sozialraum. Zudem erlebt Michael die Reaktionen der Polizei auf seine Anzeigen als verharmlosend und erfährt keinen Schutz von dieser Seite.

So, am 24. Dez Dezember hab ich dann Post von der Staatsanwaltschaft äh: vonna Staatsanwaltschaft im Briefkasten gehabt. Wo drinne stand, ‚Verfahren wird hiermit eingestellt, es besteht kein öffentliches Interesse an ner Strafverfolgung in diesem Fall‘. Ich dachte, ich les nich richtig, und vor allen Dingen, ich betone, Heiligabend, warum schicken die mir das Heiligabend? (Michael, 2023, Z. 141–145)

Die Standardformulierung der Staatsanwaltschaft drückt die Erfahrung aus, die Michael über mehrere Jahre in der Stadt, in der er lebt, gemacht hat: Es gibt kein öffentliches Interesse, die Gewalt und die Bedrohungen zu verfolgen, denen er und andere Personen von rechts ausgesetzt sind. Er betont,

dass das Schreiben an Heiligabend bei ihm ankommt, einem Datum, das kulturell verankert ist und mit der Botschaft von Mitmenschlichkeit und Güte assoziiert wird. Die Botschaft, die ihm die Staatsanwaltschaft an diesem Tag schickt, konterkariert diese Werte. Mit der Betonung des Datums bringt Michael zum Ausdruck, wie schwer das von einer staatlichen Institution vermittelte Desinteresse für ihn wiegt.

2.3 Migration, um queere Identität leben und entwickeln zu können

Migration, als Binnenmigration oder transnationale Migration, stellt ohne ausreichende finanzielle Mittel und unterstützende soziale Netzwerke einen erheblichen Risikofaktor dar, in Armut sowie in Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit zu geraten. Gleichzeitig kann, ähnlich wie bei der Herkunftsfamilie, das Verlassen des Wohnumfeldes, einer Region oder des Landes für queere Menschen angesichts von Diskriminierung alternativlos sein.

Anlass für die Migration ist nicht allein Queerfeindlichkeit einzelner Personen, sondern die Erfahrung, dass sich das Gemeinwesen queerfeindlichen Haltungen, Beleidigungen und Übergriffen nicht entgegenstellt, sondern diese verharmlost, relativiert und zum Teil auch reproduziert und durch staatliche Institutionen und rechtliche Rahmenbedingungen befördert. Mit der Migration verbunden ist die Suche nach einem queerfreundlicheren Gemeinwesen, in dem die Gefahr, Opfer von Übergriffen zu werden, geringer und die Anerkennung von nicht heteronormativen Identitäten und Orientierungen größer ist. Ziele der Migration sind große Städte, wie in Deutschland beispielsweise Berlin.

Emir (20) beschließt nach einem längeren Entscheidungsprozess aus der kleinstädtischen Region mit einem konservativ-religiösen Umfeld in Süddeutschland nach Berlin zu ziehen, obwohl er dort niemanden kennt und keine finanziellen Mittel für die Reise und eine Wohnung hat.

Aber, ich hab über Berlin sehr viel gelesen. Ich hab sehr viele Sachen über Berlin angeschaut. Und deswegen ja: Berlin hat schon sehr schöne Seiten. Aber. Berlin hat auch sehr schlimme, sehr schlechte, sehr dunkle Seiten und so. Ey, du gehst dahin, aber was kommt auf dich zu? (Emir 2023, Z. 441–444)

Letztendlich kommt Emir aber zu dem Schluss, dass auch die „dunkle Seite“ von Berlin nicht so schlimm sein kann wie die Erfahrungen, die er biogra-

fisch bereits gemacht hat und die dazu geführt haben, dass er einen Suizidversuch unternahm.

Und dann hab ich gesagt: Was soll passieren? (lachend) Im schlimmsten Fall äh wirst du da überfallen. Du hast eh gar nichts. Was die können die klauen? Im schlimmsten Fall wirst du umgebracht. Du hast dich eh versucht selber umzubringen. (Emir, 2023, Z. 476–478)

Emir zieht abwägend eine Art Bilanz seiner Lebenssituation. Mit den Fragen, die er sich selbst stellt, kommt er zu dem Schluss, dass er nichts zu verlieren habe. Selbst die Gefahr, in Berlin ums Leben zu kommen, hat für Emir vor dem Hintergrund seiner biografischen Erfahrungen kein Gewicht. Dass selbst der Tod als die schlimmste Gefahr, die einem Menschen drohen kann, für Emir nicht dagegenspricht, die Herkunftsregion zu verlassen, zeigt die existenzielle Bedrohung der Queerfeindlichkeit, die er erfahren musste.

Als positiven Gegenhorizont zu den bisherigen queerfeindlichen biografischen Erfahrungen beschreibt Emir die neue Erfahrung, sich in Berlin offen mit seiner nicht heteronormativen geschlechtlichen Identität und sexuellen Orientierung zeigen zu können, und benutzt dazu das sprachliche Bild der Befreiung aus einer lebensbedrohlichen Situation.

Wenn man wirklich frei sagen kann zum Beispiel: ja ich bin schwul. Wenn man das frei sagen kann: Ja ich bin lesbisch. Oder: Ja ich bin bisexuell. Oder in meinem Fall: Ja ich bin pansexuell. Wenn man das einfach frei sagen kann. Das ist wirklich. Wenn man lange lange unter Wasser geblieben ist und wenn man wieder auftaucht. So fühlt sich das an. (Emir, 2023, Z. 1615–1619)

Mit dem Bild des Auftauchens aus dem Wasser veranschaulicht Emir einen Wechsel von einem Lebensraum, in dem er nicht überleben kann, in einen anderen, in dem er frei atmen kann. Auch Jascha verlässt sein Herkunftsland Polen, um in eine deutsche Metropole zu ziehen, trotz ebenfalls bestehender Bedenken, dass eine Metropole auch ein sehr gefährlicher Ort sein könnte: „Aber zum Glück ist es nicht so schlimm, wie ich dachte, das heißt, ich bin mit Transphobie jeden Tag konfrontiert, aber im Moment ist das keine Transphobie, die mein Leben gefährdet, was im Endeffekt ziemlich komfortabel ist“ (Jascha, Z. 1013–1015).

Als komfortabel beschreibt Jascha ein Gemeinwesen, in dem die Transfeindlichkeit nicht lebensbedrohlich ist. Auch diese Aussage verweist auf

den Erfahrungshintergrund von Jascha, in dem das Überleben als queere Person im öffentlichen Raum keine Selbstverständlichkeit ist.

3. Queere Perspektiven auf die Folgen von Wohnungslosigkeit

Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit haben schwerwiegende Folgen in einer Vielzahl von Lebensbereichen. Wohnungslosigkeit bedeutet neben dem Fehlen der Privatsphäre auch den räumlichen und sozialen Ausschluss in mehreren Dimensionen. So sind beispielsweise der Zugang zu Bildung, Sport und gesundheitlicher Versorgung eingeschränkt und der Aufenthalt im öffentlichen Raum wird durch hostile architecture und innerstädtische ordnungsrechtliche Verordnungen erschwert oder auch kriminalisiert.

Im Folgenden soll aufgezeigt werden, wie sich diese Folgen von Wohnungslosigkeit in den Erfahrungen queerer Menschen zeigen.

3.1 Fehlende Privatsphäre

Wer über keinen eigenen Wohnraum verfügt, ist für existenzielle Grundbedürfnisse auf Unterstützung angewiesen. Diese kann entweder von privater Seite von Freund:innen oder Bekannten kommen oder durch die Notversorgung und die Überlebenshilfen sozialer Einrichtungen der Wohnungslosen- und Jugendhilfe.

Der Zugang zu privater Unterstützung ist für queere Menschen in der Regel mit einem Coming-out verbunden, das wiederum mit dem Risiko verbunden ist, eine negative und abwertende Reaktion zu erhalten. Gerade in privaten Räumen ist damit auch die Gefahr verbunden, Opfer von häuslicher Gewalt zu werden.

Mit dem Begriff Couchsurfing ist das Übernachten bei Freund:innen und Bekannten gemeint, bei denen man nicht in ein eigenes Zimmer zieht, sondern auf einem Möbel übernachtet, das für eine oder mehrere Nächte zu einem Bett umfunktioniert wird. Auch hier fehlt die Privatsphäre, wovon Lara (20) als trans Frau wie folgt erzählt.

Genau, also jetzt grade mit dem Zimmer teilen mit meinem besten Freund, wo ich halt super viele Probleme hatte mit dem Transsein vor allen Dingen, is halt, dass ich normalerweise, bevor ich irgendwie: mit andern Menschen interagiere, muss ich mich komplett duschen, fertig machen [...] und halt morgens, wenn ich irgendwie aufwache, und ir-

gendwie da noch weil bei mir is halt Bartwuchs n Problem, wo ich halt super super viel body-disphoria drüber verspüre. Dass ich mich halt immer erstmal fertig machen muss, aber wenn man sich irgendwie ein Zimmer teilt, geht das halt nich. (Lara, 2023, Z. 426–435)

Mit der fehlenden Privatsphäre geht der Verlust der Kontrolle darüber einher, wie sich eine Person nach außen zeigen will. Für eine trans oder inter Person ist damit eine besondere Belastung verbunden, weil die Übereinstimmung des äußeren Erscheinungsbildes mit der geschlechtlichen Identität in der Fremd- wie der Selbstwahrnehmung für die psychische Gesundheit und den Schutz vor Diskriminierung wichtig ist.

In den Notübernachtungen der Wohnungslosenhilfe wird das Recht auf Privatsphäre überwiegend nicht gewährt, auch wenn dies bereits seit Jahren beispielsweise von der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe in Deutschland gefordert wird (BAG-Wohnungslosenhilfe e. V, 2013). Dabei geht es nicht nur um Schlafräume für mehrere Personen, sondern auch um sanitäre Anlagen, die keinen oder nur wenig Schutz vor den Blicken der anderen bieten. Insbesondere für trans und inter Personen sind Gemeinschaftsduschen mit dem Risiko eines ungewollten Outings verbunden. Dadurch geschieht die tägliche Körperpflege stets unter der Gefahr, Opfer von psychischer und physischer Gewalt zu werden.

Ohne eigenen Wohnraum findet der Alltag vorwiegend im öffentlichen Raum statt, ohne dass es die Möglichkeit gibt, sich vor den Blicken, der Wahrnehmung und der Wertung anderer in private Räume zurückzuziehen. Diese Möglichkeit ist von noch größerer Bedeutung für Menschen, für die aufgrund von struktureller Diskriminierung der öffentliche Raum kein sicherer Raum ist, weil er Teil eines Gemeinwesens ist, das ihre Identität, ihr Aussehen und ihr Verhalten missachtet und abwertet. Aaron (24) fasst das wie folgt zusammen:

So bezogen auf irgendwie keine Ahnung, ich weiß es nicht, religiöse Praktik zum Beispiel von kosher essen zum Beispiel oder oder eben auch queersein, oder in in:ner lesbischen Beziehung, aber klar: du bist halt mit allem: öffentlich und alles, was dich was n potentieller Diskriminierungspunkt is, macht dich noch angreifbarer, und noch verletzlicher. Und alles, was du – also je mehr du verdecken kannst von dir selber, desto besser. Finito. (Aaron, 2023, Z. 1452–1463)

Mit dieser intersektionalen Perspektive verdeutlicht Aaron, dass jede Diskriminierungsform, der eine Person ausgesetzt ist, sie noch mehr gefährdet,

als sie es durch die Wohnungslosigkeit ohnehin schon ist. Wer mehrfach von Diskriminierung betroffen ist, ist umso mehr damit konfrontiert, alles zu verbergen, was im öffentlichen Blick als Angriffspunkt dienen könnte. Im Alltag ist durchgehend eine Gefährdungsanalyse notwendig, um abschätzen zu können, welche Verhaltensweise, welche äußere Erscheinungsform, welche Worte gewählt werden, um sicher durch den Tag zu kommen. Diese Strategie ist allerdings auch mit einer erheblichen Belastung verbunden und schützt nicht immer vor Übergriffen. Carol (55) war als trans Frau bereits zahlreichen gewaltförmigen Übergriffen ausgesetzt, versucht sich durch das Verbergen genderbezogener Merkmale zu schützen und erzählt von der damit verbundenen psychischen Belastung.

Irgendwann is man es leid zu überleben. Dann is man nur im Überlebensmodus. Und macht Dinge automatisch. Um sich besser zu schützen, lässt man Dinge weg. Ich hab jetzt noch grade ma zwei Sticker drin. Aber ich hatte hier noch mehr Ohrlöcher und da auch. Die sind schon zugewachsen und hatte auch n Nasenring. Und hab diese Dinge als Erkennungsmerkmal für äh: für diese Gruppe, als solches alles rausgenommen. (Carol, 2023, Z. 289–294)

Carol unterscheidet das Überleben vom Leben. Sie ist es „leid, zu überleben“, womit sie ausdrückt, dass diese reduzierte Form des Lebens, in der das Handeln ausschließlich auf die Vermeidung von Angriffen orientiert ist, bedrückend und nur schwer aushaltbar ist.

3.2 Räumlicher und sozialer Ausschluss

Das System der Wohnungsnotfallhilfen ist – gesellschaftliche Dominanzstrukturen reproduzierend – überwiegend binär und heteronormativ strukturiert. Geschlechtsspezifische Angebote sind im Besonderen in Notunterkünften üblich und richten sich entweder an Männer oder (weniger häufig) an Frauen. Das ist allerdings in der Regel nicht verbunden mit einem geschlechtsreflektierenden Konzept, in dem Gender als Differenzkategorie mit einer emanzipatorischen Ausrichtung kritisch in den Blick genommen wird. Die geschlechtsbinäre Struktur ist vielmehr aus der Tradition der Wohnungslosenhilfe entstanden, in der die Unterscheidung in Männer und Frauen biologistisch begründet wird (Steckelberg, 2011, S. 37–38).

Die Ergebnisse unserer Studie zeigen, dass diese Strukturen und die damit einhergehenden fehlenden intersektionalen Perspektiven zu erhebli-

chen Hürden für queere Menschen führen, die sich nicht in dieses binäre System einordnen lassen können oder wollen. Privatsphäre ist in den bestehenden Strukturen allenfalls minimal vorhanden. Für einige bedeutet dies in der Konsequenz einen erschwerten Zugang zum, für andere de facto einen Ausschluss aus dem Hilfesystem.

Aaron (24) sucht, um der Kälte im Winter zu entgehen, eine Notunterkunft auf und spricht an der Pforte mit einer Person, die ihm die Rahmenbedingungen erklärt. Es gibt einen Schlafsaal für Männer und einen für Frauen. Aaron erzählt, dass er nicht in den Frauenschlafsaal wollte, „weil ich da nich hingehöre“ (Aaron, 2023, Z. 300), er kann sich zugleich aber auch nicht vorstellen, „mit lauter erwachsenen CisMännern in einem Raum zu schlafen“ (ebd., Z. 301–302). Aaron schlussfolgert: „Und dann hab ich’s gelassen“ (ebd., Z. 302). Aaron beschreibt also ein Dilemma, in dem er einerseits auf eine Unterkunft angewiesen ist, um nicht Gefahr zu laufen, zu erfrieren, es aber andererseits keine Möglichkeit gibt, sich einem Schlafsaal zuzuordnen, in dem er sich (einigermaßen) wohl und sicher fühlt. Obwohl Aaron große Angst davor hat, im Freien schutzlos der Kälte ausgeliefert zu sein, muss er sich gegen die Notunterkunft entscheiden, die für ihn keinen sicheren Raum bietet. Das bedeutet, einen sozialen und damit auch räumlichen Ausschluss aus der Notversorgung des binär-dichotom organisierten Hilfesystems.

Auch Carol betont, dass wetterbedingte Herausforderungen gesundheitsbeeinträchtigend, mitunter sogar lebensbedrohlich sind. Obwohl Carol Kälte und Nässe für eine „fast tödliche Mischung“ (Carol, 2023, Z. 91) hält, zieht sie es einer transfeindlichen Bedrohungslage in Unterkünften vor:

Also ich hab, ich hab weniger Probleme gehabt draußen im Freien irgendwo im Wald in einem Waldstück zu übernachten. Selbst wenn es kalt war, selbst wenn’s geschneit hat, selbst wenn’s geregnet hat, weil ich mal äh weil inna Natur, da fühl ich mich weniger angegriffen und äh: was soll mir hier passiern, soll mich n Eichhörnchen beißen? Also hier kann in der Hinsicht nich viel passiern. (Carol, 2023, Z. 85–90)

Carol wägt die Gefahren durch die kalte Witterung im Freien ab gegen die Gefahr durch andere Menschen in der Notunterkunft. Trotz widriger Wetterbedingungen ist das Übernachten im Freien aus ihrer Sicht weniger gefährlich als die Übernachtung in der Notunterkunft.

Der soziale und räumliche Ausschluss findet an dieser Stelle seitens der Institutionen Sozialer Arbeit statt. Menschen, die aufgrund ihrer geschlechtlichen Identität und sexuellen Orientierung nicht in das Hilfesys-

tem passen, werden ausgeschlossen, weil sie sich nicht als Mann oder Frau verstehen oder nicht als solche anerkannt werden. Der Ausschluss und die Gefahr der Diskriminierung gehen aber auch von anderen wohnungslosen Menschen aus, die vielfach, wie die Mehrheitsgesellschaft auch, Vorurteile und eine abwertende Haltung gegenüber queeren Personen haben. Aufgabe Sozialer Arbeit wäre es also nicht nur, queere Menschen adäquat zu adressieren, sondern auch, einen sozialen Raum zu schaffen, ein kleines Gemeinwesen, in dem Haltung gezeigt wird gegen queerfeindliche Handlungen und in dem ein Coming-out mit sehr viel weniger Risiko verbunden ist.

4. Intersektionale Perspektiven in der Sozialen Arbeit mit wohnungslosen Menschen

Es ist bereits deutlich geworden, dass unterschiedliche Differenzkategorien und Diskriminierungsformen nicht einfach nebeneinander, sondern strukturell miteinander verschränkt sind und auf spezifische Weise wirken. Aus den Interviews der Studie lässt sich rekonstruieren, wie Individuen, die mit diesen Strukturen und Wirkungen konfrontiert sind, ihre Erfahrungen reflektieren und so handeln, dass sie möglichst wenig Gewalt erfahren und überleben können. Dies soll hier am Beispiel von Jascha abschließend veranschaulicht werden.

Jascha hat als trans Mann ohne Krankenversicherung und mit nur geringen deutschen Sprachkenntnissen lediglich einen sehr eingeschränkten Zugang zur Gesundheitsversorgung und damit keinen Zugang zu Medikamenten, die Jascha bräuchte, um die äußere Erscheinung dem gewünschten Geschlechtsausdruck anzupassen. Zudem sind die bürokratischen Hürden, in den Ausweispapieren den Namen entsprechend zu ändern, als in Deutschland lebender polnischer Staatsbürger sehr hoch. Durch die fehlende Privatsphäre als wohnungslose Person und dem damit verbundenen überwiegenden Aufenthalt im öffentlichen Raum ist die Gefahr deutlich erhöht, von klassistischer und transfeindlicher Gewalt betroffen zu sein.

Prekäre Lebenslagen wie die Wohnungslosigkeit und der nur sehr eingeschränkte Zugang zu sozialen Hilfen ohne deutsche Staatsbürgerschaft einerseits und verschiedene Diskriminierungsformen andererseits wirken hier so miteinander, dass es schwer ist, gelingende Handlungsansätze zur Verbesserung der Lebenssituation zu finden. Queerfeindliche Strukturen und Einstellungen verhindern, dass die davon betroffenen wohnungslosen Menschen durch professionelle soziale Hilfen oder private Netzwerke Unterstützung und Ressourcen zur Überwindung der Wohnungslosigkeit zur

Verfügung haben. Die Wohnungslosigkeit wiederum bewirkt, dass trans Menschen in dieser Lebenslage sehr viel stärker Transfeindlichkeit und Gewalt ausgesetzt sind, als sie es mit eigenem Wohnraum wären. Klassistische Einstellungen, beispielsweise bei der Polizei, können verhindern, dass wohnungslose trans Menschen von staatlicher Seite angemessen geschützt werden.

Das ist auch schwer, weil überhaupt alle, na klar alle Transmenschen, aber wenn man wohnungslos ist und wenn man so aussieht, als ob man wohnungslos ist, das ist dann auch zweifach schwierig, weil wenn ich zum Beispiel so eine Person von mir stoße oder auf irgendeine Art aggressiv reagiere und jemand die Polizei ruft, dann na die Polizei steht automatisch eher auf der Seite dieser Person. (Jascha 2023, Z. 900–904).

Wohnungslos zu sein, erschwert die Situation als trans Mensch. Jascha bezeichnet sie als „zweifach schwierig“ (Jascha, 2023, Z. 903): Durch die klassistische Abwertung seitens der Polizei ist auch die Möglichkeit eingeschränkt, sich zu verteidigen. Jascha überlegt sich Strategien, um Transfeindlichkeit so weit wie möglich zu entgehen. Eine Strategie ist, nicht als trans männlich erkennbar zu sein und sich als ‚Mädel‘ zurechtzumachen.

Das kommt manchmal vor, wenn ich Geld sammeln gehe, dass dass ich so tue, als ob ich ein Mädel wäre, dass ich mich da schminke, mir ein Kleid anziehe oder einen BH oder so was, um na, weil dann weiß, dass ich wahrscheinlich nach Hause komme, und sagen wir nicht sechs Euro habe, sondern zwanzig. Aber das hat wiederum auch Nachteile, das heißt na es gibt viel äh viele Belästigungen. (Jascha 2023, Z. 885–889)

Jascha wägt die Vor- und Nachteile ab, die diese Strategie hat. Neben der Vermeidung transfeindlicher Übergriffe wird Jascha als weiblich gelesene Person eher als hilfsbedürftig anerkannt und kann mehr Geld einnehmen. Die Inszenierung als Frau stellt also in doppelter Weise eine Ressource dar für das Überleben auf der Straße. Allerdings hat dies zur Folge, dass Jascha als weiblich gelesene Person sexistischen Belästigungen ausgesetzt ist:

Na viele dieser Cis-Typen, wenn die mitkriegen, dass ich trans bin, dann, vor allem wenn ich ihnen gefalle, dann sind sie so furchtbar, dass sie zum Beispiel sehr viele Fragen stellen, wie meine Genitalien aussehen, oder sie sagen mir, dass sie mir zeigen werden, dass ich ein Mädel bin und es gibt viel solche ich weiß nicht, sie nehmen das als Herausfor-

derung, um mir zu beweisen, dass (leise gesprochen) ich gar kein Typ bin. (Jascha, 2023, Z. 888–896)

Als trans männlich erkannt und damit nicht als Mann anerkannt zu werden, kann vielfach transfeindliche und sexistische Diskriminierung bis hin zu sexualisierter Gewalt zur Folge haben.

In der Sozialen Arbeit würde Jascha als ein Fall mit multiplen Problemlagen eingeschätzt werden. Die hier skizzierten Ergebnisse der Studie zeigen, dass es dabei unerlässlich ist, die Wirkmacht von Differenzkategorien und struktureller Diskriminierung in den Lebenswelten der Adressat:innen zu kennen und einzubeziehen – sowohl bei der Konzeptentwicklung für Hilfen, die die Adressat:innen adäquat adressieren, wie auch in der individuellen Fallanamnese.

Geschlechtsreflektierende Konzepte sind insbesondere in der Wohnungslosenhilfe eher die Ausnahme und werden nicht als Regelangebot, sondern als mögliche zusätzliche Hilfen angesehen. Die wenigen Einrichtungen, die geschlechtsreflektierend arbeiten, adressieren mit einer emanzipatorischen Ausrichtung ganz überwiegend Frauen, weil diese gemischtgeschlechtliche Einrichtungen vielfach nicht nutzen (können). Es gibt allerdings so gut wie keinen fachöffentlichen Diskurs oder Konzepte, die sich kritisch und emanzipatorisch mit hegemonialer Männlichkeit und den damit verbundenen Zumutungen beschäftigen. Dieser Mangel ist nicht nur nachteilig für queere Männer, sondern auch für heterosexuelle cis Männer, die beispielsweise unter den Folgen von Gewalterfahrungen leiden oder als unmännlich deklassiert werden und damit den Anforderungen hegemonialer Männlichkeiten nicht entsprechen können.

Überlebenshilfen in der Wohnungslosen- wie der Jugendhilfe sind darauf ausgerichtet, die aktuelle Lebenswelt so weit zu stabilisieren, dass den Adressat:innen ausreichend Ressourcen zur Verfügung stehen, um ihre Lebenssituation verändern zu können. Das gelingt nur, wenn Diskriminierungen als destabilisierender Faktor in prekären Lebenslagen mit einbezogen werden. Dafür brauchen Fachkräfte ein umfassendes Grundlagen- und Handlungswissen sowie die Fähigkeit zur Reflexion eigener Privilegien und Benachteiligungen und eine darauf beruhende diskriminierungskritische professionelle Haltung.

Es ist wahrlich keine neue These, dass genderbezogene und queere Theorien, Konzepte und Methoden Querschnittsthemen Sozialer Arbeit sind und unerlässlich für gelingendes methodisches Handeln. Queere Erfahrungen und Bedarfe werden trotzdem vielfach als ein Nischenthema betrachtet, das für die Wohnungslosen- und Jugendhilfe nur von marginale-

ler Relevanz ist. Zudem kann in Zeiten der zunehmenden Rechte für queere Menschen (z. B. Ehe für alle) und bundes- und weltweiten öffentlich sichtbaren Pride Marches der Eindruck entstehen, dass queeres Leben vor allem schrill, bunt und unbelastet ist. Die Erzählungen der Interviewten zeichnen leider ein ganz anderes Bild. Soziale Arbeit ist hier gefragt, um queere Perspektiven mit einer intersektionalen Ausrichtung konsequent bei Hilfen für Menschen in prekären Lebenslagen einzubeziehen und sich solidarisch für den Abbau struktureller Diskriminierung einzumischen.

Literatur

- Abramovich, A. & Shelton, J. (2017). *Where am I going to go? Intersectional approaches to ending LGBTQ2S youth homelessness in Canada and the US*. Toronto: Canadian Observatory on Homelessness Press.
- Abramovich, A. (2017). The Impact of Covid-19 on 2SLGBTQ+ Youth Experiencing Homelessness. *Homeless in Europe*, 9–13.
- BAG Wohnungslosenhilfe e.V. (2013). *Position der BAG Wohnungslosenhilfe e.V.: Integriertes Notversorgungskonzept: Ordnungsrechtliche Unterbringung und Notversorgung – Definitionen und Mindeststandards. Eine Empfehlung der BAG Wohnungslosenhilfe e.V.* Verfügbar unter: https://www.bagw.de/fileadmin/bagw/media/Doc/POS/POS_13_Integriertes_Notversorgungskonzept.pdf [05.10.2024].
- BAG Wohnungslosenhilfe e.V. (Hrsg.). (2021). *Diversität. Empfehlung zur Ausgestaltung der Angebote für trans* und inter* Menschen in der Wohnungsnotfallhilfe. Empfehlung der BAG Wohnungslosenhilfe*. Berlin.
- Bhanda, J. & Horwood, M. (2021). the lgbtq+ youth homelessness report. AKT.
- Bohnsack, R. (2021). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Collins, P. H. (1998). It's All In the Family: Intersections of Gender, Race, and Nation. *Hypatia*, 13(3), 62–82. <https://doi.org/10.1111/j.1527-2001.1998.tb01370.x>.
- Crenshaw, K. (1997). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In K. J. Maschke (Hrsg.), *Gender and American law: Bd. 7. Feminist legal theories* (University of Chicago Legal Forum, Vol. 1989, Iss. 1, Article 8, S. 139–167). Routledge. <https://chicagounbound.uchicago.edu/uclf/vol1989/iss1/8> [20.06.2024].
- Czollek, L. C., Perko, G., Kaszner, C. & Czollek, M. (2019). *Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen* (2., vollst. überarb. u. erw. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Czollek, L. C., Perko, G., Kaszner, C., Czollek, M., Czollek, J. & Eifler, N. (2023). Social Justice und Radical Diversity. Antidiskriminierung in der pluralen Gesellschaft. In A. Scherr, A. El-Mafaalani & A. C. Reinhardt (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung* (Springer Reference Sozialwissenschaften). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11119-9_53-1.
- FEANTSA & Fondation Abbé Pierre (Hrsg.). (2023). *Eighth Overview of Housing Exclusion in Europe 2023*. https://www.feantsa.org/public/user/Resources/reports/2023/OVERVIEW/Rapport_EN.pdf [08.06.2024].

- Finnegan, B. (2023). Tackling the Disproportionate Issue of LGBTI Homelessness. *Homeless in Europe*, 5–8.
- Knapp, G.-A. & Wetterer, A. (2003). *Gesellschaftstheorie und feministische Kritik* (Forum Frauenforschung, Bd. 16). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Landeshauptstadt München. Direktorium Koordinierungsstelle zur Gleichstellung von LGBTI* (Hrsg.). (2020). *wohnungslos heimatlos. LGBTI* in der Wohnungslosigkeit. Befragung von Fachkräften der Wohnungslosenhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und inter* Menschen (LGBTI*) in der Wohnungslosigkeit*. München.
- Ohms, C. (2020). *Forschungsbericht 2020. Zur Situation von lesbischen, schwulen und trans* Jugendlichen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe*. Frankfurt am Main: gewaltfreieleben. Beratungsstelle für Lesben.
- Quilty, A. & Norris, M. (2020). *A Qualitative Study of LGBTQI+ Youth Homelessness in Ireland*. Dublin: Focus Ireland.
- Seeck, F. (2022). *Zugang verwehrt. Keine Chance in der Klassengesellschaft: wie Klassismus soziale Ungleichheit fördert*. Zürich: Atrium Verlag.
- Shelton, J., Riotsa, A., van Roozendaal, B., Hugendubel, K. & Dodd, S. J. (2021). *Perceptions: Addressing LGBTI Youth Homelessness in Europe and Central Asia: Findings from a Survey of LGBTI Organisations*. LGBTIQ Youth Homelessness in Europe (ILGA-Europe & True Colors United, and the Silberman Center for sexuality and Gender at Hunter College, Hrsg.).
- Steckelberg, C. & Eifler, N. (2023). LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit – queere Perspektiven in Forschung und Praxis. In D. Borstel, J. Brückmann, L. Nübold, B. Pütter & T. Sonnenberg (Hrsg.), *Handbuch Wohnungs- und Obdachlosigkeit* (S. 1–13). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-35279-0_6-1.
- Steckelberg, C. (2011). Den Blick erweitern – vom geschlechtsspezifischen zum geschlechtsreflektierenden Ansatz in der Wohnungslosenhilfe. *wohnungslos*, (2), 37–40.
- Steckelberg, C. (2023). *Wohnungslosigkeit. Grundlagen und Handlungswissen für die Soziale Arbeit* (Grundwissen Soziale Arbeit, Bd. 49). Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Wilson, B. D., Choi, S. K., Harper, G. W., Lightfoot, M., Russel, S. & Meyer, I. H. (2020, Mai). *Homelessness Among LGBT Adults in the US*. Los Angeles: The Williams Institute, UCLA School of Law.
- Winker, G. & Degele, N. (2010). *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten* (2., unveränderte Auflage). Bielefeld: Transcript.

Agency von trans* Jugendlichen im Umgang mit Diskriminierung in der Schule: Erweiterte Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten durch verbündete Gesprächsräume

Young trans people's agency in dealing with discrimination at school: Extending possibilities for interpretation and action through supportive discussion spaces

Zusammenfassung: Der Artikel beschäftigt sich mit der Frage, wie trans* Jugendliche Agency im Umgang mit Diskriminierung in der Schule herstellen. Einem relationalen Verständnis von Agency folgend, werden die Handlungsspielräume der Jugendlichen davon beeinflusst, inwiefern Fachkräfte Verantwortung übernehmen, Dominanzkultur entgegenzuwirken. Wenn sich pädagogische Fachkräfte mit Dominanzkultur loyalisieren, erschwert dies die Thematisierung von Diskriminierungserfahrungen. Auch unter diesen Bedingungen stellen Jugendliche Agency her, indem sie diskriminierende Situationen aushalten oder sich ihnen entziehen. Positionieren sich pädagogische Fachkräfte proaktiv gegen die Dominanzkultur und schaffen verbündete Gesprächsräume, erleichtert dies trans* Jugendlichen, ihre Diskriminierungserfahrungen zu thematisieren und einzuordnen. Gleichzeitig bedarf es einer institutionellen Verantwortungsübernahme, um die Handlungsspielräume nachhaltig zu erweitern.

Schlüsselwörter: Trans* Jugendliche, Agency, Queere Soziale Arbeit, Soziale Arbeit in der Schule, Dominanzkultur

Abstract: The article explores how young trans people create agency in dealing with discrimination. Following a relational understanding of agency, the responsibility or refusal of pedagogical staff to confront dominant culture influences the available scope of action. When educators align themselves with dominant culture, it hinders young people in addressing their experiences of discrimination. Nevertheless, even in such cases, young people create agency by enduring or avoiding discriminatory situations.

When pedagogues proactively position themselves against dominance culture and create supportive spaces for dialogue, it facilitates trans youths to discuss and make sense of their experiences of discrimination. To foster these spaces, educators must proactively position themselves against dominance culture. Additionally, there is a need for institutional responsibility to permanently expand the scope of action.

Keywords: trans youth, agency, queer social work, social work in schools, dominant culture.

1. Einleitung: Der Einfluss von Dominanzkultur¹ auf Handlungsspielräume trans* Jugendlicher²

Dominanzkultur u. a. in Form antifeministischer Bewegungen erstarkt weltweit, so auch in Österreich und Deutschland. Die Sagbarkeit von Trans*-Diskriminierung findet in einem polarisierenden medialen Diskurs Ausdruck. Darin werden u. a. junge Menschen durch das Narrativ eines „Trans*-Hypes“ instrumentalisiert. Dieses Narrativ konstruiert Trans*-Sein als ansteckenden Trend, vor dem alle Jugendlichen vermeintlich geschützt werden müssen. Junge Menschen, und zwar insbesondere trans* Jugendliche, werden dabei als handlungs- und entscheidungsunfähig dargestellt. Gleichzeitig zeigen Studien, dass vor allem junge trans* Personen vor Gewalt und Diskriminierung geschützt werden müssen, insbesondere im Kontext Schule (u. a. Krell & Oldemeier, 2015³). Die Verschiebung der Grenzen des Sagbaren ermöglicht trans*-diskriminierende Aussagen, während Betroffene ihre Diskriminierungserfahrungen oft nicht thematisieren können. Eine quantitative US-Studie zeigt: Nur knapp die Hälfte der befragten queeren Jugendlichen wandte sich bei queerfeindlichen Vorfällen in

1 Dominanzkultur stellt ein Geflecht intersektionaler Ungleichheitsverhältnisse dar, die in Wechselwirkung zueinanderstehen (Rommelspacher, 1998, S. 23). Dominanzkultur normalisiert Diskriminierung auf individueller, interaktioneller, institutioneller und struktureller Ebene und wird durch diese zugleich stabilisiert (Gomolla, 2017, S. 134 ff.).

2 Trans* ist eine Selbstbezeichnung, die Menschen nutzen, welche sich nicht (vollständig) mit dem Geschlecht identifizieren, das ihnen bei Geburt zugewiesen wurde. Trans* Personen verorten sich als männlich, weiblich oder außerhalb der Zweigeschlechternorm. Mit jugendlich sind auch junge Volljährige im Sinne des SGB VIII gemeint.

3 Für eine Übersicht des inter-/nationalen Forschungsstands siehe: Klenk (2023, S. 42 ff.).

der Schule und erst unter hohem Leidensdruck an pädagogische Fachkräfte, um das Erlebte zu thematisieren; die anderen bezweifelten, dass eine wirk-same Intervention stattfinden würde, befürchteten, die Situation könnte sich durch die Thematisierung verschlimmern, und blieben daher lieber (als trans*) unsichtbar (Kosciw et al., 2019, S. 31 ff.). Dabei stellt es eine wichtige Umgangsstrategie dar, belastende Ereignisse zu thematisieren (Böhnisch, 2023, S. 16 ff.).

Dieser Artikel geht – basierend auf einer qualitativen Interviewstudie mit trans*, inter* und nicht-binären Jugendlichen⁴ aus Deutschland – ers-tens den Fragen nach, wie Thematisierung von Diskriminierungserfahrungen in Interaktion mit pädagogischen Fachkräften erschwert wird und wie trans* Jugendliche dennoch Agency herstellen. Dabei vertrete ich ein relationales Verständnis von Agency: Dieses Verständnis grenzt sich von einer neoliberalen Verantwortungsverschiebung durch Individualisierung und Ausblendung der Handlungsbedingungen ab. Handlungs- und Deutungsmuster werden innerhalb von Beziehungsdynamiken sowie unter Berücksichtigung institutioneller und gesellschaftlicher Bedingungen hergestellt. Pädagogisches Handeln kann dabei als Ermöglichungs- bzw. Verhinderungsbedingung betrachtet werden (Scherr, 2012, S. 108 ff.).

Zweitens frage ich, wie einzelne pädagogische Fachkräfte verbündete Gesprächsräume zugänglich machen. Dies konnte aus den Daten als entscheidende Ermöglichungsbedingung generiert werden, um Thematisierung von Diskriminierungserfahrungen zu erleichtern und Umgangsstrategien damit abzuwägen. Dabei nutzte ich den Begriff ‚verbündet‘ im Sinne von Allyship. Er beschreibt eine Form der Solidarität im Kontext von Ungleichheitsverhältnissen – die eigenen Privilegien und Ressourcen zu nutzen, um gegen Diskriminierung vorzugehen (Czollek et al., 2019, S. 40 f.).

Bei der Beantwortung der Fragen steht die Perspektive von trans* Jugendlichen im Mittelpunkt. Ich folge somit dem Ruf der Adressat:innenforschung, die Stimmen potenzieller Adressat*innen stärker in der Disziplin Sozialer Arbeit zu berücksichtigen (Graßhoff, 2013, S. 9), um deren Handlungsspielräume zu erweitern, ansetzend an den Alltagspraktiken (Bitzan & Bolay, 2017, S. 59). Albert Scherr und Helen Breit (2019, S. 83) weisen zudem darauf hin, dass die Forschung bisher die Praktiken vernachlässigt hat, mit denen Betroffene Diskriminierung begegnen. Die Fragestellungen setzen somit an diesem Desiderat an.

4 Die Interviews wurden im Rahmen des BMBF-geförderten Forschungsprojekts „G 3.0 in der Schule“ unter der Leitung von Tamás J. Fütty erhoben.

In dem Artikel biete ich zunächst die Fragestellungen theoretisch und methodisch ein. Anschließend werden die Forschungsfragen anhand empirischer Daten beantwortet, indem Erfahrungen der Verantwortungszurückweisung durch pädagogische Fachkräfte im Umgang mit Diskriminierung mit Erfahrungen der Verantwortungsübernahme kontrastiert werden. Abschließend erfolgt ein Übertrag einzelner Ergebnisse in Bezug auf die Soziale Arbeit.

2. Un-/Gleichzeitigkeit von Dominanzkultur und „undoing dominance“ als Handlungsbedingung in der Schule

Schule ist geprägt durch Un-/Gleichzeitigkeit von Wandel und Kontinuität intersektionaler Ungleichheitsverhältnisse (u. a. Klenk 2023, S. 36 ff.) – trans* Jugendliche erfahren fortwährend Diskriminierung in der Schule auf unterschiedlichen Ebenen. Gleichzeitig existiert ein normativer Handlungsauftrag für pädagogische Fachkräfte, Dominanzkultur entgegenzuwirken.

Diskriminierungserfahrungen, die trans* Jugendliche in der Schule erleben, resultieren aus einem Zusammenspiel von gesamtgesellschaftlichen Strukturen, Praktiken und geteilten Bedeutungen der Über- und Unterordnung entlang der Ungleichheitsverhältnisse (Hormel & Scherr, 2010, S. 7). Diese äußern sich etwa durch Grenzziehungspraktiken wie Mobbing, die Zugehörigkeit und Ausschluss konstruieren, sowie durch fehlende Repräsentation im Schulpersonal und in Lernmaterialien. Die Jugendlichen erfahren ebenfalls Diskriminierung, wenn Regelungen zur Anerkennung ihres Namens fehlen (u. a. Krell & Oldemeier, 2015, S. 22 f.). Die Lebensrealität kann stark variieren, je nachdem, wie sich die Jugendlichen geschlechtlich verorten und inwiefern neben Trans*-Diskriminierung und Adulthood auch Ausgrenzung in Verschränkung mit weiteren Ungleichheitsverhältnissen wie Klassismus oder Rassismus erlebt wird. In diesem Artikel werden vor allem „Praktiken der Herabsetzung, Benachteiligung und Ausgrenzung von sozialen Gruppen und ihnen angehörigen Personen auf der Ebene von Organisationen und der in ihnen tätigen Professionen untersucht“, also institutionelle Diskriminierung (Gomolla, 2017, S. 134). Es stehen Interaktionen von pädagogischen Fachkräften und trans* Jugendlichen im Fokus.

Gleichzeitig haben pädagogische Fachkräfte – sowohl Lehrer:innen als auch Sozialarbeiter:innen – den normativen Auftrag, sich gegen Dominanzkultur einzusetzen, begründet in der Umsetzung von Menschenrechten (Niendorf & Reitz, 2016, S. 7):

Soziale Arbeit in der Schule kann den Auftrag, Benachteiligungen von trans* Jugendlichen entgegenzuwirken, mit der Ausrichtung als Menschenrechtsprofession legitimieren. In Deutschland ist dieser Handlungsauftrag seit der Verabschiedung des Kinder- und Jugendstärkungsgesetzes 2021 explizit im SGB VIII verankert: Jugendhilfeangebote haben demnach „die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen, Jungen sowie transidenten, nichtbinären und intergeschlechtlichen jungen Menschen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen und die Gleichberechtigung der Geschlechter zu fördern“ (§ 9 Abs. 3 SGB VIII). Auch Lehrkräfte können sich auf die Umsetzung von Menschenrechten berufen. Die Kultusministerkonferenz hat 2018 ihren Beschluss erneuert, dass „Menschenrechte [...] zum Kernbereich des Bildungs- und Erziehungsauftrages der Schule“ (Beschluss der Kultusministerkonferenz, 2018, S. 3) gehören. Der Handlungsauftrag, Menschenrechtsverletzungen entgegenzuwirken, kann als „undoing dominance“ (Hark, 2021, S. 14) bezeichnet werden: Dominanzkultur selbst zu erkennen, ihr die Loyalität zu verweigern und das Verlernen von Dominanzkultur bei den Schüler*innen zu fördern.

Aufgezeigt wird, inwiefern die Nicht-/Umsetzung des Auftrags in der Schule die Entwicklung von Umgangsstrategien mit Diskriminierung trans* Jugendlicher beeinflussen und wie sich „*undoing dominance*“ darin übersetzen kann, einen verbündeten Gesprächsraum zugänglich zu machen.

3. Methodisches Vorgehen

Empirisch stützt sich der Beitrag auf episodische Interviews (Flick, 2011) mit trans* Jugendlichen (n = 10), die ich zwischen 2022 und 2024 erhoben habe. Die Grounded Theory nutzend, erfolgte die Datenerhebung und -auswertung abwechselnd in drei Phasen.

Der Feldzugang erfolgte über Angebote der Queeren Sozialen Arbeit, zu denen durch meine eigene langjährige Berufspraxis deutschlandweit Kontakt bestand. Als erzählgenerierenden Einstieg in die Interviews fragte ich in Anlehnung an Rosenthal (2002) nach Erfahrungen aus der Schulzeit. Die ersten vier Interviewtranskripte wurden offen und axial kodiert (Breuer et al., 2019, S. 269 ff.). Mithilfe des Kodierparadigmas (Breuer et al., 2019, S. 281) konnten erste Umgangsstrategien mit dem Phänomen Diskriminierungserfahrungen herausgearbeitet werden, ebenso wie das Handeln pädagogischer Fachkräfte als intervenierende Bedingung.

In der zweiten Phase der Datenerhebung und Auswertung konnten zentrale Umgangsstrategien aus den Daten rekonstruiert werden: (a) Domi-

nanzkultur thematisieren, (b) diese auszuhalten, (c) sich dieser zu entziehen und (d) Verbindungen zu Mitschüler:innen und/oder Fachkräften einzugehen. Als vorgelagerte Strategie wird soziales Screening genutzt, um die Umgangsstrategie zu wählen und um abzuschätzen, inwiefern ein Vertrauensvorschuss geschenkt werden kann, der Verbindungen ermöglicht. Der Artikel fokussiert die Strategie der Thematisierung, wofür verbündete Gesprächsräume eine wesentliche Ermöglichungsbedingung darstellen.

In der dritten Erhebungsphase wurden fehlende Positionen im Sample ergänzt (Clarke et al., 2018, S. 169), um die Stimmen unterschiedlich positionierter Personen sichtbar zu machen und Trans*-Normativität (Snorton & Haritaworn, 2013) nicht zu reproduzieren. Das Sample setzt sich letztendlich aus Interviewpartner:innen zusammen, die alle Diskriminierung aufgrund von Heteronormativität und Adultismus erleben; einige erfahren zudem Diskriminierung aufgrund von Endo-Normativität, Rassismus, Klassismus und/oder Ableismus. Zudem nutzte ich in der Auswertung Werkzeuge der Agency-Analyse (Lucius-Hoene, 2012) zur Verdichtung der Ergebnisse. Umgangsstrategien in der erzählten Situation und die dazugehörigen Bedingungen wurden mit Strategien in der Erzählsituation verknüpft. Dabei kommt der Interviewsituation, insbesondere der Interaktion im Gespräch (Lucius-Hoene, 2012, S. 57 ff.) und wie Deutungsmacht durch Sinnkonstruktionen beim Erzählen (Lucius-Hoene, 2012, S. 62 ff.) hergestellt wird, eine zentrale Bedeutung zu.

4. Verhinderung von Thematisierung durch pädagogische Verantwortungszurückweisung

Im Folgenden stehen die Erfahrungen von zwei Interviewpartner:innen als Ankerbeispiele im Zentrum. Die Beispiele sind exemplarisch für eine Vielzahl von Situationen, die alle Interviews durchziehen: Pädagogische Fachkräfte – sowohl Lehrkräfte als auch Schulsozialarbeiter:innen – weisen nach der Thematisierung von Diskriminierung die Verantwortung für „*undoing dominance*“ (Hark, 2021, S. 14) zurück. In diesen Beispielen interagieren die Jugendlichen mit Lehrkräften. Die beiden Interviews wurden ausgewählt, weil sie zusätzlich Erzählungen von Verantwortungsübernahme durch pädagogische Fachkräfte enthalten, wodurch die unterschiedlichen Erfahrungen und ihre Folgen kontrastiert werden können. Zunächst stehen Erzählungen von Altair (19) und später von Fanni (19) im Fokus. Beide berichten im Interview von hauptsächlich geschlechtsbezogener Diskriminierung. Die erzählten Situationen ereigneten sich, als die Interviewpartner:innen zwi-

schen elf und dreizehn Jahre alt waren und bevor sie sich bewusst mit ihrem eigenen Geschlecht auseinandersetzten. Es wird der Frage nachgegangen, wie Thematisierung von Diskriminierungserfahrungen erschwert wird, welche Folgen dies hat und wie die beiden dennoch Agency herstellen.

4.1 Herstellen von Agency durch Aushalten

Altair ist nicht-binär und PoC. Seine⁵ Eltern kamen nach Deutschland, als er im Grundschulalter war. Im Interview berichtet er von zwei Situationen, in denen er in der siebten Klasse an einem Gymnasium Diskriminierung erlebte. Zunächst schildert Altair eine Situation, in welcher er sexistisch diskriminiert wurde.

„Und ich höre halt so, wie ein Mitschüler sagt, X hat große Glocken. Und dann wurde mein Name gesagt, ‚hat mittelgroße Glocken‘. [...] Damals war ich mutiger, kopfstärker und war so: ‚Hey! Das find ich nicht okay, so was zu sagen! Das ist voll sexistisch!‘ Und er so: ‚Nein! Ich sag nur, was ich sehe.‘ Und dann bin ich zur Lehrerin und hab gesagt: ‚Der hat das und das gesagt!‘ Und sie so: ‚Oh ...!‘ Das war’s irgendwie. Sie hat so nichts gemacht. Sie war zwar insgesamt sympathisch, aber da so: ‚Was soll man dagegen machen?‘“ (Altair, Z. 15 ff.)

Altair reagiert auf die sexistische Aussage mit einer Gegenrede. Nachdem der Mitschüler die Kritik zurückweist, wendet Altair die Strategie der Thematisierung bei einer Lehrerin an. In Altairs Erinnerung stellt die Pädagogin sexistische Aussagen als unveränderbar dar. Sexismus als Teil von Dominanzkultur wird durch diese Reaktion der Lehrerin normalisiert und institutionalisiert. Das Verhalten des Mitschülers bestärkt sie indirekt. Altair und all diejenigen, welche die Interaktionen miterleben, lernen Schule als Ort der Dominanzkultur kennen, an dem der Mut, Diskriminierung zu thematisieren, sich nicht auszahlt. Unmittelbar nach der ersten schildert Altair eine weitere Situation, in der er einen verbalen sexualisierten Übergriff erlebte. In der zweiten Situation veränderte Altair sein Verhalten:

5 Bei der Rekonstruktion der Interviews verwende ich die von den Interviewpartner:innen selbst gewählten Namen und Pronomen zum Zeitpunkt des Interviews.

„Wir waren alle so, wir saßen an einem kleinen Tischkreis und ich habe ihn einfach so angestarrt mit so einem Lächeln. [...] und dann hat er bei mir aufgehört und hat bei jemand anderen angefangen und dann die andere Person aber so, hat so gelacht, so. Weißt du...? [...] Das war so gefühlt die Atmosphäre. Das sind einfach so Kommentare, die da halt in der Klasse so rumschweben oder einfach so in Gesprächen, in Konversationen auftauchen und niemand macht was dagegen.“ (Altair, Z. 29 ff.)

Als Reaktion starrt Altair den verbal übergriffigen Mitschüler stumm an und wartet, bis die Situation vorüber ist. Danach wird eine andere Person zur Zielscheibe und eine Solidarisierung zwischen den Schüler:innen findet nicht statt. So wird Dominanzkultur zu einer Atmosphäre, die im Klassenzimmer schwebt, während keine Person etwas dagegen unternimmt. Noch bevor Altair als trans* sichtbar wird, erfährt er Schule als Institution, in der er im Fall einer Diskriminierungserfahrung nicht darauf vertrauen kann, dass pädagogische Fachkräfte für die Intervention dagegen Verantwortung übernehmen – stattdessen wird Aushalten als Strategie im Umgang mit Diskriminierung beigebracht.

4.2 Herstellen von Agency durch Sich-Entziehen

Fanni, die zweite Interviewpartnerin, ist trans*weiblich, weiß, sie wächst in ökonomisch prekären Verhältnissen auf und ist Care-Leaverin. Das Erzählte ereignete sich ebenfalls, bevor sie sich als trans* bezeichnet, in der 7. Klasse eines Gymnasiums:

„Das ging über, wirklich krass Mobbing über Internet, aber auch in der Schule, über Wir-bewerfen-dich-mit-Zeug, Wir-klauen-dir-deinen-Rucksack, Wir-werfen-dich-teilweise-aus-dem-Fenster. Das ist auch einmal passiert, [...] das war dann auch immer ganz besonders toll bei so Gruppenarbeiten, weil mir natürlich die Teamfähigkeit abgesprochen wurde, ich habe halt gesagt: ‚Nö, mache ich nicht.‘“ (Fanni, Z. 472 ff.)

Fanni schildert Gewalterfahrungen, ausgeübt von Mitschüler:innen. Als Umgangsstrategie benennt sie zunächst, sich Gruppenarbeiten zu entziehen. Lehrkräfte verkennen die Strategie jedoch und bewerten Fanni schlechter. Nachdem Fanni die Gewalt nicht mehr aushalten kann und ihre Strategie nicht verstanden wird, wendet sie sich an die Klassenlehrerin:

„Das Problem an der Geschichte war eben, dass ich gar keine Unterstützung hatte. Die Klassenlehrerin war ein bisschen sehr dubios. Ich hatte einen Tag vor einem Elterngespräch ein Gespräch mit ihr gehabt weil ich es nicht mehr aushalten konnte, und bin vor ihr zusammengebrochen. Ich hab zu ihr gesagt: ‚Die machen mich hier so fertig!‘ Und am nächsten Tag saß ich mit im Elterngespräch und sie sagte, dass sie den Eindruck hat, es geht mir gut an der Schule. Woraufhin ich dann auch [von der Schule, Anm. SBD] gegangen bin.“ (Fanni, Z. 480 ff.)

Fanni thematisiert gegenüber der Klassenlehrerin, dass sie „fertiggemacht“ wird. Diese missachtet ihren Handlungsauftrag, gegen Gewalt zu intervenieren, und zudem Fannis Deutungshoheit über das Erlebte. Wider Fannis Schilderungen äußert sie beim Elternsprechtage, dass sie den Eindruck habe, es gehe ihrer Schülerin gut. Fanni benennt das Verhalten der Lehrkraft rückblickend als entscheidendes Problem. Sie erfährt die Strategie als unwirksam, sich in Notsituationen an pädagogische Fachkräfte zu wenden. Daraufhin greift Fanni auf eine gesteigerte Form des Entziehens zurück: Sie weigert sich, zur Schule zu gehen. Im späteren Verlauf des Interviews wird deutlich, dass Fanni vorerst gar nicht mehr zur Schule geht und später auf eine Oberschule wechselt, da es kein anderes Gymnasium im Umkreis ihres Wohnortes gibt. So führt die Erfahrung indirekt zu Bildungsbenachteiligung. Als weitere Konsequenz benennt Fanni „Schwierigkeiten, soziale Kontakte zu knüpfen, eben weil das Selbstwertgefühl und Selbstbild komplett zerstört waren.“ (Fanni, Z. 310 f.)

4.3 Zwischenfazit: Vertrauensverlust in pädagogische Fachkräfte als Folge

Trans* Jugendliche erleben oder beobachten Diskriminierung sowie den Umgang pädagogischer Fachkräfte damit, noch bevor sie sich bewusst mit ihrem Geschlecht auseinandersetzen. Die Interviewausschnitte machen verstehbar, wie Verhalten von pädagogischen Fachkräften Handlungsspielräume verkleinern und wie Handlungsmuster im Umgang mit Diskriminierung beigebracht werden. Dass Lehrkräfte ihre Verantwortung für „*undoing dominance*“ (Hark, 2021, S. 14) missachten, vermittelt den Schüler:innen, dass das Thematisieren von Erfahrungen nicht zielführend ist. Es erschwert folglich, den Mut aufzubringen, auf diese Strategie zurückzugreifen. Dominanzkultur wird normalisiert und institutionalisiert. Die Lehrkräfte als Vertreter:innen der Institution vermitteln, wie Kay, eine weitere interviewte Person, es auf den Punkt bringt, dass es sich nicht „lohnt [...], um Hilfe zu

fragen“, was zur Folge hat, dass das „Vertrauen [...] in das System, das da irgendwie da ist, noch weiter zerstört wird“ (Kay, Z. 538 ff.). Gleichzeitig zeigen die Beispiele auf, wie die Jugendlichen dennoch Agency herstellen, indem sie auf Strategien des Selbstschutzes zurückgreifen: Aushalten von Dominanzkultur und sich dieser entziehen.

5. Ermöglichung von Thematisierung in verbündeten Gesprächsräumen

Altair und Fanni erzählen im Interview von jeweils einer pädagogischen Fachkraft, die ihre Verantwortung ernst nimmt. Im Folgenden wird rekonstruiert, wie die Aushandlung eines verbündeten Gesprächsraumes Thematisierung ermöglicht. Zudem werden Chancen und Risiken eines solchen Raumes aufgezeigt.

5.1 Verbündete Gesprächsräume zugänglich machen

Altair erwähnt im Interview beiläufig, dass er Unterstützung von einer Lehrkraft erhalten hat. Auf Nachfrage schildert Altair, wie sich der Kontakt zu dieser in der zehnten Klasse schrittweise entwickelt hat:

„Es hat sich so / ja, so aufgebaut, das war nicht so direkt auf einmal so. Aber es hat damit angefangen, dass er im Stuhlkreis ... so gesagt hat: ‚Kannst du dich bitte vorstellen, sag deinen Namen und deine / die Pronomen, die du willst.‘“ (Altair, Z. 808 ff.)

Der Lehrer signalisiert in der ersten Schulstunde proaktiv, dass er Selbstbestimmung von Namen und Pronomen anerkennt. Altair nimmt dieses Signal zum Anlass, um mit der Lehrkraft in einen dyadischen Kontakt zu kommen und Bedarfe indirekt zu thematisieren:

„Hey, ich merke, dass Sie sich Mühe machen, so nach Pronomen zu fragen und so, aber es gibt da Nuancen, manchmal will man nicht in der Klasse out sein und mal nur / der will nur den Freunden out sein, und manchmal will man nur, dass der Lehrer Bescheid weiß, also habe ich dem Lehrer einen / was ich online gefunden habe, so ein Formular von so / welche Pronomen will ich für welche Situationen benutzen und ob die Eltern das jetzt so sagen oder nicht und so, das habe ich dann ihm geschickt und er so: ‚Wow, das ist super, das werde ich an die anderen

Lehrer weiterleiten, damit sie das auf dem Schirm haben.“ (Altair, Z. 813 ff.)

Altair weist die Lehrkraft darauf hin, dass Namen oder Pronomen von manchen Personen an das jeweilige Umfeld angepasst wird. Die von Altair geschilderte Strategie, das Umfeld einzuschätzen und den Umgang mit normativer Zweigeschlechtlichkeit entsprechend anzupassen, bezeichne ich als „soziales Screening“ (Hark, 2002, S. 54). Die Interaktion mit dem Lehrer kann dabei als Überprüfung gesehen werden, ob es sich „lohnt, um Hilfe zu bitten“ und eine Verbindung einzugehen. Die Namens- und Pronomenrunde deutet zwar darauf hin, dass die Lehrkraft Heteronormativität infrage stellt, jedoch besitzt Altair, der auch durch Rassismus Diskriminierung erfährt, vermutlich das Wissen, dass Gleichheitsdiskurse oft auf symbolisch-normativer Ebene verbleiben und sich nicht gleichzeitig in ein Handeln übersetzen, das die tatsächlichen Bedarfe diskriminierter Personen berücksichtigt (Hilscher, 2022, S. 38 f.). Altair stellt der Lehrkraft eine Möglichkeit vor, um situativ angepasste Bedürfnisse in Form des Fragebogens zu erfassen. Der Lehrer nimmt das Lernangebot dankend an und zeigt die Bereitschaft, von dem Schüler zu lernen als Reaktion auf die Tatsache, dass (geschlechter-)pädagogische Praxis widersprüchlich ist (Kleiner & Klenk, 2017, S. 114). Außerdem wird deutlich, dass er sich als Multiplikator versteht und seine institutionelle Handlungsmacht nutzt, um gegen institutionelle Diskriminierung vorzugehen, indem er das Gelernte an Kolleg:innen weitergibt. So generiert der Lehrer einen Vertrauensvorschuss. Dieser bildet die Grundlage dafür, dass Altair den Lehrer als Verbündeten im Umgang mit Diskriminierung einschätzt. Er ermöglicht Altair in einer Situation, in der es ihm wegen erlebter Diskriminierung in Bezug auf sein Nicht-binär-Sein nicht gut geht, hinter seine Maske blicken zu lassen:

„Ich saß in der Klasse, ganz hinten und mir kamen einfach Tränen [...] in meine Maske [...] und der Lehrer hat sich dann minutenlang bei mir hingesezt und [...] war so: ‚Hey, ich will nicht fragen, ob es dir / ob du okay bist, du bist obvious nicht ok. (lacht) Was kann ich für dich gerade tun?‘ [...] und hat mich beiseite genommen und gesagt: ‚Hey, ich hätte so um diese Uhrzeit Zeit, ich glaube, du hast da auch Mittagspause, willst du / also können wir halt in diesem Rahmen uns treffen und so tiefer ins Gespräch gehen und damit ich über die Situation ein bisschen erfahre, weil ich habe bis so und so keine Zeit.‘ Also er war so sehr klar so: ‚Hey, ich will dir helfen, aber ich habe nur diese Kapazitäten, diese Zeit‘, oder so was, weißt du?“ (Altair, Z. 851 ff.)

In einer konkreten Situation, in der es Altair aufgrund einer Diskriminierungserfahrung nicht gut geht, ist es ihm möglich, seine Trauer offen zu zeigen. Der Lehrer bemerkt Altairs emotionale Verfassung, sucht den Kontakt, fragt, was er für ihn tun könne, und unterbreitet ein Gesprächsangebot. Dabei machte er die eigenen Kapazitäten transparent. Altair nimmt sein Gesprächsangebot an. Im späteren Interviewverlauf wird deutlich, dass Altair in dem Pausengespräch neben der Diskriminierungserfahrung auch das eigene Nicht-binär-Sein thematisiert. Zudem berichtet er, dass er zu einem späteren Zeitpunkt mit diesem Lehrer aushandelt, wie er seinen Namen auf Schuldokumenten ändern lassen kann oder wie ein Umgang mit anderen diskriminierenden, zweigeschlechtlichen Schulstrukturen, wie Toiletten oder Umkleieräumen, aussehen könnte. Pädagogische Fachkräfte müssen einen verbündeten Gesprächsraum aktiv herstellen, wenn sie ihrer Verantwortung gerecht werden möchten, nachdem Jugendliche die Thematisierung von Diskriminierung zuvor meist als Sackgasse erlebt haben (s. Abb. 1). Jugendliche überprüfen, bei wem es sich lohnt, Diskriminierungserfahrungen zu thematisieren, und wenden die Strategie des sozialen Screenings an. Durch die proaktive Demonstration von Verantwortungsübernahme für „*undoing dominance*“ (Hark, 2021, S. 14) und die Anerkennung der Jugendlichen als Expert:innen im Umgang mit normativer Zweigeschlechtlichkeit wird ein Vertrauensvorschuss geschaffen. Dieser ermöglicht es Schüler:innen, Belastungen zu signalisieren. Die Wahrnehmung dieser Signale, ein aktives bedürfnisorientiertes Gesprächsangebot und das Offenlegen eigener Grenzen ermöglichen einen dyadischen Kontakt und schaffen Zugang zu einem unterstützenden Gesprächsraum.



Abb. 1: Stufen, um einen verbündeten Gesprächsraum zu betreten (eigene Darstellung)

5.2 Erweiterung des Deutungsspielraums durch verbündete Gesprächsräume

Es wurde aufgezeigt, dass verbündete Gesprächsräume die Thematisierung von Diskriminierungserfahrungen erleichtern. Altair und Fanni nutzen beide das Interview, um ihre Erlebnisse zu thematisieren, also Mitwiser:innenenschaft und Deutungsmacht über ihre Erfahrungen herzustellen. Dies deutet darauf hin, dass sie die Interviewsituation als einen verbündeten Gesprächsraum erleben – zumindest in Bezug auf geschlechtsspezifische Diskriminierung. Im Folgenden werden Deutungsspielraumerweiterungen als Chancen verbündeter Gesprächsräume rekonstruiert.

Altair erweitert im Laufe des Interviews seine Bewertung des Erlebten in der siebten Klasse. Zunächst beschreibt er das daraus resultierende Gefühl, sich mit anderen Menschen nicht verbinden zu können:

„Ich hab einfach das Gefühl, dass ich in einer ganz anderen Welt lebe als andere Leute. [...] ich habe dauernd das Gefühl, ich bin halt in so einer, von einer Membran umgeben, dass ich nicht durchreichen kann. [...] Es ist einfach ... Vielleicht geht es in den neurodiversen Bereich? (Altair, Z. 15 ff.)“

Altair verwendet die Metapher einer undurchlässigen Membran, um das Gefühl der Isolation und des Unvermögens, andere Menschen zu erreichen, zu beschreiben. Dabei gibt es eine Parallele zu Fanni, die „Schwierigkeiten, soziale Kontakte zu knüpfen“ (Fanni, Z. 310) als Folge benennt. Die Metapher könnte als Effekt von Dominanzkultur interpretiert werden. Denn Dominanzkultur beeinflusst, „wem es gegeben ist [...] sich als Teil eines ‚Wir‘ verstehen zu können“ (Hark, 2021, S. 14 f.). Altair selbst zieht jedoch keinen direkten Zusammenhang zwischen der Membran und Dominanzkultur, die als Atmosphäre im Klassenraum schwebt. Er fragt sich stattdessen, inwiefern eine mögliche Neurodivergenz dazu beiträgt, dass er andere Menschen nicht erreichen kann, und sieht das Problem bei sich. Rommelspacher bezeichnet die Verschiebung von Problemen und Verantwortung für Erlebtes auf diskriminierte Personen als Problemumkehr. Dabei wird die „bestehende Machthierarchie durch eine umgekehrte Hierarchie der Verantwortung ersetzt“ (Rommelspacher, 1998, S. 177 f.). So kann das Erleben von Diskriminierung und die Verantwortungsverweigerung pädagogischer Fachkräfte zu einer Verschiebung der Verantwortung für Ausschluss und Diskriminierung führen.

Gleichzeitig zeigt sich im Interview, dass Altair durch Formulierungen wie „weißt du?“ immer wieder Verbindung zu mir herstellt. In der Erzählsituation gelingt es ihm, Kontakt aufzubauen und die Strategie zu nutzen, eine Verbindung einzugehen.

Im Laufe des Gesprächs erweitert Altair die Bewertung der Situation:

„Dein Erlebnis von der Welt wird einfach unhöflich unterbrochen. (*lacht*) Also/ einfach jemand anderer/ so eine andere Person [...] bricht in deine Welt ein, sozusagen. Und macht Dinge kaputt und geht dann wieder und sagt nur so: ‚Ich bin aber einfach nur spazieren gegangen‘, weißt du? (*lacht*) Und ich: ‚Nein, ich habe dich nur eingeladen, mit mir ein Gespräch zu führen und du / dass du einen Spaziergang machst, ok (...) aber weiter bist du einfach auf die Blumen getrampelt und hast / und bist gegen den Baum getreten und was auch immer‘, weißt du?“ (Altair, Z. 356 ff.)

In dieser Deutung ist nicht die eigene Wahrnehmung fehlerhaft, sondern sie wird von außen ‚unhöflich‘ unterbrochen. Die eigene Welt leidet unter rücksichtslosem Verhalten. Im Verlauf des Gesprächs wird das Erlebte als Ungerechtigkeit bewertet. Außerdem kann Altair seine Gegenrede fortführen, die in der erlebten Situation mit dem Mitschüler nicht akzeptiert wurde.

Auch Fanni erweitert im Laufe des Gesprächs ihren Deutungsspielraum. Nach der Schilderung der Situation mit der Lehrkraft beim Elternsprechtag übernimmt sie zunächst einen Teil der Verantwortung für das Verhalten der Lehrerin, indem sie sich fragt, wie sie dazu beitragen hätte können, dass diese ihre Verantwortung wahrnimmt: „[I]ch weiß nicht, was ich hätte machen müssen, damit bei ihr ein Schalter umgelegt wird“ (Fanni, Z. 359 f.). Im Laufe des Gesprächs erweitert Fanni ihre Deutung, indem sie die Strategie, sich zu entziehen, als Stärke bewertet:

„[A]lso viele nehmen das ja als Schwäche wahr, nee, also ich sage immer, eine gute Kriegerin weiß auch einfach, wann die Schlacht verloren ist und wann sie gehen muss, damit sie halt nicht abgeschlachtet wird. Das, finde ich, ist schon / also ich nehme das auch als Stärke wahr, irgendwie zu sagen: ‚Boah nee, den Scheiß gebe ich mir hier nicht.‘ Und schütze mich auch selber, also es ist ja auch / ich finde es eine ganz große Stärke.“ (Fanni, Z. 547 ff.)

Fanni ordnet ihr Verhalten als notwendig ein, um sich selbst zu schützen. Auch sie führt eine imaginäre Gegenrede.

Es stellt sich die Frage, welche Deutungen der Situationen in Zusammenhang mit welchen Umgangsstrategien stehen. Das Erlebte in einer Kriegs-Metapher und als großes Unrecht zu beschreiben, scheint hilfreich, um die Strategie des Entziehens zu legitimieren. Diese Legitimierung erscheint darüber hinaus notwendig, da sich zu entziehen häufig als Schwäche bewertet wird und mit Bildungsbenachteiligung einhergeht. Erleichtert wiederum die Problemumkehr Altair, die Situation auszuhalten? Ist es einfacher, in einer Institution zu verbleiben, wenn Jugendliche diese nicht als ungerecht bewerten? Wird dafür die Isolation individualistisch begründet? Problemumkehr und Problematisierung von Dominanzkultur stehen diametral zueinander. Wenn unterschiedliche Strategien mit unterschiedlichen Deutungen der Situation einhergehen, bewegen sich diese in einem Spannungsfeld.

Das verbündete Gespräch ermöglicht, zwischen verschiedenen Deutungen des Erlebten hin und her zu pendeln und den Deutungsspielraum zu

erweitern. Denn Dominanzkultur wirkt sich durch Internalisierung auf individueller Ebene darauf aus, wie wir unser Selbst, die anderen und unsere Erfahrungen wahrnehmen und deuten. Es entsteht eine Unsicherheit, ob das eigene Verhalten oder das der anderen fehlerhaft ist. Diese Unsicherheit erschwert die Thematisierung. Ein Raum, in dem Erlebtes und dessen Deutung nicht angezweifelt wird, sondern mit Empathie und Validierung der Erfahrungen reagiert wird – wie ich es im Interview getan habe –, bieten die Chance, die eigene Deutungsmacht zu erweitern und das Erlebte als Unrecht einzuordnen. Zudem ermöglicht die Thematisierung, eine Verbindung herzustellen als Gegenbewegung zur individualisierten Isolierung.

Bemerkenswert ist, dass sowohl Altairs als auch Fannis Deutung auf interpersoneller Ebene verbleibt und nicht mit strukturell verankerten Ungleichheitsverhältnissen wie Heteronormativität in Verbindung gebracht wird. Fanni erklärt das Verhalten ihrer Mitschüler:innen, welches sie als Mobbing bezeichnet, damit, dass sie ‚als schwul gelesen‘ (Fanni, Z. 351) wird und ‚keine Markenklamotten‘ (Fanni, Z. 324) trägt. Das Erlebte wird zwar im Laufe des Gesprächs als Unrecht eingeordnet, jedoch nicht als erlerntes Mittel zur Aufrechterhaltung von Dominanzkultur benannt. Es scheint herausfordernd zu sein, individuelle Erfahrungen in einem interpretativen Prozess mit strukturell verankerter Dominanzkultur zu verknüpfen (El-Mafaalani, Waleciak & Weitzel, 2017, S. 202).

5.3 Risiken verbündeter Gesprächsräume

Verbündete Gesprächsräume bieten nicht nur eben aufgezeigte Chancen, sondern sind ebenso mit Risiken verbunden, wie Fannis Schilderungen zeigen. Ihre Schulverweigerung in der 7. Klasse hat zur Folge, dass sie zunächst kein Gymnasium mehr besuchen kann. Nach einem Umzug in eine Kleinstadt wechselt sie während des Schuljahres in die 8. Klasse einer Gesamtschule und später wieder aufs Gymnasium, an dem sie die 8. Klasse wiederholt. Fanni beschreibt im Interview, wie die Vertrauenslehrerin einen verbündeten Gesprächsraum herstellt und Fanni „dazu gebracht hat, da so offen zu sein“ (Fanni, Z. 644).

Die Vertrauenslehrerin generiert einen Vertrauensvorschluss, indem sie Verantwortung für „*undoing dominance*“ (Hark, 2021, S. 14) übernimmt: Die Lehrkraft „war megaoffen und ist, nicht nur irgendwie bei queeren Themen, sondern sie hat auch viel mit Geflüchteten gearbeitet“ (Fanni, Z. 589 ff.). Wahrscheinlich weiß die Lehrkraft von Fannis Schulwechseln. Sie macht proaktiv Gesprächsangebote.

Fanni hat im Laufe des Schuljahres mehrfach Probleme mit dem Sportlehrer, der sie „ganz, ganz doll ausgegrenzt und ganz, ganz doll diskriminiert“ (Fanni, Z. 605 f.), da sie Leistungsnormen im Sport und hegemonial-männlichen Stereotypen nicht entspricht. Die Rückendeckung der verbündeten Fachkraft ermöglicht es nicht nur innerhalb eines Gesprächsraumes immer wieder, Zeug:innenschaft über diese Diskriminierungserfahrungen abzulegen, sondern diese auch darüber hinaus zu thematisieren. Die Erleichterung dieser Umgangsstrategie nutzt sie, als der Sportlehrer sie erneut gedemütigt hat, nachdem sie auf der Rennbahn zusammengebrochen ist:

„Ich bin dann tatsächlich auch aufgestanden und ich bin einfach straight zur Schulleitung bzw. erst zu meiner Vertrauenslehrerin und dann straight zur Schulleitung, weil ich gesagt habe: ‚Das geht so nicht.‘ Also das / und, aber es gab nie Konsequenzen.“ (Fanni, Z. 807 ff.)

Der Kontakt zur Vertrauenslehrerin scheint Fanni zu bestärken, das Verhalten des Sportlehrers der Rektorin zu melden. Das Beispiel verdeutlicht jedoch, dass selbst wenn eine Lehrkraft Fannis Deutungshoheit und die eigene Handlungsverantwortung für die Intervention gegen Diskriminierung partiell anerkennt, dies nicht auf die Institution Schule übertragbar ist. Die Rektorin signalisiert Fanni, dass es keine Möglichkeiten gibt, gegen diskriminierende Lehrkräfte vorzugehen. Die Thematisierung bleibt letztlich unwirksam, da die Schule nicht gegen institutionelle Diskriminierung interveniert. Vermutlich wurden Fannis erlebtes Unrecht und die Deutung als solches im Kontakt mit der verbündeten Lehrkraft verstärkt. Angenommen, die Bestärkung des Unrechterlebens erschwerte es, Dominanzkultur auszuhalten, dann könnte der Kontakt zum Sportlehrer nach der Erfahrung noch schwerer zu ertragen sein. Offensichtlich hat die Situation das Vertrauen in die verbündete Lehrkraft jedoch nicht eingeschränkt. Fanni bezeichnet diese als „Highlight meiner Schullaufzeit“ (Fanni, Z. 316 f.). Gleichzeitig stellt sich die Frage, inwiefern Fanni durch die Erlebnisse das Vertrauen in ihre Fähigkeit des Sozialen Screenings verloren hat. Nach dem Schuljahr begibt sich Fanni mit der Diagnose „Sozialphobie“ stationär in eine Kinder- und Jugendpsychiatrie. Letztendlich bricht sie die Schule ab und beginnt eine Lehre. So führen wiederholte Diskriminierungserfahrungen zum endgültigen Entziehen, dem Verlassen des Gymnasiums und damit verbundener Bildungsbenachteiligung. Eine verbündete Lehrkraft kann einen Unterschied machen, jedoch institutionelle Verantwortungsverweigerung nicht aufheben.

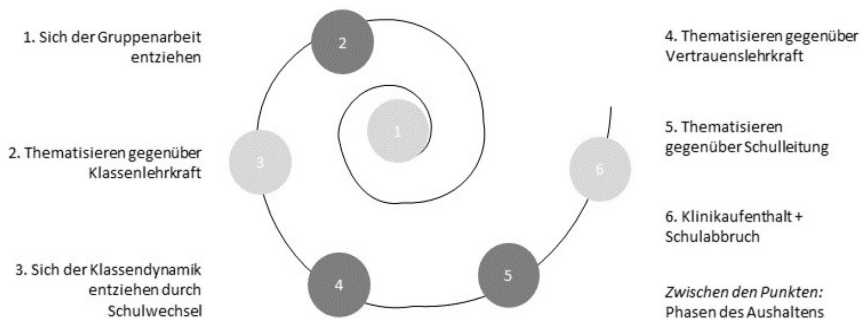


Abb. 2: Schulausschluss-Spirale (eigene Darstellung)

6. Fazit: Handlungsspielräume in der Schule erweitern

Es wurde aufgezeigt, wie Lehrkräfte Deutungs- und Handlungsspielräume von trans* Jugendlichen im Umgang mit Diskriminierung sowohl einschränken als auch erweitern können. Alle Interviewpartner:innen hatten wenig Kontakt zu Sozialer Arbeit in der Schule. Sie wünschten sich diesen jedoch mehrfach, da es leichter sei, sich einer Person zu öffnen, die nicht benotet. Es kann davon ausgegangen werden, dass einzelne Erkenntnisse, wie pädagogische Fachkräfte Handlungsspielräume erweitern können, auf die Soziale Arbeit übertragen werden können – ansetzend an den Strategien der Jugendlichen:

Erstens wurde deutlich, dass es kein neutrales Handeln in Bezug auf Diskriminierung gibt. Jeder erlebte und beobachtete Umgang mit Dominanzkultur – nicht nur in Bezug auf vergeschlechtlichte Diskriminierung und gerade vor der Auseinandersetzung der Jugendlichen mit ihrem eigenen Geschlecht – trägt zur Ausbildung von Handlungsmustern mit Diskriminierungserfahrungen bei. Jede Verweigerung der Übernahme eines normativen Handlungsauftrags durch pädagogische Fachkräfte erschwert die Thematisierung von Diskriminierungserfahrungen und schwächt das Vertrauen der Jugendlichen in diese bei gleichzeitiger Stärkung institutioneller Diskriminierung.

Zweitens können pädagogische Fachkräfte die Thematisierung von Diskriminierungserfahrungen erleichtern, indem sie verbündete Gesprächsräume zugänglich machen. Hierzu bedarf es a) der aktiven Generierung von einem Vertrauensvorschuss, indem positioniert gegen Dominanzkultur interveniert wird. Gleichzeitig sind Fachkräfte – auch wenn sie beabsichtigen, gegen die Dominanzkultur vorzugehen – individuell und institutionell selbst in Machtverhältnisse verstrickt (Hartmann, 2020, S. 88). Daher geht

es auch darum, sich selbst als lernende Person kenntlich zu machen mit der Bereitschaft, adultismuskritisch von Jugendlichen zu lernen und sie als Expert:innen anzuerkennen, ohne jedoch die Verantwortung für den eigenen Lernprozess auf sie abzuschieben. Des Weiteren sind b) aktive, bedürfnisorientierte Gesprächsangebote erforderlich – inklusive Transparenz über Rahmenbedingungen und Kapazitätsgrenzen –, um verbündete Gesprächsräume herzustellen und zugänglich zu machen.

Drittens gilt es zu reflektieren, dass das Sprechen über Diskriminierungserfahrungen sich in einem Spannungsverhältnis bewegt, und zwar zwischen Problemumkehr, um Dominanzkultur aushalten zu können, und der Problematisierung von Dominanzkultur. Letzteres zu ermöglichen, stärkt das Unrechtsbewusstsein. Wenn jedoch die Bewertung des Erlebten als Unrecht gestärkt wird, ohne dass eine institutionelle Verantwortungsübernahme für die Intervention gegen Diskriminierung erfolgt, bringt dies Risiken mit sich: Thematisierung auch außerhalb des verbündeten Gesprächsraumes kann zu erneuter Frustration führen und Ungerechtigkeiten können danach eventuell schwerer ausgehalten werden.

Daher sollte **viertes** überlegt werden, inwiefern auf eine stärkere institutionelle Verantwortungsübernahme für „*undoing dominance*“ (Hark, 2021, S. 14) hingewirkt werden kann. Eine Auseinandersetzung mit folgenden Fragen ist dazu erforderlich: Wie kann ein institutionell verankertes Gewaltschutzkonzept gestaltet werden, das Diskriminierung berücksichtigt und pädagogische Fachkräfte darin stärkt, mit Diskriminierung umzugehen, damit Jugendliche Thematisierung als wirksam erleben? Wie können alle Personen im schulischen Kontext zur Verantwortungsübernahme für Gegenrede und Thematisierung ermutigt werden? Was benötigt es, um eine unabhängige Beschwerdestelle für Schüler:innen sowie Sanktionsmöglichkeiten für pädagogische Fachkräfte zu implementieren?

Gleichzeitig hat die Grenzverschiebung des Sagbaren auch Auswirkungen auf die Institution Schule. Der normative Handlungsauftrag, sich gegen Dominanzkultur einzusetzen, wird von gesetzlichen Regelungen torpediert. Die Verwendung geschlechtergerechter Sprache wurde beispielsweise bereits in mehreren deutschen Bundesländern verboten (Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung, 2024). Dies kommt einer sprachlichen Delegitimierung der Lebensrealität von trans* Jugendlichen gleich, die sich jenseits der zweigeschlechtlichen Norm bewegen. Solange die bestehenden Strukturen unverändert bleiben, wäre es risikoreich, die Thematisierung von Diskriminierung als normative Idealstrategie zu etablieren.

Daher gilt es **fünftens**, ebenso Selbstschutzstrategien zu stärken und gleichzeitig den Risiken dieser Strategien entgegenzuwirken, wie dem inne-

ren Druck durch Problemumkehr oder den Sanktionen, die mit dem Entziehen verbunden sein können. Zudem sollte überlegt werden, wie trotz der Membran, die manche trans* Jugendliche umgibt, die Möglichkeit gestärkt werden kann, Verbindungen zu Mitschüler:innen einzugehen. Hierbei wäre ein Verlernen von Dominanzkultur und die Förderung solidarischen Handelns aller Schüler:innen hilfreich.

Sechstens ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass trans* Jugendliche in der Schule häufig nicht sichtbar sind. Es ist jedoch davon auszugehen, dass die vorgeschlagenen Maßnahmen zur Erweiterung von Handlungsspielräumen – wie Interventionen gegen Diskriminierung, eine kritische Haltung gegenüber Adultismus, proaktive Gesprächsangebote oder Unterstützung beim Aufbau sozialer Kontakte – für alle Jugendlichen hilfreich sein können, unabhängig von deren Geschlecht.

Literatur

- Beschluss der Kultusministerkonferenz, 2018, Menschenrechtsbildung in der Schule. https://www.kmk.org/fileadmin/Dateien/pdf/PresseUndAktuelles/2018/Beschluss_Menschenrechtserziehung.pdf [29.05.2024].
- Bitzan, M. & Bolay, E. (2017). *Soziale Arbeit – die Adressatinnen und Adressaten*. Barbara Budrich.
- Böhnisch, L. (2023). *Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit*. Beltz Juventa.
- Breuer, F., Muckel, P. & Dieris, B. (2019). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis*. VS Verlag.
- Clarke, A. E., Washburn, R. & Friese, C. (2018). *Situational analysis in practice: Mapping research with grounded theory*. Routledge.
- Czollek, L. C., Perko, G. & Weinbach, H. (2019). *Handbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen*. Beltz.
- El-Mafaalani, A., Waleciak, J. & Weitzel, G. (2017). Tatsächliche, messbare und subjektiv wahrgenommene Diskriminierung. In A. Scherr, A. El-Mafaalani & G. Yüksel (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung* (S. 173–190). VS Verlag.
- Flick, U. (2011). Das Episodische Interview. In G. Oelerich & H. Otto (Hrsg.), *Empirische Forschung und Soziale Arbeit: Ein Studienbuch* (S. 273–280). VS Verlag.
- Gomolla, M. (2017). Direkte und indirekte, institutionelle und strukturelle Diskriminierung. In A. Scherr, A. El-Mafaalani & G. Yüksel (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung* (S. 133–156). VS Verlag.
- Graßhoff, G. (2013). Adressaten, Nutzer, Agency – Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit. In G. Graßhoff (Hrsg.), *Adressaten, Nutzer, Agency – Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit* (S. 9–16). VS Verlag.
- Hark, S. (2002). Junge Lesben und Schwule. Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung. *Diskurs*, 12(1), 50–58.
- Hark, S. (2021). *Gemeinschaft der Ungewählten: Umriss eines politischen Ethos der Kohabitation*. Suhrkamp Verlag.
- Hartmann, J. (2020). Professionalisierung und Professionalität genderreflexiv begreifen – Pädagogische Zugänge einer vergeschlechtlichten Profession Sozialer Arbeit aus

- machtkritischer Perspektive. In B. Völter et al. (Hrsg.), *Professionsverständnisse in der Sozialen Arbeit* (S. 80–90). Beltz Juventa.
- Hilscher, A. (2022). *Alltägliche Bewältigungs- und Widerstandspraktiken Schwarzer Menschen in Deutschland, Frankreich und Kanada: Eine anerkennungstheoretische Studie*. VS Verlag.
- Hormel, U. & Scherr, A. (2010). *Diskriminierung. Grundlagen und Forschungsergebnisse*. VS Verlag.
- Kleiner, B. & Klenk, F. (2017). Genderkompetenzlosigkeitskompetenz. Grenzen pädagogischer Professionalisierung in der Perspektive der Queer Theory. In J. Hartmann, A. Messerschmidt & C. Thon (Hrsg.), *Queertheoretische Perspektiven auf Bildung. Pädagogische Kritik der Heteronormativität* (S. 97–119). Opladen.
- Klenk, F. C. (2023). *Post-Heteronormativität und Schule: Soziale Deutungsmuster von Lehrkräften über vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen*. Verlag Barbara Budrich.
- Kosciw, J. G., Clark, C. M., Truong, N-L. & Zongrone, A. D. (2019). *The 2019 National School Climate Survey. The Experiences of Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, and Queer Youth in Our Nation's Schools*. GLSEN. https://www.glsen.org/sites/default/files/2021-04/NSCS19-FullReport-032421-Web_0.pdf [15.08.2024].
- Krell, C. & Oldemeier, K. (2015). *Coming-out – und dann...?!: Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. Verlag Barbara Budrich.
- Lucius-Hoene, G. (2012). „Und dann haben wir’s operiert.“ Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In S. Berthmann, C. Helfferich, H. Hoffmann & D. Nierman (Hrsg.), *Agency. Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit* (S. 40–70). Beltz Juventa.
- Niendorf, M. & Reitz, S. (2016). *Das Menschenrecht auf Bildung im deutschen Schulsystem. Was zum Abbau von Diskriminierung notwendig ist*. Deutsches Institut für Menschenrechte.
- Rommelspacher, B. (1998). *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Orlanda Frauenverlag.
- Rosenthal, G. (2002). Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft*, 4(3), 204–227.
- Scherr, A. (2012). Soziale Bedingungen von Agency. Soziologische Eingrenzungen einer sozialtheoretisch nicht auflösbaren Paradoxie. In S. Bethmann, C. Helfferich, H. Hoffmann & D. Niemann (Hrsg.), *Agency. Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit* (S. 99–121). Beltz Juventa.
- Scherr, A. & Breit, H. (2019). Erfolgreiche Bewältigung von Diskriminierung. In P. Genkova & A. Riecken (Hrsg.), *Handbuch Migration und Erfolg. Psychologische und sozialwissenschaftliche Perspektiven* (S. 83–106). VS Verlag.
- Snorton, R. & Haritaworn, J. (2013). Trans Necropolitics: A Transnational Reflection on Violence, Death, and the Trans of Color Afterlife. In S. Stryker & A. Z. Aizura (Hrsg.), *Transgender Studies Reader II* (S. 66–76). Routledge.
- Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung (2024). Rechtliche Einschätzung stattlicher „Genderverbote“. https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/Standpunkte/05_genderverbot.pdf?__blob=publicationFile&v=6 [27.01.2025].

Anna-Maria Penetsdorfer

**„Die große Frau“ oder „die große Buhlerin“ –
Konstruktion (weiblicher) Geschlechtlichkeit im
Kontext der akademischen Pädagogik im Salzburg der
Nachkriegszeit am Beispiel des (Religions-)Pädagogen
Leopold Prohaska**

„Die große Frau“ or „die große Buhlerin“ – Construction of
(female) gender in the context of academic pedagogy in
post-war Salzburg using the example of the (religious)
pedagogue, Leopold Prohaska

Zusammenfassung: Ausgehend von der Annahme wirklichkeitskonstituierender Macht von Sprache, Diskurs, ferner Wissen, wendet sich der vorliegende Beitrag der Frage nach der diskursiven (Re)Produktion von Geschlecht am Beispiel der katholisch fundierten sexualpädagogischen Aufklärungsschrift ‚Geschlechtsgeheimnis und Erziehung [...]‘ (1958/1964) des Salzburger Priesters und Pädagogen Leopold Prohaska zu. Dabei konnte mithilfe der Wissenssoziologischen Diskursanalyse und unter Berücksichtigung der Salzburger akademischen Pädagogik der Nachkriegszeit ein zugrundeliegender medizinisch-naturwissenschaftlicher Diskursstrang herausgearbeitet werden. In Verbindung mit der rekonstruierten diskursiven Aussagepraxis einer verklärenden, mystifizierenden (De-)Thematisierung von Sexualität(en) materialisiert sich in der Aufklärungsschrift eine bewahrpädagogische Tradition, deren übergeordnetes Ziel als Reproduktion einer androzentrischen, gemeinhin patriarchalen Geschlechterordnung hervorgeht.

Schlüsselwörter: (Katholische) Sexualpädagogik, soziale Konstruktion von Geschlecht, Universität Salzburg, Historische Frauen- und Geschlechterforschung, Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA)

Abstract: Based on the assumption of a reality-constituting power of language, discourse and knowledge, this article examines the question of the discursive (re)production of gender on the example of the Catholic sex

education pamphlet 'Geschlechtsgeheimnis und Erziehung [...]' (1958/1964) by the Salzburger priest and pedagogue, Leopold Prohaska. Using the research program sociology of knowledge approach to discourse and considering Salzburg's academic pedagogy of the post-war period, an underlying medical-scientific discourse strand could be identified. Along with the reconstructed discursive statement practice of a transfiguring, mystifying (de)thematization of sexuality(ies), the educational paper unfolds a preservative pedagogical tradition whose overarching goal is manifested as the reproduction of an androcentric, generally patriarchal gender order.

Keywords: (catholic) sexual pedagogy and education, social construction of gender/sex, University of Salzburg, women's and gender studies / women's and gender history, sociology of knowledge approach to discourse (SKAD)

1. Einleitung

Stets war der Sex der Knotenpunkt, an dem sich gleichzeitig die Geschicke unserer Spezies und unsere ‚Wahrheit‘ als menschliches Subjekt verknüpfen. Die Beichte, die Gewissensprüfung, die ganze Vergessenheit auf die Geheimnisse und die Bedeutung des Fleisches waren nicht bloß Mittel, um den Sex zu untersagen und so weit als möglich aus dem Bewußtsein zu verbannen, sie waren dazu da, die Sexualität in den Mittelpunkt der Existenz zu versetzen und das Heil an die Beherrschung ihrer dunklen Regungen zu binden. In den christlichen Gesellschaften war der Sex das, was man prüfen, überwachen, gestehen und in Diskurs verwandeln mußte. (Foucault, 1978, S. 176 f.)

Für eine systematische Einordnung neuerer Entwicklungen in den (sozial)pädagogischen Diskursarenen rund um den Themenkomplex von Geschlecht¹ und Gender sowie Sexualität(en) und sexuelle Bildung lässt sich ein Blick in die Geschichte, wie er insbesondere mit den Arbeiten und der Person Foucaults verknüpft wird, als lohnend herausstellen. Eine solche Perspektive wendet sich dabei den Verwobenheiten von Vergangenheit,

1 Im vorliegenden Beitrag wird grundlegend von Geschlecht – dabei sowohl von ‚gender‘ als auch von ‚sex‘ – und dessen postulierter binären, heteronormativen ‚Konstitution‘ als Ergebnisse sozialer Konstruktions- und Reproduktionspraktiken ausgegangen. Entsprechend dem historischen Kontext wird folgend jedoch die zeitgenössische binarisierende Schreibweise verwendet, die mit der partiellen Setzung einfacher Anführungsstriche zugleich sprachlich-reflexiv eingeholt werden soll.

Gegenwart und Zukunft zu (Drinck, 2006) und ermögliche Eßer (2018) zufolge erst *ein* – insbesondere differenzierteres – Verständnis gegenwärtiger Verhältnisse. Ein Zugang zu den Aspekten der Tradierung und des historischen ‚Geworden-Seins‘ – im Folgenden von Geschlechterverhältnissen und -ordnungen sowie Sexualnormen – kann über Diskurse, ferner diskurstheoretische Perspektiven und diskursanalytische Annäherungen erfolgen. Dafür wird auf ein Verständnis von Diskurs als einem „Fluß von ‚sozialen Wissensvorräten‘ durch die Zeit, der aus der Vergangenheit kommt, die Gegenwart bestimmt und in der Zukunft in modifizierter Form weiterfließt“ (S. Jäger, 1997, o. S.) zurückgegriffen.

Bezugnehmend auf das Zitat Foucaults, das an späterer Stelle nochmals aufgegriffen wird, und das herausgestellte produktive Moment einer historisch-rekonstruktiven Perspektive macht es sich vorliegender Beitrag also zur Aufgabe, nach der diskursiven Hervorbringung von (hegemonialem) Geschlechterwissen und vor dem Hintergrund von Deutungsmächtigkeit nach dessen Tradierung zu fragen. Dabei wird diskurstheoretischen Prämissen entsprechend an zentralen institutionellen Feldern und Akteur:innen wirkmächtiger Diskurs- und Wissens(re)produktion angesetzt. Gleichsam bewegt sich der Beitrag im Diskursfeld der Wissenschaften, da diese bedeutungsvolle, ferner legitimierte Orte prozessualer (Re)Produktion, Objektivierung sowie Dissemination von Wissen(spolitiken), gemeinhin Umschlagstelle von Diskursen darstellen (Keller, 2011a).

Konkret soll im Folgenden das disziplinäre Feld der Salzburger akademischen Pädagogik der Nachkriegszeit in seinen Wissensvermittlung- sowie Diskurs(re)produktionspraktiken zum Phänomenbereich zeitgenössischer (christlicher) Sexualpädagogik resp. ‚Geschlechterziehung‘ untersucht werden. Hierbei wird entlang der Person und des Wirkens des Salzburger (Religions-)Pädagogen Leopold Prohaska (1905–1980) verfahren, der als *ein* zentraler Akteur der Salzburger akademischen Pädagogik im Zeitraum von 1953 bis 1980 eingeordnet werden kann. Der 1905 in Wien als Sohn eines Priesters und Kapellmeisters geborene spätere Priester und Privatdozent Prohaska war als Leiter des an der Salzburger Theologischen Fakultät angeschlossenen *Institutes für Vergleichende Erziehungswissenschaft* (IVE) tätig, wo er – in zeitweiliger Alleinzuständigkeit – u. a. eine Pädagogik lehrte, die neben sozialpädagogischen Bezugnahmen vornehmlich eine katholisch fundierte Sexualpädagogik zum Gegenstand hatte. Seine besondere Akteurschaft erschließt sich einmal mehr mit Blick auf die Prekarität, in der sich die zeitgenössische Pädagogik – in Salzburg ausschließlich durch das von Prohaska geleitete private Institut vertreten – in Ermangelung einer gesicherten Finanzierung, eines Lehrstuhls *vice versa* wissen-

schaftlichen Nachwuchses (Brezinka, 2008; Universität Salzburg, o. J.) sowie einer genuin eigenen Standortbestimmung vorfand (vgl. Bütow, 2018).

Vor diesem Hintergrund werden mit den nachfolgenden Ausführungen zweierlei Absichten verfolgt: Zum Ersten wird mit der Aufklärungsschrift „Geschlechtsgeheimnis und Erziehung. Psychologie und Anthropologie der Geschlechter als Grundlage einer modernen Sexualpädagogik“ (1958/1964) Prohaskas Hauptwerk in den Mittelpunkt gerückt und hinsichtlich der darin materialisierten sprachlich-diskursiven (Re)Produktion von insbesondere ‚weiblicher Geschlechtlichkeit und Sexualität‘ analysiert. Neben der Skizzierung der inhaltlichen Programmatik des darin (re)produzierten Geschlechterkonzepts wird auch aufgezeigt werden, dass diesem aus einer katholisch-pädagogischen Situierung heraus entworfenen Wissen ein im Kern medizinisch-naturwissenschaftlicher Diskursstrang zugrunde liegt. Über die geschlechterkonstituierenden Aussagepraktiken des monografischen Ratgebers hinaus wird schließlich in einem Weiteren mithilfe einer kontextualisierenden Analyse der institutionellen, disziplinären und nicht zuletzt auch konfessionellen Situierung die Sprecherposition und damit die Diskursfähigkeit und Deutungsmacht des geistlichen Universitätsgelehrten der Nachkriegszeit beleuchtet.

So deutet sich bereits an dieser Stelle ein dem Beitrag inhärentes disziplingeschichtliches Moment Salzburger Pädagogik an, das eine Befremdung der Gegenwart provoziert und mit dem Angebot einer Reflexion gegenwärtiger Erziehungswissenschaft, ferner Pädagogik (in Salzburg) in ihrer Historizität einhergeht (Eßer, 2018). Zugleich wird sowohl die besondere Bedeutsamkeit eines solchen historisch-rekonstruktiven Vorhabens für ein kritisch-reflexives (Selbst)Verständnis der Pädagogik als auch dessen anhaltende Aktualität deutlich, bedenkt man, dass pädagogisches Handeln stets innerhalb sozialer, institutionalisierter und immerzu auch vergeschlechtlichter Machtverhältnisse und asymmetrischer Beziehungsgefüge vollzogen wird (Sager, 2022). Nicht zuletzt ist damit eine pädagogische Praxis angesprochen, die immer auch eine zu hegemonialen Diskursen relationierte ist (Keller, 2011b).

2. Diskurstheoretischer Zugang: Wer ‚Diskurs‘ sagt, muss auch ‚Macht‘ sagen

Wer sich mit Diskursen befasst, ist unweigerlich damit konfrontiert, Macht und Herrschaftsverhältnisse mitzudenken. Wer Geschlechterfragen diskurstheoretisch bearbeitet umso mehr. Dies wird sogleich deutlich, wenn es

Foucault zufolge gilt, Diskurse nicht ausschließlich auf ihre Konstitution als bedeutungstragende Zeichen zu reduzieren, sondern auch und insbesondere als Praktiken materieller Existenz zu verstehen, die immer auch die Gegenstände und Subjekte bilden, von denen sie sprechen (1981/1969, S. 74 zit. n. Ransiek, Rosenthal & Völter, 2015, S. 249). Exemplarisch verdeutlicht sich der klandestine Zusammenhang von Wissen und Macht (Foucault, 1978), betrachtet man, wie sich androzentrisch und heteronormativ konzipiertes Geschlechterwissen *qua* biologistischem Deutungsmuster binärer Geschlechtlichkeit in die Selbst- und Fremddeutungen der Subjekte (von ‚*entweder-Mann-oder-Frau-Sein*‘), in Handlungsvollzügen, institutionellen Einrichtungen (bspw. Ehe) sowie gesellschaftlichen Ordnungslogiken (in Form vergeschlechtlichter Positionierungen im Bereich öffentlicher und privater Sphäre) einschreibt. Eine weitere Machtdimension wird darin vakant, insofern Diskurse der sprachlich-semantischen Performanz sozialer Akteur:innen bedürfen und dabei sog. Formationsregeln der Diskursivierung unterliegen, die festlegen, *was wann* und in *welchem Kontext* von *wem wie* legitimerweise (nicht) gesagt werden kann resp. darf (Keller, 2007, Abs. 43; Ransiek et al., 2015). Als wesentliche Voraussetzung für die Diskursfähigkeit gesellschaftlicher Akteur:innen entscheiden Ressourcen (etwa institutionelle oder konfessionelle Eingebundenheit, Disziplinzugehörigkeit, Bildungsgrade, u. a.m.) über die Zuweisung einer diskursmächtigen Sprecher:innenposition (Keller, 2011a). Vor diesem Hintergrund gilt es also, die Situierung Prohaskas hinsichtlich der Ermächtigung und Legitimierung als Diskursakteur genauer zu betrachten (vgl. Kapitel 5).

3. Aktueller Forschungsstand

Eine systematische wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Programmatik der katholisch fundierten Sexualaufklärung Prohaskas unter Rückbindung in den institutionellen Kontext der Salzburger (akademischen) Pädagogik ist bisweilen ausgeblieben. Neben vornehmlich deskriptiven Bezugnahmen in allgemein universitätsbezogenen Publikationen² wird die Wirkzeit Prohaskas insbesondere im dritten Band der mehrbändigen Schriftenreihe des Erziehungswissenschaftlers Wolfgang Brezinka (2008, Kapitel VI./5.) zur Geschichte der Pädagogik an der Salzburger Universität

2 Vgl. Festschriften zum 400-jährigen Jubiläum der Salzburger Universität (Brandhuber, 2022) oder zum 50-jährigen Bestehen der Salzburger Internationalen Pädagogischen Werktagung (Bucher & Gutenthaler, 2001).

vom 18. bis zum 21. Jahrhundert eingeordnet. Sowohl darin als auch in Brezinkas autobiografischer Schrift (2019) tritt ein auf Prohaskas Wirken bezogenes deutungsmächtiges Krisennarrativ deutlich hervor, das unter der Chiffre des „Niedergang[s] des Instituts für Vergleichende Erziehungswissenschaft“ (Brezinka, 2008, S. 80) expliziert wird. Die darin zum Teil stark normativ-wertend und polemisch formulierte Kritik (Horn, 2015, S. 421) ist vor dem Hintergrund der rund einjährigen, laut Brezinka von schwelenden Konflikten geprägten Zusammenarbeit der beiden Pädagogen an besagtem Institut zu verstehen (2019; 2008) und deutet eine persönliche Befangenheit Brezinkas an, die ihn vielmehr als Zeitzeuge einordnen sowie seine Berichte lediglich als plausibilisierende Lesarten heranziehen lässt. Der aktuelle Forschungsstand zum oben beschriebenen Gegenstandsbereich erschöpft sich letztlich in der Promotionsschrift Christin Sagers (2015), die sich aus einer bildungshistorischen Perspektive u. a. der Prohaska'schen Aufklärungsschrift „Geschlechtsgeheimnis und Erziehung [...]“ (1958/1964) zuwendet. Mit ihrem ebenso historisch-diskursanalytischen Zugang nimmt sie eine Typisierung der – in einer Vielzahl von Sexualaufklärungsbüchern materialisierten – bundesrepublikanischen Sexualitätsdiskurse der 1950er- bis 2010er-Jahre vor. Werden zwar in diesem Promotionsprojekt auch Fragen der Geschlechterkonstruktionen bearbeitet (ebd., Kapitel 4.1.3), so sind diese jedoch vornehmlich auf die pädagogisch-diskursive Hervorbringung von insbesondere kindlicher Sexualität ausgerichtet.

In Kenntnis des nunmehr herausgestellten Forschungsdesiderates wendet sich der vorliegende Beitrag erstmalig dieser Leerstelle unter Einbeziehung der akteursbezogenen Situierung am Universitätsstandort Salzburg der ersten Nachkriegsjahrzehnte zu.

4. Methodisches Vorgehen

In Entsprechung zur methodologischen Verortung vorliegenden Beitrags im epistemologischen Paradigma des Sozialkonstruktivismus Bergers und Luckmanns (1966/1980) wird ausgehend von der Kritik an den metaphysischen Konzepten von ‚Wahrheit‘, ‚Wirklichkeit‘ und ‚Realität‘ nach dem Zustandekommen von Annahmen einer vordiskursiven, präkulturell ‚gegebenen‘ geschlechtlichen Existenz gefragt. Dieses ontologiekritische Erkenntnisinteresse (Drinck, 2006) und der dafür gewählte Rückgriff auf theoretische Annahmen einer sozialen Konstruktion von Geschlecht sowie deren diskurstheoretische Auslegung findet im Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) seine forschungspraktische

Umsetzung (Keller, 2011a).³ Denn mit der WDA ist durch den Soziologen Reiner Keller ein diskursanalytischer Ansatz qualitativ-rekonstruktiver Sozialforschung entwickelt worden, der in seiner theoretischen Fundierung die Foucault'sche Diskurstheorie mit der Wissenssoziologie und dem Symbolischen Interaktionismus zusammenführt. Durch diese Bündelung mikro- und makrosoziologischer, ferner handlungs- sowie strukturtheoretischer Perspektiven wird eine Entsagung sowohl totalisierender Bezugnahmen auf Macht- und Herrschaftsbeziehungen als auch einer naturalistisch-biologistischen Argumentation möglich, womit auf die besondere Eignung einer wissenssoziologisch-diskursanalytischen Ausrichtung genderbezogener Fragen verwiesen ist. Praktisch betrachtet kann dies gelingen, indem eine feinanalytische Rekonstruktion von Prozessen geschlechtsspezifischer Ungleichbehandlung, Unterdrückung sowie Exklusion *einerseits* bereits ‚am Wort‘ ansetzt und so den Ordnungs-, Normierungs- und Wirklichkeitseffekten von Sprache Rechnung trägt (Keller, 2003, 2013; M. Jäger, 2010). Angesichts der im Werk durchgängig verwendeten symbolmächtigen, stark bedeutungsgeladenen Sprache (vgl. Kapitel 6) fand die Frage nach der diskursiven (Re)Produktion von Geschlechterwissen demnach auch über die Analyse der sprachlich-rhetorischen sowie metaphorisch-symbolischen Modi der Sinn-, Bedeutungs- und folglich Deutungsmusterproduktion Bearbeitung (Keller, 2011a). Rekurrierend auf die Ordnungs- und Kategorisierungspotenziale von Sprache konnten zugleich die der Programmatik impliziten vergeschlechtlichten Unterscheidungs-, Bewertungs- und Klassifikationspraktiken herausgearbeitet werden (Keller, 2007). *Andererseits* wird entlang der verfahrensspezifischen Akteur:innenzentrierung und der Bezugnahme auf institutionelle Felder der Diskurs(re)produktion (bspw. Wissenschaft, Kirche u. a.) zugleich eine mehrperspektivische Kontextualisierung eingelöst. Die Analyse des allgemeinen historisch-sozialen und spezifisch-situativen Kontextes sowie der institutionell-organisationalen Einbettung und Rückbindung der Person, des Wirkens sowie der Schrift Prohaskas ermöglichte so eine Annäherung an die Sprecherposition und Diskursfähigkeit des Salzburger Pädagogen (Keller, 2011a).

Die interpretative Rekonstruktion textbezogener sprachlich-semantischer Strategien der Wissensproduktion (Keller, 2011a) stellt über das Gesagte hinaus auch darauf ab, was *nicht* thematisch oder benannt – gleichsam diskreditiert und de-thematisiert – wird, sowie welche Themen vage oder diffus gehalten, folglich kopräsent sind (Rosenthal, 2015). Einmal mehr ist

3 Eine ausführliche Darstellung des methodischen Vorgehens ist der Qualifikationsarbeit (Penetsdorfer, 2023) zu entnehmen.

auf die besondere Passung mit dem gewählten Phänomenbereich von (weiblicher) Geschlechtlichkeit und Sexualität im Kontext katholischer Sexuallehre hinzuweisen: Denn die Notwendigkeit der methodisch strukturierten Befragung des Materials hinsichtlich der in der Ansprache vermiedenen Termini sowie der nicht (direkt) benannten Phänomene deutet sich für Prohaskas Schrift „Geschlechtsgeheimnis und Erziehung [...]“ (1958/1964) bereits im Titel an.

Materialkorpus

Für die Zusammenstellung des Materialkorpus waren folgende Auswahlkriterien maßgebend, die für die Kontextanalyse einerseits sowie die Plausibilisierung von Lesarten im Rahmen der Feinanalyse andererseits geeignete (zeitgenössische) Textdokumente generieren sollten (Keller, 2013; 2003): der *Personenbezug* zu Prohaska, ein entsprechender *Zeit- und Orts-*, sowie *Instituts- und Disziplin-/Professionsbezug*, die *konfessionelle Einbettung* sowie auch die *Dokumentenform* und *Textsorte*.

Die Sichtung und Transkription von Archivbeständen rund um Prohaskas Wirkkreis⁴ sowie weiterer Schriften des Pädagogen brachte deren weitreichende, beinahe idente programmatisch-inhaltliche Übereinstimmung mit der monografischen Aufklärungsschrift „Geschlechtsgeheimnis und Erziehung [...]“ (Prohaska, 1958/1964) zutage, sodass diese als zentrales sexualpädagogisches Hauptwerk des (Religions-)Pädagogen hervorging und folglich zum *Schlüsseldokument* gewählt wurde (Keller, 2013). Nicht zuletzt sei auch Brezinka zufolge (2008) der Zugang über seine Schrift „aufschlußreich, um eine Vorstellung über die Art von Pädagogik zu gewinnen, die PROCHASKA [Hervorheb. Verf.] damals als Lehrerbildner gelehrt zu haben scheint“ (S. 86). Das darin enthaltene Kapitel „Das psychologische Element“ (Prohaska, 1964) wurde aufgrund seiner besonderen Aussagekraft einer theoretischen Grundlegung, die sich in der prominenten Positionierung zu Beginn der Schrift, der besonderen Materialdichte, des darin explizierten zugrundeliegenden geschlechterdifferenziell konzipierten Menschenbildes sowie vergeschlechtlichter Identitätsschablonen⁵ resp. Subjektpositionen zeigt (Keller, 2011b), als *Schlüsseltext* feinanalytisch bearbeitet.

4 Bspw. konnte eine Broschüre mit dem Titel „Prophylaktische Sexualpädagogik“ aufgehoben werden, die unter dem Namen Prohaskas veröffentlicht wurde und in Inhalt und Struktur der analysierten Monografie gleicht (Prohaska, o. J., [Werkblatt III]).

5 Die im gewählten Kapitel grundgelegten vergeschlechtlichten Identitätsangebote sind aufgrund des der Aufklärungsschrift inhärenten ‚pädagogischen Auftrags‘ von essen-

Letztlich subsumierte das um das Schlüsseldokument herum organisierte Sample Dokumente, die *Informationen über die Person* (biografische Daten, Qualifikationen) und *das Wirken Prohaskas in Salzburg* (institutionelle, disziplinäre, konfessionelle Einbettung, Lehr-, Publikations- und praxisbezogene Tätigkeiten) sowie über *das Diskursfeld christlicher Aufklärungsschriften* (katholische Sexuallehre, Enzykliken und Katechismen) enthielten. Diese dienten vornehmlich der Herausarbeitung des diskursiven Kontextes sowie der Plausibilisierung von Lesarten im Rahmen sequenzanalytischer Auswertung (Keller, 2013).

5. Zur historischen, sozialen und institutionellen Situiertheit von Prohaskas Wirken – Eine Kontextualisierung

Um aus diskurstheoretischer Perspektive nachvollziehbar zu machen, in welche historisch-gesellschaftliche, disziplinäre und institutionelle Gemengelage das Wirken des Religionspädagogen Eingang finden konnte, also auch inwieweit sich eine privilegierte Sprecherposition Prohaskas festhalten lässt, und welche Relevanz seiner Pädagogik wohl beigemessen wurde, erfolgt nachfolgende Kontextualisierung.

Der historische Entstehungskontext der Schrift ist gemeinhin in die sexualkonservative Phase der späten 1950er- sowie der frühen 1960er-Jahre im deutschsprachigen Raum einzuordnen. Diese Zeit war geprägt von einer wieder an (Deutungs-)Macht erstarkenden kirchlichen Autorität, die es sich mit Ende des Zweiten Weltkriegs auf die Agenda gesetzt hatte, der sedimentierten liberalen, natalistischen NS-Sexualpolitik⁶ (Dinges, 2017) sowie der nunmehr von entfremdeten Beziehungen, erschütterten Geschlechterrollen und entgrenzter, vor- und außerehelicher Sexualität geprägten Nachkriegszeit eine christliche Sexualmoral entgegenzustellen (Herzog, 2005). Wurde den Frauen mit dem Eintreffen der Kriegsheimkehrer ihre neu er-

zieller Bedeutung: Die Vermittlung handlungsleitender Modellpraktiken für die Sexualaufklärung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ebenso umfassend wie die Beratung der damit betrauten Eltern, Erzieher:innen und Seelsorger, erfolgt dabei eine Überführung geschlechtsspezifischer Normative in eine „Anleitung zu ihrer Anwendung“ (Prohaska, 1964, S. 139) resp. ‚Entsprechung‘ *in praxi*.

- 6 Die liberale Organisation von Sexualität im faschistischen Regime war jedoch entsprechend homophober, rassistischer und antisemitischer Selektion ausschließlich heterosexuellen und als ‚arisch‘ konstruierten ‚Volksgenoss:innen‘ vorbehalten (Herzog, 2005, S. 25 f.).

runge Unabhängigkeit, die mit der Übernahme von bisweilen männlich konnotierten Aufgaben und Tätigkeiten während der kriegsbedingten Abwesenheit der Männer einhergegangen war, wieder aberkannt (ebd.), so sollte sich dies spätestens in den frühen 1950er-Jahren auch in zahlreichen „Anstandsbüchern“ (Luger, 1991, S. 108) programmatisch niederschlagen. Im Zuge dieser restaurativ-repressiven Reorganisation sexueller Beziehungen sowie der Geschlechterverhältnisse dominierte insbesondere christliche Ratgeberliteratur den zeitgenössischen Diskurs – in Österreich protegiert durch das 1950 beschlossene sog. „Schmutz- und Schundgesetz“ (ebd., S. 111) oder in Westdeutschland durch das 1953 verabschiedete Verbotsgesetz zur Verbreitung sog. ‚jugendgefährdender Schriften‘, worunter auch erste seriöse wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Sexualität, allen voran die Kinsey-Reports, gezählt wurde (Herzog, 2005). Der außerordentliche Sexualkonservatismus war gängiger Inhalt massenmedial verbreiteter – v. a. christlicher – (sexual)pädagogischer sowie katechetischer Schriften und als solcher bestrebt, eine Sexualnorm in die Schlafzimmer der Menschen zu bringen und über Erziehung in die Gesellschaft einzuschreiben, die ausschließlich auf die monogame, heterosexuelle Ehe und Prokreation verwiesen war, Frauen zur Unterordnung unter eine ‚männliche Autorität‘, zu Jungfräulichkeit und Zurückhaltung aufrief, vor-/außereheliche sexuelle Erfahrungen pathologisierte und über die Arbeit mit Angst (bspw. vor einer ungewollten Schwangerschaft) zu verhindern suchte (ebd.; Langer, 1986). Gegen Ende der 1960er-Jahre sah sich der klerikale Sexualkonservatismus zusehends von liberalen Gegenbewegungen und angesichts der Diskrepanz zwischen gelebten Sexualität(en) und dem normativen Anspruch kirchlicher Verlautbarungen (Langer, 1986) in die Defensive gedrängt (Dinges, 2017; Herzog, 2005). Dies führte dazu, dass fortan auch katholische Autor:innen *nolens volens* den Bereich sexueller, auch ‚weiblicher Lust‘ performativ bespielten, um nicht gänzlich an gesellschaftlicher Relevanz und Einflussnahme einzubüßen (Herzog, 2005). Auch in Prohaskas Ratgeber findet diese Entwicklung in der Thematisierung von Organismen exemplarisch Ausdruck.

Die im christlichen Herder-Verlag 1958 erstaufgelegte Schrift Prohaskas entspricht somit dem diskursbeherrschenden, christlich dominierten, sexualrepressiven Klima der 1950er-Jahre (vgl. Sager, 2015), während die 1964 erschienene unveränderte Zweitauflage als restaurative Gegenbewegung zu verstehen ist.

Der Zugang Leopold Prohaskas zu Arenen der Wissensproduktion scheint insbesondere über die den wissenschaftlichen, akademischen Institutionen zugesprochene Deutungshoheit zu erfolgen, zudem angesichts der

zu jener Zeit diskursdominierenden christlichen Sexualmoral auch nicht unwesentlich von der Tradition katholischer Pädagogik am Standort Salzburg getragen worden zu sein. Seine Sprecherposition und damit einhergehende Diskursfähigkeit im Rahmen der akademischen Pädagogik sowie der pädagogischen Praxis im Nachkriegssalzburg ist maßgeblich über seine Leitungsfunktion am IVE zu erklären, die er von 1953 bis zur Institutionsauflösung 1970 innehatte und ihn sowohl mit der dort angeschlossenen Erziehungsberatung (Prohaska, 1959), der Organisation der jährlich stattfindenden Internationalen Pädagogischen Werktagung (Bucher & Gutenthaler, 2001) als auch der Durchführung von Erzieher:innenlehrgängen betraute (Prohaska, o. J., [Broschüre]). Als wesentlicher Ort der Wissens(re)produktion und -dissemination ist zudem die pädagogische sowie katechetische Lehre an der Theologischen Fakultät Salzburg zu nennen, die er im Zeitraum Wintersemester 1953/54 bis inkl. Winterhalbjahr 1962/63 – also bis zur Wiedererrichtung der weltlichen Volluniversität – mehrheitlich (mit wenigen unsystematischen Ausnahmen) in Alleinzuständigkeit, gemeinhin jedoch bis 1979/80 abhielt und neben sozialpädagogischen Bezugnahmen durchgängig sexualpädagogisch ausrichtete und katholisch fundierte (Universität Salzburg, o. J.; Brezinka, 2008).

6. Konstruktion weiblicher Geschlechtlichkeit bei Prohaska

Das Knochengerüst des Mannes zeigt Standfestigkeit und eckige Härte, während das der Frau schwächer, kleiner und weicher erscheint. Die Arme und Beine des Mannes sind länger und zum Ausgriff in den Raum geeignet, während die Gliedmaßen der Frau mittelpunktbetont, gleichsam sammelnd erscheinen. Während den Mann Schulterbreite zum Vorwärtsdringen bestimmend auszeichnet, so die Frau die Beckenbreite zum Tragen und Austragen. [...] Der Mann ist mehr dem Auge, die Frau mehr dem Ohr zugewandt. Darum sieht er und schaut sich etwas genau an und sie hört lieber zu, horcht und gehorcht. (Prohaska, 1964, S. 24 f.)

Wie vorangestelltes Zitat eindrücklich veranschaulicht, wird als leitender Modus der Aussage- und Wissensproduktion zum Phänomen (weiblicher) Geschlechtlichkeit bei Prohaska am „äußeren Erscheinungsbild“ (S. 24) angesetzt und davon eine grundlegend binär organisierte Geschlechtlichkeit abgeleitet. Durch die Rahmung dieses Vorgehens als „phänomenologi-

sche[n] Methode“ (ebd.) und somit „objektiver Forschungsweg zum Wesen der Geschlechter“ (ebd.) wird der Status einer „wissenschaftliche[n] Abhandlung“ (S. 222) beansprucht. Mit dem Anspruch auf eine als objektiv verstandene Wissenschaftlichkeit wird die Legitimation des Schlusses „von der äußeren Wahrnehmung“ (S. 24) auf sog. bipolar-differenziell „disponiert[e]“ (S. 32) „Eigenarten“ (S. 30) oder „Charakterzüge“ (S. 25) intendiert und ein persuasiv-strategisches Moment markiert. Ausgehend von der postulierten „Verschiedenheit im Körperbau“ (S. 24) wird als „Eigenart des fraulichen Wesen[s]“ (S. 29) eine konstitutive Gefühlsgeleitetheit und -determiniertheit gleichsam divergierend zum als männlich konstruierten „Verstandesmensch“ (S. 26) eingeführt. Nachfolgende Passage verdeutlicht einmal mehr, dass mit der Einführung der ‚Geschlechtscharaktere‘ auch eine Passivierung ‚des Weiblichen‘ einhergeht, während ‚der Mann‘ konstitutiv mit Aktivismus verknüpft wird – eine biologistisch-naturalistische, nicht ausschließlich kontrastive, sondern (wie noch gezeigt wird) auch hierarchisierende Typisierung, die auch auf Ebene der sprachlich-rhetorischen sowie der Satzstruktur ihren Niederschlag findet (vgl. Hausen, 1976).

Das Erkennen des Mannes geht auf objektive, das der Frau auf subjektive Auffassung. [...] Er ist offen, sie geschlossen; er sachlich und sie persönlich; er volksverbunden, sie familiengebunden. [...] Sie läßt sich mehr vom Herzen her bestimmen, er vom Verstand. (Prohaska, 1964, S. 26)

Entlang der konstatierten bipolaren „Grundveranlagung“ (S. 32), die konzeptionell als ‚Polaritätsgesetz der Geschlechter‘ (S. 24) gefasst wird, gelingt es Prohaska, ein auf „gegenseitige[r] Ergänzung“ (S. 30) gründendes, komplementäres Geschlechterverhältnis programmatisch zu implementieren. Die feinanalytische Rekonstruktion machte hingegen deutlich, dass die vom Postulat des als weiblich konstruierten „Gefühlsmensch[en]“ (S. 26) abgeleitete „dreifache Grundveranlagung der Frau [...] auf das Persönliche, auf das Mütterliche und auf das Seelische“ (S. 32) eine relative inhaltliche Unbestimmtheit aufweist. Vielmehr ist ‚die Frau‘ wesentlich durch eine ihr zugeschriebene „Ergänzungsfähigkeit“ (S. 31) am Mann konstituiert, wie folgende Passage exemplarisch verdeutlicht:

Die Grundveranlagung auf das Seelische befähigt die Frau dazu, das Berufswirken des Mannes mit aller Einfühlungsgabe zu begleiten. Ihr feines Spürvermögen läßt sie die Notlage sofort in ihrer besonderen Eigenart erkennen. (S. 32)

lichkeit impliziert, ihr das Menschsein im Falle einer Abweichung vom androzentrisch montierten Ideal abzuspüren und auf eine grundlegende Hierarchisierung verweist:

Die gegenseitige Ergänzung kommt dadurch zustande, daß das Gegensatzwesen des Mannes (a) durch das Ganzheitswesen der Frau (b) zur Vollendung (c) gelangt, wie auch andererseits die Grundveranlagung der Frau durch die lebenweckende Beziehung zum Manne ihre wesensgemäße Entfaltung findet. (S. 30)

Auch zeigt sich (darin) eine natalistisch-reduktionistische Perspektivierung von ‚weiblicher Sexualität‘, die auf Prokreation und Mutterschaft einerseits reduziert wird, sowie diese andererseits als v. a. im „Geistigen“ (S. 30) verhaftet gedacht und androzentrisch-funktionalistisch auf eine ‚Höherführung‘ männlich konnotierter „Triebforderungen“ (ebd.) beschränkt wird. Infolge dieser De-Thematisierung, ferner Absprache von ‚weiblichem Begehren und Lust‘ wird in der sexualpädagogischen Schrift das Normativ einer weiblichen Asexualität hervorgebracht und gleichsam hagiografisch zu einem Ideal stilisiert. Dass der Konzeption dabei ein pädagogischer Normierungsauftrag inhärent ist, der vornehmlich Mädchen und Frauen adressiert, zeigt sich in aller Deutlichkeit in der moralistisch-repressiven Positionierung des Religionspädagogen gegenüber einer als Abweichung konzipierten weiblichen Sexualität. Auch hierin wird komplexitätsreduktionistisch einer binären ‚Entweder-oder-Logik‘ gefolgt, die eine scheinbare Eindeutigkeit suggeriert, aber auch pädagogisch einfordert.

Die Macht der Frau enthüllt sich in den beiden Gestalten: der großen Frau und der großen Buhlerin. Das erste Bild, das Hochbild der Frau! [...] Diese Frau ist rein in ihrem ganzen Wesen, reif gegenüber Zeitbeeinflussungen und Modeströmungen, reich an inneren Werten. – Zweites Bild, das Gegenbild, das Widerbild der Frau! [...] Ihr Name ist ihrer Stirn aufgeprägt: das große Babylon, die Mutter der Dirnen und der Greuel der Welt. Nun kommt es darauf an, auf welches Bild hin sich unsere junge Generation entwickelt: Leuchtet ihr der weibliche Schoß im Fruchtbarkeitsgeheimnis der Liebe oder wird er ihr zuerst der Tummelplatz und dann das Ruinenfeld erst lockender, dann zerstörender Lust? (S. 195 f.)

Einmal mehr steht jene Passage exemplarisch für die symbolkräftige, pseudosakrale und ideologisch-enthobene sprachlich-rhetorische Struktur der

Schrift, die zugleich kategorisierend und klassifizierend, ferner hierarchisierend wirkt. Die mythologisierende und metaphorische Sprachgestalt wiederum hüllt das ‚sexualaufklärerische Versprechen‘ in ein Schweigen und lässt dieses sogleich uneingelöst.

Für die als sexualpädagogisch ausgewiesene Monografie ist konkludierend eine diskursive Aussagepraxis herauszustellen, die sich unter der Chiffre der Sexualaufklärung vielmehr an Geschlechterrollen und -zuständigkeiten abarbeitet. In einem größeren Zusammenhang betrachtet, stellt die Prohaska'sche Sexualpädagogik beständig und auf subtile Weise darauf ab, anhand des leitenden naturalistischen Deutungsmusters eine geschlechterpolarisierende sphärenbezogene Zuweisungs- und Exklusionspraxis – zwischen ‚männlich‘ konnotierter Öffentlichkeit/Produktion und ‚weiblich‘ besetzter Privatheit/Reproduktion – legitimatorisch zu untermauern *vice versa* zu reproduzieren.

Er hat Front nach außen zu beziehen [...] Ihre Daseinsbestimmung ist, sorgend in der Welt zu sein. (S. 25)

7. Zur Aktualisierung eines medizinischen Diskursstrangs in der Prohaska'schen Bewahrpädagogik

Mit diesem Kapitel gilt es, die nunmehr in ihrer impliziten Programmatik rekonstruierte Geschlechterkonzeption theoretisch einzubetten und in einen größeren Gesamtzusammenhang rückzubinden sowie eine Diskurstypik hinsichtlich der inhaltlich-argumentativen, formalen sowie sprachlich-rhetorischen Struktur herauszustellen.

Villa (2011) zufolge ist das rekonstruierte leitende naturalistisch-biologistische, heteronormative Deutungsmuster für geschlechterpolarisierende Konzepte typisch. Dabei wird „Zweigeschlechtlichkeit üblicherweise mit dem Hinweis auf die ‚natürlichen, präkulturellen‘ Körper legitimiert“ (S. 85) und – wie auch bei Prohaska in Form der postulierten ‚gestaltpsychologisch-phänomenologischen‘ Perspektive – der Körper „als Basis und letzte Wahrheit des Geschlechts“ (ebd.) essenzialisiert. Dieses ‚Körpergeschlecht‘ wurde im 18. Jahrhundert durch die Einführung sog. „Geschlechtscharaktere“ (Hausen, 1976, S. 363), wie sie ebenso bei Prohaska zu finden sind, maßgeblich ideologisch aufgeladen. Dafür wurde – entsprechend des lange Zeit dominierenden, medizinisch-anatomisch geprägten ‚Ein-Körper-Modells‘ (Laqueur, 1992, Kapitel 2–4 zit. n. Villa, 2011, S. 107), das ‚die Frau‘ als ‚minderwertigere Version des Mannes‘ begriff (Bühmann, 1995) – die

männlich konstruierte Morphologie zum „Repräsentant des ‚Allgemein Menschlichen‘“ (S. 55) erhoben und als absoluter, normativ-konstitutiver Bezugspunkt ‚der Frau‘ montiert. Dieses, wie anhand der Schrift herausgestellt wurde, nunmehr auch für den biologistisch fundierten Zweigeschlechtlichkeitsdiskurs übernommene Negationsprinzip entwirft folglich ausgehend vom männlich konnotierten, phallogozentrisch perspektivierten Körper, der mit Aktivität verbunden wird, das dazu divergierende ‚weibliche passive Wesen‘ (Villa, 2011). Durch den dominanten medizinischen Blick wurde diese polarisierende, androzentrische Aussagelogik v. a. auf weiblich gelesene Sexualität übertragen und diese ‚in Relation zur männlichen Begierde definiert‘ (Eder, 2002, S. 142 f.), folglich passiviert, vergeistigt und deutungsmächtig als ‚weibliche Asexualität‘ auf Ehe, Prokreation und Mutterschaft beschränkt (ebd.). Exemplarisch lassen sich die 1775 veröffentlichte Schrift zur ‚weiblichen Sonderanthropologie‘ des Mediziners Roussel (1775) sowie das deutschsprachige sexualpathologische Standardwerk Krafft-Ebings (1866) anführen, die sogleich als Materialisierung medizinisch-anatomischer Deutungsmacht begriffen werden können (Bühmann, 1995). Gleichsam einem „Analogien-Operator“ (Honegger, 1990, S. 245 zit. n. Bühmann, 1995, S. 57) wurde in Verbindung mit wirkmächtigen sozio-ökonomischen Entwicklungen das biologistische Konzept der ‚Geschlechtscharaktere‘ auf die Attribuierung „komplementäre[r] Geschlechterrollen“ (Hausen, 1976, S. 365) ausgeweitet und somit zum leitenden Argumentationsmuster für die Verweisung der Frau in die private Sphäre des Häuslich-Familiären (Eder, 2002).

Neben dieser inhaltlich-argumentativen Typik konnten auch formale, sprachlich-rhetorische, gemeinhin diskursiv-performative Strukturanalogien mit katechetischen sowie zeitgenössischen (sexual)pädagogischen Schriften mit und ohne Salzburgbezug (vgl. Sager, 2015) herausgearbeitet werden. Diese verdeutlichen diskurstypische Formationsregeln im Diskursfeld einer katholischen Sexualpädagogik der Nachkriegszeit, die sich wie folgt darstellen: Als akteur:innenbezogenes Charakteristikum lässt sich die überwiegend männliche Ratgeberautorenschaft nennen (Bühmann, 1995), die durch den Verweis auf ihre Erfahrungen als „Leiter einer Erziehungsberatungsstelle“ (Prohaska, 1964, S. 222), im medizinischen oder seelsorgerlichen Bereich eine Expertise im Bereich der Sexualaufklärung für sich proklamiert. Vielfach wird durch die Einführung von Krisennarrativen und die Arbeit mit Fallbeispielen aus der eigenen Praxis, bspw. „Aus der Erziehungsberatung“ (ebd., S. 1), den Leser:innen die Notwendigkeit einer ‚Geschlechtererziehung‘ und die Befolgung der dafür explizierten „Anleitung“ (ebd., S. 139) glaubhaft gemacht (Sager, 2015). Als ein weiteres Spezi-

fikum ist eine liberale Inszenierung (Herzog, 2005) zu nennen, die durch die Verwendung abstrakter Umschreibungen, einer metaphernreichen, mythologisierenden, pseudosakralen, ideologisch-überhöhten und geschlechterdichotomisierten Sprache sowie moralisierend-repressiver Adressierung – wie die Passagen veranschaulichen – als solche vakant wird. Diese Darstellungsweise (etwa auch die Arbeit mit kurzen, eingängigen Memoriensätzen) zeigt zudem eine Strukturähnlichkeit mit katechetischen Schriften an, womit das persuasiv-strategische Moment einmal mehr augenscheinlich wird (Langer, 1986; Eder, 2002).

Vor dem Hintergrund der skizzierten Typik gilt es zuletzt wieder an den Anfang und zum Zitat Foucaults zurückzukehren: Denn beherrscht es die *Aufklärungsschrift* zwar, performativ „[...] die Sexualität in den Mittelpunkt der Existenz zu versetzen“ (Foucault, 1978, S. 176 f.), lässt sie diese angesichts einer klandestinen „Reserviertheit gegenüber der sexuellen Aufklärung“ (Langer, 1986, S. 51) letztlich jedoch unbearbeitet. So wird mit dem Werk zwar der sexualpädagogische Diskurs besetzt, das *sexualaufklärerische* Moment bleibt angesichts einer paradoxen Aussagepraxis der *diskursiven De-Thematisierung* ‚des‘ Sexuellen jedoch uneingelöst. Gleichsam verbleibt das Versprechen, das ‚Geschlechtsgeheimnis‘ zu wahren, ungebrochen. Im Deckmantel der Aufklärung findet so eine pädagogisch-normative Regulierungs-, Präventions- und Abwehrpraxis zum Schutz vor sog. ‚sittlicher und moralischer Gefährdung‘ Anwendung, womit die Monografie an eine *bewahrpädagogische Tradition* anschließt (Hüther & Podehl, 2005). Plausibilisiert wird dies auch im Vorwort der Schrift, worin der ehemalige Leiter des IVE und Vorgänger Prohaskas, Friedrich Schneider, betont, dass die Monografie „[...] in ihrer Erörterung bei aller Realistik ein solches Zartgefühl [beweist], daß irgendeine Verletzung auch des feinfühligsten, unschuldigen oder unwissenden Lesers vermieden wird“ (1958/1964, S. XI). Machtvoll, wirkmächtig, gewaltvoll, gleichwohl auch produktiv ist ein solches ‚Wissen‘, das wesentlich mit Verschleierung arbeitet und auf Unwissenheit abstellt, insofern das dafür entsponnene klandestine Netz der De-Thematisierung auf subtile Normierung und Homogenisierung im Sinne einer androzentrisch-patriarchalen Abrichtung ‚der großen Frau‘ abzielt.

8. Fazit

Für die Position der zeitgenössischen (Salzburger) Pädagogik deutet sich abschließend angesichts des rekonstruierten naturwissenschaftlich-medizinischen Diskursstrangs sowie der strategischen Rekursivität auf ‚(na-

tur)wissenschaftliche‘ Erklärungen (Langer, 1986; Villa, 2011; Herzog, 2005) in Verbindung mit einer mangelnden eigenen Standortbestimmung (Bütow, 2018) eine Erfüllungsgehilfenschaft zur „Normensubstitution“ (Wawerzonnek, 1984, S. 6) – demnach „Die Medizin entwarf – die Pädagogik rezipierte [...]“ (ebd., S. 203) – an. Wie anhand der herausgearbeiteten Diskurstypik sowie des diskursiven Kontextes deutlich geworden sein sollte, geht Prohaskas Sexualratgeber dabei im klerikalen Sexualkonservatismus der 1950er- und 1960er-Jahre gänzlich auf, *vice versa* reiht sich der (Religions-)Pädagoge in den Akteurskreis des dominierenden sexualpädagogischen Diskurses der Nachkriegszeit ein (vgl. Sager, 2015). Als lokale Spezifik lässt sich hingegen konstatieren, dass sexualpädagogische Frage- und Problemstellungen maßgeblich institutionell an der Theologischen Fakultät verankert sowie wesentlich an die Person Prohaskas geknüpft waren. So behielten etwa an dem 1964 neu gegründeten Institut für Pädagogik der Salzburger Philosophischen Fakultät schulpädagogische und testpsychologische Schwerpunktsetzungen Vorrang vor sexual- und sozialpädagogischen Themen, woran auch die Schließung des IVE unter der Leitung Prohaskas im Jahr 1970 nichts ändern sollte (Universität Salzburg, o. J.). In Gegenüberstellung mit dem Lehrangebot der ‚weltlichen‘ Salzburger Pädagogik und ihrem Personal also wird das Programm der Salzburger Theologischen Fakultät rund um die Person Prohaskas als zeitweiliger Archipel (katholischer) Sexualpädagogik augenscheinlich. Ist die Sexualpädagogik zwar 1980 in ihrer Intensität und personalen Prägung zeitweilig von der Oberfläche verschwunden, so ist es zugleich ein Fallstrick, anzunehmen, mit dem Ableben Prohaskas wäre der Sexualkonservatismus in Salzburg *unisono* obsolet geworden. Offizielle Dokumente, etwa des Salzburger Landesschulrates (Laireiter & Weyrich, 1965), legen nahe, dass der repressive sexualpädagogische Bewahrdiskurs längst Einzug in die pädagogische Praxis – u. a. von Schulen, aber auch des Fürsorgesystems sowie der Heimerziehung (vgl. Bütow, Blaha & Steinberger, 2023) – gefunden hatte. Deutlich wird dies etwa, wenn „sexualpädagogische[n] Massnahmen“ (Laireiter & Weyrich, 1965, S. 26) als Heranführung an die „Geheimnisse des Lebens“ (ebd.) begriffen werden. Inwieweit eine Tradierung, i. S. von Transformation oder Reproduktion, dieses rekonstruierten patriarchal-androzentristischen und sexualrepressiven Geschlechterwissens auch in gegenwärtigen Verhältnissen (Salzburger) Erziehungswissenschaft ausgemacht werden kann, ist noch ausständig und muss Gegenstand weiterer wissenschaftlicher Forschung sein.

Literatur

- Berger, P. & Luckmann, T. (1980). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Fischer.
- Brandhuber, C. (2022). *PLUSpunkte. 400 Jahre Universität Salzburg*. Verlag Anton Pustet.
- Brezinka, W. (2008). *Pädagogik in Österreich. Die Geschichte des Faches an den Universitäten vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. Band 3: Pädagogik an den Universitäten Czernowitz, Salzburg und Linz*. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Brezinka, W. (2019). *Vom Erziehen zur Kritik der Pädagogik. Erfahrungen aus Deutschland und Österreich*. Böhlau Verlag.
- Bucher, A. & Gutenthaler, A. (2001). *HEIMAT in einer globalisierten WELT. Veröffentlichung der Salzburger Internationalen Pädagogischen Werktagung. Tagungsband der 50. Tagung 2001*. öbv&hpt.
- Bührmann, A. (1995). *Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse*. Westfälisches Dampfboot.
- Bütow, B. (2018). Sozialpädagogik in Österreich. (Dis-)Kontinuitäten und Verkanntes. *Rassegna di Pedagogia*, 76(1–2), 109–126.
- Bütow, B., Blaha, V. & Steinberger, D. (2023). *Entwicklungen der Kinder- und Jugendwohlfahrt bzw. Kinder- und Jugendhilfe im (Spannungs-)Verhältnis zur Heilpädagogik und zur Kinder- und Jugendpsychiatrie im Land Salzburg. Historische Rekonstruktion des Zeitraums 1945 bis 1975*. Unveröffentlichter Forschungsbericht: Universität Salzburg.
- Dinges, M. (2017). Sexualität in Deutschland (1933–2016). In Stiftung Männergesundheit (Hrsg.), *Sexualität von Männern. Dritter Deutscher Männergesundheitsbericht* (S. 23–38). Psychosozial-Verlag.
- Drinck, B. (2006). Das Instrument der Diskursanalyse als Methode in der Geschlechterforschung. In I. Siggelkow (Hrsg.), *Werte und Weltbilder* (S. 1–15). Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Eder, F. X. (2002). *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. Verlag C. H. Beck.
- Eßer, F. (2018). Wozu Geschichte – und wie? Zur Einführung in die Einführung. In F. Eßer (Hrsg.), *Geschichte der Sozialen Arbeit* (S. 7–14). Schneider Verlag Hohengehren.
- Foucault, M. (1978). *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Merve Verlag.
- Hausen, K. (1976). Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In W. Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* (S. 363–393). Ernst Klett Verlag.
- Herzog, D. (2005). *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts*. Siedler Verlag.
- Horn, K.-P. (2015). Disziplingeschichte als Disziplinarkritik – Wolfgang Brezinkas Geschichte der „Pädagogik in Österreich“. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE)*, 18, 413–425. <https://doi.org/10.1007/s11618-015-0637-3>.
- Hüther, J. & Podehl, B. (2005). Geschichte der Medienpädagogik. In J. Hüther & B. Schorb (Hrsg.), *Grundbegriffe Medienpädagogik* (4. vollst. überarb. Aufl., S. 116–127). kopaed.

- Jäger, M. (2010). Diskursanalyse: Ein Verfahren zur kritischen Rekonstruktion von Machtbeziehungen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (3. Aufl., S. 378–383). Springer Fachmedien.
- Jäger, S. (1997). *Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen*. Vortrag auf der Tagung „Das große Wuchern des Diskurses.“ Der Diskurs als unberechenbares Ereignis“ der Universität GH Paderborn (Fachbereich Sozialwissenschaften. Leitung: Hannelore Bublitz). Verfügbar unter <https://www.diss-duisburg.de/1997/08/bemerkungen-zur-durchfuhrung-von-diskursanalysen/> [17.01.2025].
- Keller, R. (2003). Der Müll der Gesellschaft. Eine wissenssoziologische Diskursanalyse. In R. Keller, A. Hirsland, W. Schneider & W. Viehöver (Hrsg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse (Bd. II): Forschungspraxis* (S. 197–232). Leske + Budrich.
- Keller, R. (2007). Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung. *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)*, 8(2), Artikel 19.
- Keller, R. (2011a). *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen* (4. Aufl.). Springer Fachmedien.
- Keller, R. (2011b). *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms* (3. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R. (2013). Diskursanalyse. In K. Umlauf, S. Fühles-Ubach & M. Seadle (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Bibliotheks-, Benutzerforschung, Informationsanalyse* (S. 425–443). De Gruyter Saur.
- Krafft-Ebing, R. von (1886). *Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung. Eine klinisch-forensische Studie*. Verlag von Ferdinand Enke.
- Laireiter, M. & Weyrich, J. (1965). *Im Dienste der Jugend. Erziehung und Schule im Bundesland Salzburg von 1945 bis 1963*. Salzburg.
- Langer, M. (1986). *Katholische Sexualpädagogik im 20. Jahrhundert. Zur Geschichte eines religionspädagogischen Problems*. Kösel-Verlag.
- Luger, K. (1991). Scheuerstellen der Kultur. Aufwachsen zwischen Bewahrpädagogik und Unterhaltungsindustrie. In H.-P. Meier-Dallach & I. Mörth (Hrsg.), *Kultur – Weltbild – Alltagsleben. Ausschnitte aus dem Leben der Bevölkerung in der Schweiz und in Österreich* (S. 107–121). Universitätsverlag Rudolf Trauner.
- Penetsdorfer, A.-M. (2023). *Von ‚der großen Frau‘ oder ‚der großen Buhlerin?! Eine historisch-rekonstruktive Diskursanalyse zur Konstruktion resp. Reproduktion weiblicher* Geschlechternormative in der Schrift ‚Geschlechtsgeheimnis und Erziehung. Psychologie und Anthropologie der Geschlechter als Grundlage einer modernen Sexualpädagogik‘ (1958/1964) des Salzburger (Religions-)Pädagogen Leopold Prohaska*. Unveröffentlichte Masterarbeit, Paris Lodron Universität Salzburg.
- Prohaska, L. (o. J.). [Broschüre] *Institut für Vergleichende Erziehungswissenschaft*. Institut für Vergleichende Erziehungswissenschaft (18/7), Diözesanarchiv Salzburg (AT-AES 4.16), Österreich.
- Prohaska, L. (1.10.1959). *Korrespondenz Leopold Prohaska an den Katholischen Universitätsverein, z. Hd. Erzbischof Rohrer*. Institut für Vergleichende Erziehungswissenschaft (18/7), Diözesanarchiv Salzburg (AT-AES 4.16), Österreich.
- Prohaska, L. (1964). *Geschlechtsgeheimnis und Erziehung. Psychologie und Anthropologie der Geschlechter als Grundlage einer modernen Sexualpädagogik* (2. unv. Aufl.). Herder & Co.

- Prohaska, L. (o. J.). *Werkblatt III – Prophylaktische Sexualpädagogik*. Institut für Vergleichende Erziehungswissenschaft (18/7), Diözesanarchiv Salzburg (AT-AES 4.16), Österreich.
- Ransiek, A., Rosenthal, G. & Völter, B. (2015). Diskursanalysen. In G. Rosenthal (Hrsg.), *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (5. Aufl., S. 247–258). Beltz Juventa.
- Rosenthal, G. (2015). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (5. Aufl.). Beltz Juventa.
- Roussel, P. (1775). *Système physique et moral de la femme, ou Tableau philosophique de la Constitution, de l'Etat organique, du Tempérament, des Moeurs & des Fonctions propres au Sexe*. Vincent.
- Sager, C. (2015). *Das aufgeklärte Kind. Zur Geschichte der bundesrepublikanischen Sexualaufklärung (1950–2010)*. transcript Verlag.
- Sager, C. (2022). Sexualität und Pädagogik – Spannungsverhältnisse zwischen (Ent-)Tabuisierung, De-thematisierung und Professionalisierung? *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik*, 98(3), 321–336.
- Schneider, F. (1958/1964). Einführung (vom 31. VIII. 1958). In L. Prohaska (Hrsg.), *Geschlechtsgeheimnis und Erziehung. Psychologie und Anthropologie der Geschlechter als Grundlage einer modernen Sexualpädagogik* (2. unv. Aufl., S. XI–XII). Herder & Co.
- Universität Salzburg (o. J.). *Vorlesungsverzeichnis, Personalstand – Wintersemester 1953/54 bis Wintersemester 1979/80*. Universitätsarchiv Salzburg (UAS), Österreich.
- Villa, P.-I. (2011). *Sexy bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper* (4. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wawerzonnek, M. (1984). *Implizite Sexualpädagogik in der Sexualwissenschaft 1886 bis 1939*. Pahl-Rugenstein Verlag.

Natalie Grimm, Kai Marquardsen,
Andreas David Schmidt

Prekäre soziale Lagen als Gegenstand der Sozialen Arbeit

Precarious social situations as a subject of Social Work

Zusammenfassung: In diesem Beitrag gehen wir der Frage nach, welche Relevanz die Zeitdiagnose der Prekarisierung für die Soziale Arbeit in theoretischer wie in praktischer Hinsicht hat. Hierfür bringen wir Befunde soziologischer Forschung mit Theorien aus der Sozialen Arbeit zusammen. Unser Fokus auf prekäre Alltagsführung liegt neben den Arbeitsverhältnissen insbesondere auf den Lebenszusammenhängen der Akteur:innen. Mit qualitativem Interviewmaterial zeigen wir, wie prekäre soziale Lagen die Handlungsfähigkeit von Individuen, Haushalten und Familien begrenzen und wie diese Anforderungen bewältigt werden. Mit dem Begriff des Eigensinns stellen wir heraus, dass Menschen prekäre Lagen nicht passiv erleiden, sondern danach streben, innerhalb ihrer subjektiven Alltagskonstruktion handlungsfähig zu bleiben. Schließlich schlagen wir eine interdisziplinäre Perspektive vor, aus der sich sowohl Handlungsaufforderungen für die Soziale Arbeit als auch Impulse für die soziologische Prekaritätsdebatte gewinnen lassen.

Schlüsselwörter: Alltagsführung, Prekarität, Eigensinn, Haushalt, Handlungsfähigkeit

Abstract: In this article we investigate the relevance of the contemporary diagnosis of precarisation in Social Work from both a theoretical and a practical point of view. For this purpose, we combine findings from sociological research with theories of Social Work. In addition to employment relationships, our focus on the precariousness of everyday life also takes

people's whole life contexts into account. Using qualitative interview material, we show that precarious situations are often associated with limitations in people's ability to act. With the concept of obstinacy, we emphasise that people do not necessarily suffer situations of precarious work and life passively, but also strive to retain their capability of acting within their construct of everyday life. Finally, we propose an interdisciplinary perspective, from which calls for action for social work, as well as new impulses for the sociological debate on precariousness can be gained.

Keywords: everyday life, precarity, obstinacy, household, agency

1. Einleitung

Der Begriff „Prekarität“ steht in der soziologischen Debatte für weit verbreitete Unsicherheiten, die ihren Ursprung in den Veränderungen der Arbeitswelt haben. Nach einer Studie des WZB ist etwa ein Achtel der Erwerbstätigen in Deutschland kontinuierlich mit prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen konfrontiert (vgl. Stuth et al., 2018). Prekäre soziale Lagen von Individuen und Haushalten werden aber nicht nur durch die Arbeitssphäre hervorgerufen bzw. beeinflusst, sondern ebenso durch den Lebenszusammenhang (Krankheiten, Sorgeverpflichtungen, Schulden, Wohnsituation etc.) und institutionelle bzw. strukturelle Voraussetzungen (Mota-kef, 2015). Dabei spielen v. a. die Ausgestaltung der öffentlichen Daseinsvorsorge, das System der wohlfahrtsstaatlichen Absicherung und auch öffentliche Infrastrukturen vor Ort eine besondere Rolle, wie etwa mit Blick auf die Wohnraumversorgung deutlich wird (Betz, 2022). Wir haben es in Bezug auf Prekarität somit mit einem kumulativen Phänomen zu tun, bei dem häufig mehr als ein Bedingungsfaktor für die Ausprägung sozialer Lagen verantwortlich ist. Doch wie lässt sich das komplexe Phänomen der Prekarität analytisch einordnen? Und welche Relevanz hat die soziologische Zeitdiagnose der Prekarität für die Soziale Arbeit?

Um diesen Fragen nachzugehen, werden wir zunächst einen Blick auf die soziologische Prekaritätsdebatte richten. Vor diesem Hintergrund präsentieren wir eigene empirische Befunde zur Lebensführung in prekären Haushaltslagen. Den Haushalt verstehen wir als Konstrukt aus jeweils spezifischen Sets von Bewältigungspraktiken. Diese Perspektive ermöglicht es, Menschen in ihrer (Nicht-)Eingebundenheit in solche Arrangements in den Blick zu rücken. So können im Haushaltskontext Bewältigungsressourcen bereitgestellt, Möglichkeitsräume zur Verwirklichung eigener Lebensführungsperspektiven geschaffen oder verengt werden. Damit gerät in den

Blick, welche Faktoren die Bewältigung prekärer sozialer Lagen ermöglichen, erschweren oder gar unmöglich machen.

Durch den Fokus auf die spezifischen Logiken und Arrangements prekärer Alltagsführung wird die Frage nach der Bewältigung der Lagen zwar komplexer, zugleich bieten sich so aber wertvolle Einsichten: im Dickicht der strukturellen Beschneidung von Handlungsspielräumen lassen sich ebenso Formen des Eigensinns erkennen, die als Hebel gegen prekarierte Verhältnisse in Anschlag gebracht werden. Zur Analyse des empirischen Materials greifen wir auf verschiedene Theorieangebote aus der Sozialen Arbeit zurück, um zu einem präziseren Verständnis der Bewältigung prekärer Alltagsführung zu gelangen.

2. Diagnose: Prekarität als kumulatives Phänomen

Prekarität¹ in Erwerbsarbeitsgesellschaften zeigt sich zunächst in der Differenzierung von Erwerbspositionen und sozialen Lagen, die *nicht* der Logik des erwerbsgesellschaftlichen „Drinnein“ – im Sinne der Teilhabe an einem existenzsichernden und dauerhaften „Normalarbeitsverhältnis“ (vgl. Mückenberger, 1985), stabilen Sozialbeziehungen, Partizipationschancen und Möglichkeiten der Weiterentwicklung in der Arbeit – und „Draußen“ – verstanden als erwerbsgesellschaftlicher Ausschluss mit verfestigter Armut – entsprechen (vgl. Goebel & Kottwitz, 2017, S. 490). Es geht bei der Beschreibung von Prekarität also *nicht* um Exklusion (Kronauer, 2002), sondern um eine gesellschaftliche Zwischenzone (vgl. Grimm et al., 2013), um soziale Verwundbarkeit (vgl. Castel, 2000) und prekären Wohlstand (vgl. Hübinger, 1996). Diese prekäre Zwischenzone der Gesellschaft hat dabei drei Seiten: eine marktbezogene, eine sozialstaatliche sowie eine lebens- und alltagsweltliche:

Auf der *Marktseite* sind neue, flexibilisierte Formen der Arbeitskraftnutzung in den Betrieben als wesentlicher Bestandteil eines flexiblen Modells der Produktion von Gütern und Dienstleistungen entstanden. Diese Flexibilisierung bringt neue Formen von Erwerbsarbeit hervor, häufig „atypische“ Beschäftigung (vgl. Keller & Seifert, 2013). Das Statistische Bundesamt zählt hierzu befristet Beschäftigte, Teilzeitbeschäftigte (unter 20 Wo-

1 Wir beziehen uns dabei im Folgenden v. a. auf die Situation und die Debatte in Deutschland. Wichtige Autor:innen der Prekaritätsdebatte sind neben Bourdieu (1998) und Castel (2000) u. a. Brinkmann et al. (2006), Castel & Dörre (2009), Dörre et al. (2013), Motakef (2015) und Vogel (2008).

chenstunden), geringfügig Beschäftigte und Zeitarbeitnehmer:innen. Im Jahr 2023 arbeiteten rund 20 Prozent aller abhängig Beschäftigten in solchen atypischen Beschäftigungsformen (vgl. Statistisches Bundesamt, 2024). Hinzu kommen – trotz der Einführung des Mindestlohns im Jahr 2015 – Beschäftigungen im Niedriglohnbereich sowie erhebliche Teile der Solo-Selbstständigen. Seit Anfang der 1990er-Jahre sind der Anteil der nicht-standardisierten atypischen Beschäftigungsformen und im Zuge weiterer Ausdifferenzierungen damit auch unsichere biografische Muster der Erwerbsbeteiligung stark angestiegen (vgl. Bartelheimer et al., 2012). Beschäftigte müssen sich zudem zunehmend durch die Aufnahme mehrerer Minijobs oder Teilzeittätigkeiten etwas dazuverdienen (Multijobbing), um nicht in Armutslagen zu fallen (vgl. WSI-Report, 2017).

Auf *Staatsseite* fanden in den 2000er-Jahren sowohl Neujustierungen der öffentlichen Daseinsvorsorge als auch eine Re-Privatisierung von Existenzrisiken bei Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Armut statt. Statussicherungsgarantien wurden relativiert (z. B. Castel & Dörre, 2009; Dörre et al., 2013; Motakef, 2015). Anhorn konstatiert, dass mit der „neoliberalen Programmatik der Verallgemeinerung und Forcierung von Prekarisierungsprozessen und -erfahrungen“ (Anhorn, 2021, S. 3) ein neuer Modus der Vergesellschaftung hervorgebracht wurde, der mit „einer systematisch gesteigerten existenziellen Unsicherheit wie einer vermehrt an die Individuen und Familien delegierten und politisch aufgeherrschten Eigenverantwortung und Selbstsorge einhergeht“ (ebd., S. 4). In Deutschland wird seit der Einführung der sogenannten Hartz-Gesetze² Erwerbslosen nur noch ein Mindestmaß an sozialer Teilhabe gewährleistet. Diese Neuregelungen der Existenzsicherung für Erwerbslose verbinden sich mit einer arbeitsmarkt- und beschäftigungspolitisch betriebenen Umgestaltung der Erwerbsarbeit (vgl. Grimm et al., 2013). Im Geiste des Leitbildes einer aktivierenden Arbeitsmarktpolitik hoben neue rechtliche Bedingungen für den Bezug von Leistungen nach dem SGB II die „Eigenverantwortung“ von Arbeitssuchenden hervor. Durch eine Kombination von Förderangeboten und Sanktionen vonseiten der Arbeitsverwaltung sollten (positive und negative) Verhaltensanreize für Arbeitssuchende gesetzt werden (vgl. Marquardsen, 2011), wodurch wiederum der Druck zur Aufnahme prekärer Beschäfti-

2 Synonym für Zweites Buch Sozialgesetzbuch (SGB II), das 2005 in Deutschland in Kraft trat. Die damit eingeführte Grundsicherungsleistung war das sogenannte Arbeitslosengeld II (ALG II). Seit dem Jahr 2023 firmieren die Leistungen nach dem SGB II unter dem Begriff des Bürgergelds.

gungsverhältnisse erhöht wurde (vgl. Baethge-Kinsky et al., 2006; Dörre et al., 2013; Ludwig-Mayerhofer et al., 2009).

Schließlich gilt es in der Prekaritätsdebatte eine dritte Perspektive zu beachten, die wir in diesem Beitrag in besonderer Weise beleuchten möchten: die *Alltagsseite* der Einbettung prekärer Arbeitsverhältnisse und instabiler sozialer Sicherung in lebensweltliche Kontexte. Neben Markt und Staat stellen Haushalte und Familien (bzw. allgemeiner: private, informelle Solidaritäts- und Austauschzusammenhänge) eine wesentliche Komponente in der Produktion und Verteilung von Ressourcen dar (vgl. Ludwig-Mayerhofer, 2006, S. 467). Dabei können die Potenziale und Arrangements von Haushalten, die von prekärer Erwerbstätigkeit abhängen, ebenso wie die mit ihnen verbundenen sozialen Netzwerke sowohl stützend wie belastend wirken (vgl. Marquardsen, 2012).

Prekär zu leben, bedeutet also nicht nur mit Arbeitsplatz- oder Einkommensunsicherheit zu leben (vgl. Grimm et al., 2023). Dementsprechend wurde in der Prekaritätsdebatte zunehmend darauf verwiesen, dass auch die Lebenszusammenhänge der Beschäftigten in den Blick zu nehmen seien. Darüber geraten die Orte der Reproduktion von Arbeitskraft in den Fokus der Forschung, wie soziale Nahbeziehungen, Familien und Haushalte (vgl. Jürgens, 2011; Bartelheimer, 2011; Grimm, 2016; Grimm & Vogel, 2019). Sichtbar wird damit, dass prekäre soziale Lagen ihren Ursprung nicht ausschließlich im Erwerbskontext finden, sondern auch unabhängig von oder parallel zu Beschäftigungsverhältnissen entstehen (vgl. Jürgens, 2011, S. 379; Stuth et al., 2018, S. 4; Dörre, 2018, S. 99; Birke & Neuhauser, 2023, S. 22). In vielfältiger Hinsicht ergeben sich hier neue Unsicherheiten, die in der Summe zu einem prekären Leben führen. Eine besondere Rolle spielt dabei das Credo der Eigenverantwortlichkeit, mit dem den Menschen die Fähigkeit abverlangt wird, „Sicherheit individuell herzustellen und Unbestimmtheit aushalten zu lernen“ (Jürgens, 2011, S. 382). Dies ist mit der Gefahr verbunden, dass die Lebensführung nur noch auf äußere Anforderungen mit dem Ziel der Existenzsicherung reagiert, was Menschen „Gestaltungsoptionen und die Erfahrung von Selbstwirksamkeit [raubt]. [...] Prekarisierung bedeutet daher, dass stabilisierende Eckpfeiler der Lebensführung ins Wanken geraten“ (Jürgens, 2011, S. 382).

Zumeist besteht in prekären Lebensverhältnissen eine Mehrdimensionalität von Verunsicherungen (vgl. Kraemer, 2008): Gesundheitliche Einschränkungen und Diagnosen physischer oder psychischer Erkrankungen (vgl. Vosko, 2006; Cranford & Vosko, 2006; Kraemer, 2008, S. 111) können ebenso zu Auslösern prekärer Lebenslagen werden wie individuelle Schicksalsschläge, eine Trennung oder der plötzliche Tod enger Angehöriger (vgl.

Klenner et al., 2011, S. 417; Wimbauer & Motakef, 2020, S. 343; Kraemer, 2008, S. 111). Psychische Erkrankungen wie z. B. Burnout gelten neben anderen Faktoren als Folge- bzw. Begleiterscheinungen prekärer sozialer Lagen, die ihren Ursprung in von Flexibilisierung betroffenen Arbeitsformen und prekären Beschäftigungsverhältnissen³ haben (vgl. Jürgens, 2011, S. 383 f.).

Prekarisierung lässt sich als „mangelnde Passfähigkeit verschiedener Elemente des Lebenszusammenhangs“ (Klenner et al., 2011, S. 417) verstehen. Gerade im Kontext familiärer Lebensführung müssen die Arrangements von Erwerbsarbeitszeiten sowie der Zeit für Haus- und Sorgearbeit, wie z. B. die Übernahme der Betreuung von Kindern und pflegebedürftiger Angehöriger, feingliedrig ausgehandelt werden (vgl. ebd., S. 418). Nicht zuletzt durch veränderte Arbeitszeitmodelle, Mehrfachbeschäftigungen und den verstärkten Eintritt von Frauen in den Arbeitsmarkt ist v. a. der Bereich der Haus- und Sorgearbeit zum Gegenstand von Prekarisierungsprozessen geworden (Aulenbacher & Dammayr, 2014).

In der Prekarisierungsforschung wird deshalb verstärkt eingefordert, neben der Erwerbsbiografie auch den „Haushaltskontext in die Betrachtung einzubeziehen, wenn Aussagen über prekäre *Lebenslagen* gemacht werden sollen“ (Kraemer, 2009, S. 245, H. i. O.). Haushalte in den Blick zu nehmen eröffnet v. a. die Chance, dass „Prekarität nicht als individuelles Problem, sondern als kollektive Herausforderung betrachtet und die Tatsache unsicherer Erwerbsbeteiligung in den analytischen Kontext der Lebensführung und der sozialen Lage von Haushalten gestellt“ (Grimm & Vogel, 2019, S. 3) wird. Dabei kann es sehr unterschiedliche Bewältigungsstrategien in Bezug auf prekäre Arbeits- und Lebenszusammenhänge geben, die mit spezifischen Lebensführungsmustern der Haushalte verknüpft sind.

3. Empirie: Alltagsführung in prekären Haushalten

Wir möchten nun die Besonderheiten und Schwierigkeiten der Alltagsführung in prekären Erwerbs- und Haushaltslagen mit ausgewähltem Inter-

3 Über die Hälfte der Beschäftigten in von Frauen dominierten Berufsgruppen leidet unter psychischen Belastungen durch Zeitdruck, in Pflegeberufen sogar fast 75 Prozent der Beschäftigten. Auch hohe körperliche Belastungen werden bei Letzteren immer noch von 70 Prozent genannt (vgl. DGB-Index Gute Arbeit, 2020, S. 6).

viewmaterial aus einer qualitativen Studie⁴ herausstellen. Empirische Grundlage des Forschungsprojekts sind 36 biografisch-narrative Gemeinschaftsinterviews⁵ zur Lebensführung und sozialen Lage von Haushalten, die auf unsichere oder nicht existenzsichernde Erwerbsformen angewiesen sind. Bei der Zusammenstellung des Samples wurde auf eine Heterogenität der zu untersuchenden Haushaltskonstellationen sowie auf die Repräsentanz unterschiedlicher beruflich-sozialer Statusgruppen geachtet. Themen der Interviews waren neben den Biografien v. a. die alltagsweltlichen Erfahrungen der Haushalte sowie deren ökonomische und räumlich-soziale Umweltbedingungen. Neben dem zentralen Forschungsinteresse an den Bewältigungsstrategien (vgl. Wallace, 2002), die Haushalte in Reaktion auf Prekarisierungsprozesse zeigen, wurden auch Fragen nach Interdependenzen individueller und kollektiver bzw. haushaltsbezogener Handlungsmuster im Zuge der Bewältigungsarbeit an das Material gestellt. Hauptelemente der Auswertungsmethodik waren detaillierte biografische Fallrekonstruktionen (vgl. Rosenthal, 2015) sowie sequenzanalytische Verfahren, durch die, orientiert am Vorgehen der Dokumentarischen Methode (Bohnsack, 2021), subjektive wie kollektive Handlungsmuster rekonstruiert werden konnten.

3.1 Haushaltskonstellationen: Familie Blume und Familie Hüter

Prekarität lässt sich in den hier exemplarisch herangezogenen Fallbeispielen als kumulatives Phänomen beschreiben. Die Familien leben in ländlichen

-
- 4 Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Projekt „Die Bewältigung prekärer Arbeitsbedingungen im Haushaltskontext: Lebensführungsmuster, soziale Lagen, biographische Verläufe“ wurde von Dr. Natalie Grimm, Prof. Dr. Berthold Vogel, Ina Kaufhold und Andreas David Schmidt am Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) an der Georg-August-Universität im Zeitraum der Jahre 2017–2021 durchgeführt.
 - 5 Neun Ein-Personen-Haushalte, vier Ein-Personen-Haushalte in Wohngemeinschaften, fünf alleinerziehende Frauen mit ihren Kindern, neun Paare ohne Kinder und neun Paare mit Kindern – inklusive Mehrgenerationenhaushalte. In die Interviews wurden möglichst alle relevanten Personen (ab einem Alter von 10 Jahren) im Haushalt einbezogen sowie nach Möglichkeit auch Personen, die den Haushalt von außen „mitbewirtschaften“ (materiell wie personell) – z. B. Eltern, erwachsene Kinder und Geschwister sowie langjährige Freund:innen. Die Haushalte und deren potenziell vorhandene Unterstützungspersonen und -netzwerke bilden damit jeweils eine Untersuchungseinheit.

Regionen mit schlechter Infrastruktur, haben Schulden und der formale Ausbildungsgrad aller Familienmitglieder ist niedrig. Die Erwachsenen in den Haushalten arbeiten als Reinigungskräfte, Fernfahrer oder Altenpflegerinnen. Mehrfachbeschäftigungen, Arbeiten im Schichtdienst – und damit hohe Anforderungen an zeitliche Flexibilität und Mobilität – spielen eine große Rolle in ihrer Lebensführung. Zusätzlich bestehen in diesen Haushalten aufgrund mehrerer Kinder im Kindergarten- oder Grundschulalter hohe Anforderungen an Sorgearbeit, wobei gleichzeitig brüchige und konfliktreiche Beziehungs- und Wohnverhältnisse die Lagen der Familien prägen.

Die Besonderheit bei *Familie Blume* ist, dass die Haushaltsmitglieder über zwei Wohnorte hinweg gemeinsam haushalten. Die Bewältigung der komplexen, überwiegend von Frauen getragenen Erwerbs- und Sorgearbeitsarrangements erfordert ein hohes Maß an Koordination. Um die nötigen finanziellen Mittel zur Bewältigung der Haushaltslage aufzubringen, befinden sich fast alle erwerbstätigen Haushaltsmitglieder gleichzeitig in mehreren Erwerbsarbeitsverhältnissen. Großmutter Gisela, Mutter Simone und deren älteste Tochter Lisanne arbeiten gemeinsam in derselben Gebäudereinigungsfirma. Simone ist dort als Objektleitung tätig. Zudem tragen neben Aufstockungen durch staatliche Leistungen bei Gisela und Lisanne auch Tätigkeiten über informelle Arbeitsmärkte zum monatlichen Einkommen bei. Simone befindet sich aktuell in einem Privatinsolvenzverfahren und lebt mit drei ihrer vier Kinder und ihrem aktuellen Partner in einer Wohnung zur Miete in einer Kleinstadt in Niedersachsen. Gisela lebt zusammen mit Lisanne im Haus ihrer Eltern zur Miete in einem Dorf 15 Kilometer entfernt und ist zudem mit der Pflege ihrer Eltern betraut. Die Aufwandsentschädigung dafür fließt größtenteils in die von ihren Eltern eingeforderte Miete. Lisanne hat die Schule ohne Abschluss beendet, sie erhält seither ambulante Hilfe. Die drei jüngeren Kinder besuchen den Kindergarten bzw. eine Haupt- sowie eine Förderschule.

Familie Hüter (bestehend aus Sabine und Martin und ihren vier Kindern) lebt in einem Haus zur Miete in einem Dorf in Thüringen, ca. zehn Kilometer von der nächsten Kleinstadt entfernt. Das stark renovierungsbedürftige Haus wird von ihnen in Eigenleistung und auf eigene Kosten erneuert. Da sowohl Zeit als auch finanzielle Mittel insgesamt begrenzt verfügbar sind, erfolgen die Arbeiten im und am Haus nur von Zeit zu Zeit. Die Familie hat keine Ersparnisse und ist mit 50.000 Euro verschuldet. Die älteste Tochter der Familie bezieht ALG II und wohnt mit ihrer Tochter in einer eigenen Wohnung in der Kleinstadt. Martin ist Fernfahrer, Sabine arbeitet als Altenpflegerin, Sohn Mario ist Dachdecker. Die drei anderen

Kinder besuchen Haupt- bzw. Förderschulen. Die prekäre Situation des Haushalts resultiert nicht aus der Konstellation und den Formen der aktuellen Beschäftigungen der Haushaltsmitglieder, sondern aus Brüchen in den Erwerbsbiografien, der damit einhergehenden Verschuldung und der Wohnbiografie.

Martin: Dann ging das bergrunter, [...] wo die Große geboren wurde, ging das schon gar nicht mehr mit, äh, Miete bezahlen und so weiter. Da kam, da kam eins nach dem anderen. [...] Finanzamt, Krankenkassen, äh, Miete und, und, und, das kam alles schlagartig mit einem Mal. Und, das ist ein Rattenschwanz, den holt man so schnell nicht wieder auf. Auch bis heute nicht geschafft. 20 Jahre später noch nicht. (Familie Hüter, 1082–1089)⁶

3.2 Kollektive Bewältigungspraxis

Für die beiden Familien stellt *Mobilität* täglich eine große Herausforderung dar. Im Fall von Familie Blume ist der private PKW von Gisela für die Bewältigung der Erwerbstätigkeiten aller im Haushalt unverzichtbar, denn die Frauen müssen für ihre Reinigungsarbeiten von einem zum nächsten Objekt gelangen. Deshalb übernachteten Gisela und Lianne an manchen Tagen auf der Couch in Simones Wohnung, um sich am nächsten Tag kostenintensive Kilometer zu sparen. Die damit einhergehende Einschränkung der Privatsphäre muss von allen Beteiligten in Kauf genommen werden, obschon es „ganz schön anstrengend“ sei, wie Gisela moniert: „Also wo ich dann manchmal auch streike und sage: Es geht nicht mehr. Bis hierhin und nicht weiter, ne? Weil ich brauche auch mal Zeit für mich. Weil sonst habe ich die ja gar nicht, ne? Und dann kommt meine Tochter manchmal: ‚Ja, ich muss morgen dahin, nach [Ort 27 km von Wohnort 1], kannst du mich fahren?‘“ (Familie Blume, 4080–4084).

Nicht nur Lohnarbeit, sondern auch *Sorgearbeit*, v. a. Kinderbetreuung, wird kollektiv bewältigt. Neben den Erwachsenen der Eltern- bzw. Großelterngeneration sind es die älteren Kinder, die sich um ihre jüngeren Geschwister kümmern müssen, damit ihre Eltern den Anforderungen ihrer Arbeitsstellen genügen können. Dies wird als Selbstverständlichkeit gese-

6 Hier sowie bei allen weiteren in diesem Beitrag präsentierten Interviewpassagen handelt es sich um anonymisierte und pseudonymisierte Auszüge aus dem empirischen Material, die zu illustrativen Zwecken teilweise geglättet wurden. Als Quellennachweis werden dabei jeweils der Fall sowie die Zeilennummern angegeben.

hen: „Geht ja nicht anders“ (Familie Blume, 901). Gisela Blume gibt an, schon immer selbstverständlich in den Familienalltag eingebunden gewesen zu sein:

Gisela: Auch wo die anderen alle klein waren, wo Lisanne noch klein war, mit großgezogen. Zurzeit wohnt sie bei mir, weil sie noch keine Wohnung hat. [...] Weil hier geht es nicht, da kommen die beiden nicht miteinander aus. Also bleibt nur die Oma wieder über. (Familie Blume, 906–913)

Um die Haushaltslagen finanzieren zu können, gehen manche Erwachsenen mehreren Erwerbstätigkeiten gleichzeitig nach. Die Praktik des *Multijobbing*s bringt zwar mehr Geld ins Haus, die Arbeitszeiten weiten sich jedoch zum Nachteil von Haus- und Sorgearbeit aus. Im Krankheitsfall von Kolleg:innen wird oft eingesprungen und Gisela und Simone leisten parallel zu ihren Reinigungsjobs (unangemeldete) Betreuungstätigkeiten für ältere Menschen. Einerseits ermöglicht ihnen das ein höheres Einkommen, andererseits wird ihnen dadurch eine hohe Flexibilität abverlangt.

Simone: Hat immer was zu tun, das reicht trotzdem vorne und hinten nicht. Man ist trotzdem noch Aufstocker.

Gisela: Eben. Da kann man noch so viel arbeiten. (Familie Blume, 86–95)

In dieser Aussage offenbart sich das Bewusstsein und der Unmut darüber, trotz der Arbeit und der damit verbundenen eigenen Arbeitsleistung noch Aufstocker:in und somit abhängig von sozialstaatlichen Leistungen zu bleiben.

Die Bewirtschaftung beider Haushalte erfolgt mittels einer Praxis, die wir als *Multisourcing*⁷ beschreiben. Dazu gehört z. B. für Familie Hüter, dass die Eltern ihren Kindern die Mitgliedschaft im Technischen Hilfswerk nahelegen, um so eines Tages einen PKW- und LKW-Führerschein vergüns-

7 Der Begriff wird in Anlehnung an den Begriff des Multijobbing verwendet, der die Aufnahme mehrerer Erwerbstätigkeiten zur Einkommensgenerierung beschreibt. Im Unterschied dazu verweist der Begriff des Multisourcings stärker auf den Lebenszusammenhang und die durch Prekarisierung erzeugte Notwendigkeit, die eigene Lage mithilfe mehrerer Bezugsquellen gleichzeitig bestreiten zu müssen. Dabei sind neben formellen und informellen auch illegalisierte Wege Teil der prekären Alltagsführung. Zugleich ist mit dem Begriff auf die damit einhergehende Ökonomisierung der Alltagsführung verwiesen.

tigt machen zu können. Die jugendlichen Kinder werden dazu aufgefordert, über Nebenjobs, Erwerbstätigkeit oder ehrenamtliches Engagement, für das es bestimmte Vergünstigungen gibt, zum Haushaltseinkommen und zur Versorgung der Familie beizutragen. Sie verrichten Hilfstätigkeiten z. B. in einer Autowerkstatt, in Privathaushalten mit Rasenmähen oder tragen Zeitungen aus. Ähnlich wie bei Familie Blume ist auch bei Familie Hüter der Leistungsimperativ präsent und wird an die Kinder weitergegeben:

Sabine: Der GROSSE muss auch arbeiten, mein, mein Mann muss arbeiten, ICH muss arbeiten, wir kriegen das Geld auch nicht umsonst hier. Und das funktioniert nicht. Und, äh, die müssen in die Schule gehen, äh, sowas fangen wir gar nicht an hier, so rumlottern und dann hier mal denken: Och, Schule, keine Lust, keine Lust. (Familie Hüter, 728–732)

Es besteht eine starke gegenseitige Abhängigkeit zwischen den Haushaltsmitgliedern in Bezug auf existenzielle Bereiche, wie z. B. finanzielle Lage, die Wohnsituation, die Mobilität, die Kinderbetreuung bzw. die Pflege von Angehörigen. Diese Bereiche der alltäglichen Lebensführung sind allgegenwärtige Konflikte in den Haushalten, die ständig neu ausgehandelt werden. Erwartet wird, dass alle, die finanzielle, zeitliche, körperliche oder mobilitätsbezogene Ressourcen haben, diese in die Gemeinschaft einbringen. Die Mitarbeit der ältesten Tochter der Hüters bei der örtlichen Tafel ermöglicht es der Familie, auch ohne einen Berechtigungsschein Lebensmittelspenden zu erhalten. Das sei eine ganz schöne Menge, wie Sabine sagt: „Muss man ehrlich sagen, wenn unsere Tochter nicht wäre, die uns ab und zu mal was geben tut, dann, ne, das ist was jetzt gerade in dieser Situation, weil wir umbauen und so“ (Familie Hüter, 3876–3878). Deutlich wird hier eine gegenwarts- und gelegenheitsorientierte Lebensführung – auch in Bezug auf Erwerbsarbeit.

Wir sehen, dass sich auf der Haushaltsebene eine kollektive Bewältigungspraxis etabliert, mit dem Ziel, Handlungsfähigkeit in prekarierten Lebenslagen herzustellen bzw. zu erhalten. Diese Strategien mögen vom Außenstandpunkt betrachtet riskant oder sogar irrational erscheinen, stellen aber für die Befragten eine situative Lösung für die Alltagsbewältigung dar.

3.3 Subjektive Handlungsorientierungen: Festhalten oder Loslassen?

Neben diesen kollektiven Bewältigungsstrategien auf Haushaltsebene lassen sich auch auf der individuellen Ebene eigensinnige Handlungsorientierungen der einzelnen Haushaltsmitglieder beobachten, die die Perspektive einer ‚anderen‘ Zukunft bereithalten. Sie können parallel oder aber quer zur kollektiven Bewältigungspraxis auf Haushaltsebene liegen. Der Versuch einzelner Mitglieder, sich aus dem etablierten kollektiven Arrangement aus Sorge- und Erwerbsarbeit herauszulösen, offenbart sich als Changieren zwischen *Festhalten* oder *Loslassen*. So stehen dem Wunsch der Selbstständigkeit der Kinder teilweise die Erwartungen der Eltern entgegen, im Haushalt zu verbleiben, um die prekäre Lebenslage weiterhin kollektiv zu bewältigen. Bei Familie Hüter wird deutlich, dass das Einkommen und die handwerklichen Fähigkeiten des ältesten Sohnes gebraucht werden, um sich die Renovierung des Hauses leisten zu können.

Sabine: Der Große, Mario, der ist, äh, hat schon ausgelernt seit letztem Jahr, ist Dachdecker. Und wenn wir den auch nicht hätten manchmal, muss man ehrlich sagen, der verdient mehr wie wir zwei, (lacht) sagen wir mal so, ne? (Familie Hüter, 229–231)

Dass Mario schon ausgelernt hat, aber noch nicht ausgezogen sei, schafft für die Hüters eine große Sicherheit. Zugleich erschweren es ihm diese Erwartungen, den Haushalt zu verlassen. Die Aussage verdeutlicht, dass Sabine die Fragilität des Arrangements bewusst ist, und es wird versucht, Mario mit Angeboten wie „ne, Mario, baust dir die Scheune aus, ne?“ (Familie Hüter, 4619) im Haushalt zu halten. Bei Familie Blume ist Tochter Lisanne bereits im Begriff, die Familie zu verlassen. Sie strebt eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau in einem Drogeriemarkt an und möchte eine eigene Wohnung beziehen.

Lisanne: Ich habe ja dann, ich habe ja dann zum Glück schon meine Wohnung und bin hier dann noch kaum. Das habe ich auch schon gesagt. Weil für mich wird es [...] auch zu viel mit so vielen kleinen Kindern. [...] Ich kann mit so was nicht umgehen. [...] Aber ich hatte auch keine Lust mehr auf dieses Bevormunden. Und dann nerven die die ganze Zeit. Und mit so was komme ich nicht klar einfach. (Familie Blume, 2957–2968)

Lisanne sieht den Beginn einer Ausbildung und den angestrebten eigenen Führerschein als Ausweg aus der aktuellen Haushaltskonstellation. Sie ist einerseits in das Haushaltsarrangement eingebunden und profitiert davon, da sie hierüber kostengünstig wohnen kann und ein Einkommen im Reinigungsjob im Team ihrer Mutter hat. Andererseits nimmt sie das Arrangement für sich als Belastung wahr und distanziert sich deshalb.

4. Analyse: Theoretische Zugänge zu Prekarität aus der Sozialen Arbeit

Wie lassen sich nun die zuvor aufgespannten Forschungsbefunde analytisch verorten, um darüber zu einem vertieften Verständnis von Prekarität im Haushaltskontext zu gelangen? Als Analysefolien möchten wir auf verschiedene Theorieangebote aus der Sozialen Arbeit zurückgreifen und aufzeigen, inwiefern diese Chancen einer Perspektivenerweiterung gegenüber der soziologischen Debatte über Prekarität eröffnen. So lässt sich vor dem Hintergrund der bisherigen Befunde erkennen, dass der prekäre Erwerbsstatus im Zusammenhang mit einer prekären Alltagsführung steht, die Menschen in ihrer Handlungsfähigkeit einschränkt und sie vor spezifische Herausforderungen der Bewältigung ihres Alltags stellt.

Die Suche nach Handlungsfähigkeit steht im Mittelpunkt des Lebensbewältigungsansatzes von Lothar Böhnisch. Unter *Lebensbewältigung* versteht Böhnisch das Streben nach psychosozialer Handlungsfähigkeit in kritischen Lebenskonstellationen (vgl. Böhnisch, 2023, S. 18). Eine Situation wird als kritisch wahrgenommen, wenn die verfügbaren personalen und sozialen Ressourcen für die Bewältigung nicht ausreichen. So nehmen Menschen sich als handlungsfähig wahr, wenn sie soziale Anerkennung, Selbstwirksamkeit und Selbstwert erfahren. Gerät dieses psychosoziale Gleichgewicht durcheinander, wird die eigene Handlungsfähigkeit dagegen als bedroht wahrgenommen (ebd.). Aus der Wahrnehmung der Hilflosigkeit des Selbst resultiert hierbei ein unbedingtes Streben nach der Herstellung von Handlungsfähigkeit (ebd., S. 9). Neben dieser psychodynamischen Sphäre der Lebensbewältigung benennt Böhnisch die soziodynamisch-interaktive Sphäre der Bewältigungskulturen, in denen Selbstwert und Anerkennung, aber auch Hilflosigkeit erzeugt werden können. Das betrifft z. B. soziale Kontexte wie Familie, Peer Groups oder Schule (ebd., S. 58 f.). Schließlich berücksichtigt der Ansatz über den Begriff der Lebenslage die gesellschaftliche Sphäre der Lebensbewältigung. Dabei geht Böhnisch auf Bewältigungszwänge ein, die sich aus den Anforderungen der heutigen Arbeitswelt erge-

ben, und benennt hier ausdrücklich die Erfahrung des Scheiterns, die Menschen in prekären Arbeitsverhältnissen machen (ebd., S. 79). Vor dem Hintergrund unserer eigenen empirischen Befunde lässt sich aufzeigen, dass prekäre Erwerbs- und Lebenslagen vielfältige Spannungen bei der Bewältigung des Alltags hervorbringen, indem Menschen die Wahrnehmung haben, ihre eigenen Lebensumstände nicht kontrollieren zu können, und dass ihnen Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und die Möglichkeit einer selbstbestimmten Lebensführung vorenthalten bleiben.

Aus dieser Perspektive erscheint das Handeln der Haushalte in unseren empirischen Fallbeispielen als Versuch, die eigene Handlungsfähigkeit unter den Bedingungen stark begrenzter Handlungsmöglichkeiten zu behaupten. Von außen betrachtet wirken dabei die Strategien, die von den Befragten verfolgt werden, riskant. Auf der kollektiven *Ebene des Haushalts* betrachtet, erscheinen sie aber vor dem Hintergrund struktureller Begrenzungen des Handelns und des kumulierten intergenerationalen Bewältigungshandelns als logisch – und mehr noch: als alternativlos. Sie ermöglichen es, unter Lebensumständen, die sich der Kontrolle der Beteiligten weitgehend entziehen, dennoch die Illusion der Kontrollierbarkeit der Situation aufrechtzuerhalten. Allerdings bleiben diese Strategien des „muddling through“ (Lindblom, 1959) fragil. Auf der *individuellen Ebene* zeigen sich Strategien der Suche nach Handlungsfähigkeit, die nicht nur die Routinen des kollektiven Bewältigungshandelns auf Haushaltsebene infrage stellen. Vielmehr birgt der Wunsch nach Unabhängigkeit auch Risiken für das Individuum, weil es damit in seiner Alltagsbewältigung auf sich allein gestellt wäre. Dies macht deutlich, dass prekäre Erwerbs- und Lebenslagen zu Aushandlungsprozessen und Konflikten im Haushaltskontext um die Bewältigung der prekären Lebenslage sowie zu personalen Abhängigkeiten führen können, die der Erwartung und dem Bedürfnis nach einer eigenverantwortlichen Lebensführung entgegenstehen.

Die Überlegungen verdeutlichen, dass die Bewältigung prekärer Lagen in einem Raum gemeinsamer Alltagsführung mit anderen Menschen stattfindet. Mit den Begriffen des Alltags und der Alltäglichkeit ist die Theorie der *Lebensweltorientierung* (vgl. Thiersch, 2014; 2020) geeignet, den Blick auf Erfahrungen und die Bewältigung einer fragilen Alltagsführung im Kontext von prekären Lagen zu lenken. Alltag wird dabei verstanden als die Ordnung der praktisch-sinnlich erfahrenen Welt. Alltäglichkeit ist die „Welt der Selbstverständlichkeit“ (Thiersch, 2020, S. 53), die „Welt, die den Menschen in der Unmittelbarkeit der Erfahrung zugänglich ist“ (ebd.), und sie stellt vertraute Rezepte für das Handeln bereit. Thiersch (2020, S. 59 ff.) unterscheidet hierbei zwischen zwei Handlungsmustern: *Routinisierung*

und *Pragmatik*. Während Routine „das Vertrauen auf die Fortdauer des Gewohnten“ (ebd., S. 59) beschreibt, ist Pragmatik durch einen Verzicht auf Planung und eine Orientierung an situativen Gelegenheiten gekennzeichnet (ebd. S. 61 f.). Mit dem Ausdruck des *Alphabets der Alltäglichkeit* bezeichnet Thiersch die Vielgestaltigkeit der Momente der Alltäglichkeit in ihrem Zusammenhang, ihrer wechselseitigen Bedingtheit, ihrem Ineinandergreifen und Überlappen (ebd., S. 52). Alltag sei das Nichthinterfragte, in dem das Leben verläuft. Aus genau diesem Grund sei Alltag aber auch Verkennung, Verblendung und Täuschung, weil er sich „mit vordergründigen Lösungen zufrieden gibt und die Schwierigkeiten der Bewältigung im Anspruch des Gelingenderem verstellt und verdrängt“ (Thiersch, 2020, S. 67). So können Routinen das Ausbrechen aus dysfunktionalen Alltagsmustern verhindern (ebd., S. 61). Ebenso ist ein pragmatischer Umgang mit einem nicht-gelingenden Alltag „lähmend, wo Menschen ohne zulängliche materielle Ressourcen nur ein Leben von Moment zu Moment führen können“ (ebd., S. 63).

Im Fokus des Ansatzes stehen alltägliche Bewältigungsaufgaben von Menschen und die Frage nach Faktoren, die einen gelingenderen Alltag ermöglichen oder behindern. Thiersch (2020, S. 55 f.) hebt hervor, dass erfahrener Raum und erfahrene Zeit als Bezugspunkte für die Alltagsbewältigung betrachtet werden müssen. Darüber hinaus gelte es, den Blick auf Ressourcen und Konflikte in sozialen Beziehungen zu richten. Wie unsere Fallbeispiele zeigen, sind die befragten Haushalte in ihren Raum- und Zeiterfahrungen stark begrenzt. In räumlicher Hinsicht bezieht sich das z. B. auf fehlende Mobilitätsressourcen, finanzielle Einschränkungen bei der Wahl der Wohnbedingungen sowie auf moralische Verpflichtungen gegenüber den anderen Personen im Haushalt, die es erschweren, sich aus dem Haushaltskontext zu lösen. In zeitlicher Hinsicht ist der Alltag der Befragten wiederum durch eine fehlende Kontrollierbarkeit gekennzeichnet, wenn z. B. die Anforderungen durch die Erwerbsarbeit einer Planbarkeit des Alltags entgegenwirken. Wie die Beispiele zeigen, können die Befragten dabei auf Ressourcen aus dem Haushalt zurückgreifen, bleiben aber überwiegend darauf begrenzt, während Ressourcen außerhalb des Haushalts kaum vorhanden sind. Das erzeugt eine Abhängigkeit zwischen den Mitgliedern des Haushalts, der als eine Art Schicksalsgemeinschaft erscheint. In den Bewältigungsstrategien der Familien Blume und Hüter zeigen sich sowohl Muster der Routinisierung als auch des Pragmatismus im Umgang mit dieser Situation, wobei v. a. der Pragmatismus der unmittelbaren Erledigung von Bewältigungsaufgaben im Mittelpunkt des Alltagshandelns steht.

Gleichwohl gilt es, diese alltäglichen Bewältigungsleistungen nicht ausschließlich aus der Perspektive des Scheiterns zu betrachten, sondern die eigensinnigen Deutungen und Umgangsweisen im Umgang mit einem prekären Alltag wahrzunehmen und anzuerkennen (vgl. Bitzan et al., 2006, S. 257; Thiersch, 2018, S. 19). Für die Frage nach Handlungsfähigkeit im Kontext prekärer Erwerbs- und Haushaltslagen kommt dem Begriff des *Eigensinns* aus unserer Sicht eine wichtige Bedeutung zu.

Lüdtke (1993; 2022) hat ein alltagsgeschichtliches Konzept von Eigensinn formuliert. Mit dem Begriff des Eigensinns werden Versuche von Menschen beschrieben, unter fremdbestimmten Handlungsbedingungen die eigene Handlungsfähigkeit zu behaupten. Da die Wiederherstellung der eigenen Handlungsfähigkeit in fremdbestimmten Kontexten in der Regel durch und mit anderen geschieht, bezeichnet Lüdtke (2022, S. 26) das Phänomen des Eigensinns als ein ‚Bei-sich-selbst-Sein‘ und ein ‚Mit-anderen-Sein‘.

Mit diesem Verständnis von Eigensinn lässt sich erklären, dass Menschen die Erfahrung eines nicht-gelingenden Alltags nicht passiv erleiden, sondern danach streben, innerhalb ihrer jeweiligen Alltagskonstruktion handlungsfähig zu bleiben. Das Handeln der beiden genannten Familien lässt sich als eigensinnige Bewältigung der Restriktionen eines prekären, fremdbestimmten Alltags deuten, als Versuch der Wiederherstellung von Handlungsfähigkeit, die durch den Haushaltskontext ermöglicht und zugleich erschwert wird.

5. Diskussion und Fazit: Prekäre Alltagsführung und Eigensinn

Vor dem Hintergrund der Zusammenschau der übereinandergelegten disziplinären Folien möchten wir im Folgenden eine interdisziplinäre Perspektive vorschlagen, aus der sich sowohl Handlungsaufforderungen für die Soziale Arbeit als auch neue Impulse für die soziologische Prekaritätsdebatte gewinnen lassen.

5.1 Praktische Kritik und kritische Praxis: Prekarität kritisieren und bearbeiten

Auf der Grundlage unserer Analyse wird einerseits die soziologische Prekaritätsdebatte um eine bislang fehlende alltagstheoretische Perspektive er-

weitert. Andererseits wird damit eine veränderte Perspektive der Sozialen Arbeit auf das Phänomen der Prekarität vorgeschlagen. Denn im Unterschied zu Armut ist Prekarität als Lebenslage von einer Gleichzeitigkeit des Drinnen- und Draußen-Seins geprägt. Diese Erkenntnisse sind dabei insofern ‚praktisch‘, als sie die Soziale Arbeit herausfordern, ihr Mandat kritisch zu hinterfragen: Die massenhafte Verelendung der lohnabhängig arbeitenden Bevölkerung zur Zeit der Industrialisierung bildete den historischen Ausgangspunkt für die Entstehung der Sozialen Arbeit. Heute muss die Soziale Arbeit neue Antworten darauf finden, welche Rolle sie dabei spielen kann und will, den ausschussproduzierenden Tendenzen der kapitalistischen Ökonomie einen eigenen professionellen Standpunkt entgegenzusetzen.

Dazu bedarf es des Wissens über die strukturellen sozialen Ungleichheiten, die in den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen angelegt sind. Die Auseinandersetzung mit der soziologischen Debatte um das Phänomen der Prekarität und der Blick auf die verschiedenen Muster prekärer Alltagsführung, die wir in diesem Beitrag herausgearbeitet haben, machen diese Herausforderung deutlich. Ersichtlich wird, dass prekäre Alltagsführung in der Verschränkung kollektiver und individueller Bewältigungsweisen mit den jeweils vorherrschenden strukturellen Verhältnissen und Handlungsbedingungen betrachtet werden muss. Damit ist nicht zuletzt die Forderung nach einer professionellen Haltung verknüpft, die einer individualisierenden Zuschreibung der Ursachen und Zusammenhänge prekärer sozialer Lagen entgegentritt. Adressat:innen müssen dabei „als Wissensquelle für sozialpädagogisches Handeln selbst mitberücksichtigt und somit als Expert*innen ihrer Selbst ernstgenommen werden“ (Sauerwein, 2022, S. 442).

Wenn die Alltagsbewältigung innerhalb prekarisierter Haushaltslagen einbezogen und nachvollzogen wird, wird der Eigensinn der beteiligten Akteur:innen sichtbar. Zugleich wird deutlich, dass zwischen sozialer Lage und Handlungsorientierung keine Kausalverbindung besteht. So sind Handlungen einerseits von prekären gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt. Andererseits entwickeln Menschen in prekären Lebenslagen einen eigensinnigen Umgang mit der Situation, der ihnen unter den gegebenen Bedingungen handlungsermöglichend erscheint. Mit Rahel Jaeggi (2014) ließe sich hier die Einsicht formulieren, dass zwar die Lebensform – verstanden als „Ensemble sozialer Praktiken“ (Jaeggi, 2014, S. 94) – kritisierbar ist, es zugleich aber keine Berechtigung geben kann, ein Urteil über die Adressat:innen zu fällen. In diesem Bewusstsein ergibt sich für professionelles Handeln die Herausforderung und Chance, die eigensinnigen Hand-

lungsmuster bei der Bewältigung prekärer Lebenslagen zu erkennen und anzuerkennen.

Beide Fallbeispiele zeigen dabei, dass für das Ziel, die Handlungsfähigkeit von Menschen in prekären Erwerbs- und Lebenslagen zu stärken, die subjektiven Handlungsorientierungen im Verhältnis zu den vorgefundenen kollektiven Bewältigungspraxen auf Haushaltsebene wahrgenommen werden müssen. Starke gegenseitige Abhängigkeiten und schwelende Konflikte im Alltag sind nicht selten und münden teilweise in Reibungsverluste, die eine zusätzliche Belastung für die Haushaltsangehörigen darstellen. Dennoch stellt die kollektive Bewältigungspraxis, die wir in unserem empirischen Material finden, einen aktiven Umgang der Haushalte mit der unsicheren Situation dar und legt Potenziale zur Kompensation als auch zur Verschärfung unsicherer Erwerbsentwicklungen offen (vgl. Grimm & Kaufhold, 2023). Die strukturell begrenzten Handlungsbedingungen für Menschen in prekären Lebenslagen lösen sich dadurch nicht auf. Hier bedarf es einer unermüdlichen Kritik an den ausschussproduzierenden gesellschaftlichen Verhältnissen und des Einforderns einer Sozialpolitik, die diesen sozialen Problemen nachhaltig entgegenwirkt. Zugleich entbindet dieser grundsätzliche Blick auf das Ganze jedoch nicht von der Frage, wie auch innerhalb dieser Verhältnisse eine gelingendere Alltagsbewältigung für Menschen möglich ist.

5.2 Fazit – Prekarität bekämpfen: Aufgaben der Gestaltung zukünftiger Sozialpolitik

Hilfearrangements für Menschen in prekären Erwerbs- und Lebenslagen sind nötig, denn sie brauchen zuverlässige, vorausschauende Unterstützung. Dabei geht es zum einen darum, Menschen, die sich akut in einer für sie als bedrohlich erscheinenden Lebenslage befinden, bei der Bewältigung des Alltags zu unterstützen. Zum anderen ist darüber hinaus präventives Handeln gefragt, um Menschen in ihrer Handlungsfähigkeit so zu stärken, dass sie zukünftigen Krisen der Alltagsbewältigung besser begegnen können.

Die Probleme, die durch die Anforderungen der heutigen Arbeitswelt an Individuen gestellt werden, sind vielfach dokumentiert (z. B. Sennett, 1998; Ehrenberg, 2015). Nicht nur deshalb kommt es darauf an, auch die Verschränkungen vielfacher Strukturkategorien sozialer Ungleichheiten zu berücksichtigen, die kumuliert wirksam werden und sich begrenzend auf das Alltagshandeln von Menschen auswirken (vgl. Motakef, 2015, S. 78 ff.). Prekarität erzeugt soziale Probleme, die für Menschen eine Befriedigung

ihrer Bedürfnisse erschweren oder verhindern (vgl. Staub-Bernasconi, 2018). Diese Sichtweise verweist darauf, dass die Folgen von Prekarität nicht nur beim Individuum zu sehen sind, sondern dass die Existenz von Prekarität zu einer verunsicherten Gesellschaft führt (vgl. Bourdieu, 1998). Aufgabe von Sozialpolitik wäre es, diese Unsicherheit zu bekämpfen. Dies steht jedoch heute mehr denn je infrage.

Das in Deutschland zum Jahresbeginn 2023 eingeführte Bürgergeld wurde insbesondere von Sozialverbänden bereits im Vorfeld vielfach kritisiert. Vor allem aufgrund von Zugeständnissen an die Oppositionsparteien CDU und CSU wurden wesentliche Neuerungen des ursprünglichen Gesetzesentwurfs gestrichen, wodurch inhaltlich letztlich nicht viel mehr als eine Namensänderung übrigblieb. Die Reduzierung struktureller Probleme der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft auf vermeintliche Probleme individuellen Verhaltens derjenigen, die aus ihr herausfallen oder nur prekär an sie angebunden sind, bleibt erhalten. Die Soziale Arbeit muss sich mit diesen neuen Erscheinungsformen der sozialen Frage auseinandersetzen und dazu Position beziehen. Hierbei erweist sich aus unserer Sicht der Blick auf den prekären Alltag und den darin enthaltenen Eigensinn der Akteur:innen als eine Brücke, die Perspektiven aus der Sozialen Arbeit und der Soziologie miteinander verbindet.

Literatur

- Anhorn, R. (2021). Gesellschaftliche Grundlagen sozialer Ausschließung. Aktualisierende Anmerkungen zur Frage, warum soziale Ausschließung immer noch und mehr denn je Gegenstand einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit sein sollte, in: R. Anhorn & J. Stehr (Hrsg.), *Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit, Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit* (S. 3–190). VS-Springer.
- Aulenbacher, B. & Dammayr, M. (Hrsg.). (2014). *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft*. Beltz Juventa.
- Baethge-Kinsky, V., Bartelheimer, P. & Wagner, A. (2006). Zu den Auswirkungen von Hartz IV auf den Arbeitsmarkt – Fakten und Fragen. *Intervention, Zeitschrift für Ökonomie*, 3(1), 16–33.
- Bartelheimer, P. (2011). Unsichere Erwerbsbeteiligung und Prekarität. *WSI-Mitteilungen*, 8, 386–393.
- Bartelheimer, P., Fromm, S. & Kädtler, J. (Hrsg.). (2012). *Berichterstattung zur sozio-ökonomischen Entwicklung in Deutschland. Teilhabe im Umbruch. Zweiter Bericht*. VS Verlag.
- Betz, J. (2022). Zwischen Marktgläubigkeit und Vergesellschaftung: Wer gestaltet Wohnungspolitik?. *Bürger & Staat. Öffentliche Infrastrukturen. Die politische Gestaltung der vernetzten Gesellschaft*, 72(1), 43–49.

- Birke, P. & Neuhauser, J. (2023). Migration und Prekarität in der Pandemie Empirische Studien aus Deutschland und Österreich. *Arbeit*, 23(1), 3–26.
- Bitzan, M., Bolay, E. & Thiersch, H. (2006). *Die Stimme der Adressanten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Jungen und Mädchen in der Jugendhilfe*. Beltz Juventa.
- Böhnisch, L. (2023). *Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit*. 3. Aufl. Beltz.
- Bohnsack, R. (2021). *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*. Budrich.
- Bourdieu, P. (1998). Prekarität ist überall. In P. Bourdieu (Hrsg.), *Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*. UVK.
- Brinkmann, U., Dörre, K., Röbenack, S., Kraemer, K. & Speidel, F. (2006). *Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse*. Bonn.
- Castel, R. (2000). *Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit*. UVK.
- Castel, R. & Dörre, R. (Hrsg.). (2009). *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Campus.
- Cranford, C. J. & Vosko, L. F. (2006). Conceptualizing Precarious Employment: Mapping Wage Work across Social Location and Occupational Context. In L. F. Vosko (Hrsg.), *Precarious Employment: Understanding Labour Market Insecurity in Canada* (S. 43–66). McGill-Queen's University Press.
- DGB-Index Gute Arbeit (2020). Weiblich, systemrelevant, unterbezahlt. Arbeitsbedingungen in vier frauendominierten Berufsgruppen. *DGB-Index Gute Arbeit Kompakt, 1/Juni 2020*. Berlin.
- Dörre, K. (2018). Prekarität im „Jobwunder-Land“ – was ist neu? In R. Dobischat, A. Elias & A. Rosendahl (Hrsg.), *Das Personal in der Weiterbildung. Im Spannungsfeld von Professionsanspruch und Beschäftigungsrealität* (S. 97–118). Springer VS.
- Dörre, K., Scherschel, K., Booth, M., Haubner, T., Marquardsen, K. & Schierhorn, K. (2013). *Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik*. Campus.
- Ehrenberg, A. (2015). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. 2. Aufl. Campus.
- Goebel, J. & Kottwitz, A. (2017). Unsichere Beschäftigung und Prekarität – im Lebenslauf und im Haushalt. Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hrsg.), *Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Dritter Bericht: Exklusive Teilhabe – ungenutzte Chancen* (S. 489–524). Bertelsmann.
- Grimm, N. (2016). *Statusakrobatik. Biografische Verarbeitungsmuster von Statusinkonsistenzen im Erwerbsverlauf*. UVK.
- Grimm, N. & Kaufhold, I. (2023). Brüchige Beziehungen – konflikthafte Eigentumsarrangements. Verteilungskonflikte in prekären Haushalten. In P. Villa (Hrsg.), *Polarisierte Welten. Verhandlungen des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bielefeld 2022*. Bielefeld.
- Grimm, N. & Vogel, B. (2019). Prekarität als kollektive Herausforderung im Haushaltskontext. Zur Notwendigkeit und Methode kollektiver Erhebungsverfahren. In N. Burzan (Hrsg.), *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018* (S. 1–8). https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2018/issue/view/33 [10.07.2024].

- Grimm, N., Hense, A. & Vogel, B. (2023). How Employment Generates Social Integration: Trends Towards Disintegration and Over-Integration in the Hyper-Work Society. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 75(1), 331–356.
- Grimm, N., Hirsland, A. & Vogel, B. (2013). Die Ausweitung der Zwischenzone. Erwerbsarbeit im Zeichen der neuen Arbeitsmarktpolitik. *Soziale Welt*, 64, 249–268.
- Hübinger, W. (1996). *Prekärer Wohlstand: Neue Befunde zu Armut und sozialer Ungleichheit*. Lambertus.
- Jaeggi, R. (2014). *Kritik von Lebensformen*. 2. Aufl. Suhrkamp.
- Jürgens, K. (2011). Prekäres Leben. *WSI Mitteilungen*, 8, 379–385.
- Keller, B. & Seifert, H. (2013). *Atypische Beschäftigung zwischen Prekarität und Normalität: Entwicklung, Strukturen und Bestimmungsgründe im Überblick*. Edition Sigma.
- Klenner, C., Pfahl, S., Neukirch, S. & Wefler-Poßberg, D. (2011). Prekarisierung im Lebenszusammenhang – Bewegung in den Geschlechterarrangements? *WSI Mitteilungen*, 8, 416–422.
- Kraemer, K. (2008). Prekarität – was ist das? *Arbeit*, 17(2), 77–90.
- Kraemer, K. (2009). Jenseits von Stand und Klasse? In R. Castel & K. Dörre (Hrsg.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts* (S. 241–254). Campus.
- Kronauer, M. (2002). *Exklusion: Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*. Campus.
- Lindblom, C. E. (1959). The Science of “Muddling Through”. *Public Administration Review* 19(2), 79–88.
- Lütke, A. (1993). *Eigen-Sinn: Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*. Ergebnisse.
- Lütke, A. (2022). Lohn, Pausen, Neckereien: Eigensinn und Politik bei Fabrikarbeitern in Deutschland um 1900. In H. Heiland & S. Schaupp (Hrsg.), *Widerstand im Arbeitsprozess: Eine arbeitssoziologische Einführung* (S. 27–52). transcript.
- Ludwig-Mayerhofer, W. (2006). Geldverwaltung und -verteilung in Paarbeziehungen. *Zeitschrift für Sozialreform*, 52(4), 467–491.
- Ludwig-Mayerhofer, W., Behrend, O. & Sondermann, A. (2009). *Auf der Suche nach der verlorenen Arbeit: Arbeitslose und Arbeitsvermittler im neuen Arbeitsmarktregime*. UVK.
- Marquardsen, K. (2011). Eigenverantwortung ohne Selbstbestimmung? Zum Verhältnis von „Autonomie“ und Heteronomie in der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik. *PRO-KLA*, 41(2), 231–251.
- Marquardsen, K. (2012). *Aktivierung und soziale Netzwerke. Die Dynamik sozialer Beziehungen unter dem Druck der Erwerbslosigkeit*. VS.
- Motakef, M. (2015). *Prekarisierung*. Transcript.
- Mückenberger, U. (1985). Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses – Hat das Arbeitsrecht noch Zukunft? *Zeitschrift für Sozialreform*, 31(7), 415–434.
- Rosenthal, G. (2015). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 5., überarbeitete und ergänzte Aufl. Beltz.
- Sauerwein, M. (2022). Wo versteckt sich das Wissen in der Praxis? *Neue Praxis*, 52(5), 430–447.
- Sennett, R. (1998). *Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin Verlag.
- Statistisches Bundesamt (2024). *Erwerbstätigkeit. Kernerwerbstätige in unterschiedlichen Erwerbsformen – Atypische Beschäftigung*. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/>

- Arbeitsmarkt/Erwerbstaetigkeit/Tabellen/atyp-kernerwerb-erwerbsform-zr.html [12.08.2024].
- Staub-Bernasconi, S. (2018). *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Soziale Arbeit auf dem Weg zu kritischer Professionalität*. 2. Aufl. Barbara Budrich.
- Stuth, S., Schels, B., Promberger, M., Jahn, K. & Allmendinger, J. (2018). Prekarität in Deutschland?! Discussion Paper P 2018–004. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2018/p18-004.pdf> [22.09.2024].
- Thiersch, H. (2014). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*. 9. Aufl. Beltz Juventa.
- Thiersch, H. (2018). Verstehen – lebensweltorientiert. In S. Wesenberg, K. Bock & W. Schröer (Hrsg.), *Verstehen. Eine sozialpädagogische Herausforderung* (S. 16–32). Beltz Juventa.
- Thiersch, H. (2020). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited*. Beltz Juventa.
- Vogel, B. (2008). Prekarität und Prekariat – Signalwörter neuer sozialer Ungleichheiten. *APuZ* (33–34), 12–18.
- Vosko, L. F. (Hrsg.). (2006). *Precarious Employment: Understanding Labour Market Insecurity in Canada*. McGill-Queens University Press.
- Wallace, C. (2002). Household Strategies: Their Conceptual Relevance and Analytical Scope in Social Research. *Sociology*, 36(2), 275–292.
- Wimbauer, C. & Motakef, M. (2020). *Prekäre Arbeit, prekäre Liebe. Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse*. Campus.
- WSI-Report (2017). *Aktivierungspolitik und Erwerbsarmut*. WSI Report Nr. 36, Juli 2017. Wirtschafts- und sozialwissenschaftliches Institut (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf.

Laufenberg, Mike (2023). Queere Theorien zur Einführung. 2. Auflage (300 Seiten). Hamburg: Junius Verlag. ISBN: 978-3-96060-329-0

Das von Mike Laufenberg verfasste Werk, mittlerweile in 2. Auflage erschienen im Junius Verlag Hamburg, bietet eine differenzierte und aktuelle Übersicht queerer Theorien. Das Buch hat den Anspruch, die historischen Entwicklungen dieser Theorien nachzuzeichnen und diese differenzierter zu beschreiben als es in den mitunter simplifizierten Darstellungen und öffentlichen Diskursen der Fall ist.

Die Entstehung queerer Theorien wird eng mit den gesellschaftspolitischen Entwicklungen ihrer Zeit verknüpft, dies ist eine wichtige Grundlage für das Verständnis ihrer Bedeutung. So wird zum Beispiel beschrieben, wie sich durch Akteur:innen der studentischen Proteste im Mai 1968 in Frankreich, Anfang der 1970er Jahre neue Lesben- und Schwulenorganisationen (z. B. Front homosexuel d'action révolutionnaire) gebildet haben, die wiederum zur Entwicklung der queerer Theorien einen wichtigen Beitrag leisteten (S. 33). Ebenso sei hier Teresa de Lauretis erwähnt, welche im Jahr 1990 den Begriff Queer Theory vor dem Hintergrund der Aidskrise und den damit verbundenen politischen und gesellschaftlichen Restriktionen gegenüber queeren Menschen einführte (S. 88). Die Ausführungen verdeutlichen, wie Instabilitäten und Spannungen, die bereits in den frühen Jahren der queeren Bewegungen sichtbar wurden, bis in die Gegenwart fortbestehen und sich in unterschiedlichen Kontexten wiederholen. Insbesondere in einer Zeit tiefgreifender sozialer und politischer Transformationen erscheint es von zentraler Bedeutung, die theoretischen Grundlagen und Implikationen queerer Ansätze fundiert zu verstehen, um deren Potenzial für die Analyse und Neugestaltung gesellschaftlicher Strukturen zu erkennen. Darüber hinaus leisten diese Theorien einen essenziellen Beitrag zur theoretischen und praktischen Auseinandersetzung mit der Forderung nach der umfassenden Anerkennung und Durchsetzung der Rechte queerer Personen. Hervorzuheben ist die Darstellung der politischen Bewegungen, die die Entstehung dieser Theorien geprägt haben. Die Verknüpfung von politischen Idealen, sexueller Orientierung und Begehren wird in einer Weise be-

schrieben, die die oft inhärenten Widersprüche und Herausforderungen deutlich macht. Insbesondere die Uneindeutigkeit der Zugehörigkeit vieler queerer Menschen, wird konzis erläutert.

Struktur und Aufbau

Die Struktur des Buches erscheint stringent und ermöglicht auch Einsteiger:innen in die Thematik queerer Theorien einen verständlichen Zugang. Der Aufbau, der historische Entwicklungen und zentrale theoretische Ansätze miteinander verbindet, erleichtert das Verständnis komplexer Zusammenhänge. Der Behandlung der Herkunftslinien im ersten Kapitel folgt die Beschreibung der Etablierung der Queer Theory. Weitere Kapitel widmen sich Themen wie „Queere Normativitätskritik“ oder „Kapitalismus und Neoliberalismus“ welche schließlich zu den Kapiteln führen, die sich unter anderem mit Post-/Kolonialität und Migration im Kontext Queer auseinandersetzen. Die inhaltliche Struktur des Buches erlaubt einen selektiven Zugang zu spezifischen Themenbereichen der queeren Theorien, ohne dabei an Kohärenz oder Verständlichkeit einzubüßen. Die einzelnen Theorien werden miteinander verknüpft und in größere theoretische und historische Zusammenhänge eingebettet. Es gelingt Mike Laufenberg, diese Verbindungen so zu gestalten, dass Argumentationslinien auch unabhängig voneinander nachvollzogen werden können. Dieses modulare Konzept fördert eine eigenständige Auseinandersetzung mit den behandelten Themen und den Zugang zu komplexen theoretischen Ansätzen.

Differenzierte Darstellung zentraler Konzepte

Zentrale Begriffe und Theorien werden umfassend und klar darstellt, wie beispielsweise Michel Foucaults‘ Unterscheidung zwischen souveräner Macht des Gesetzes und „der am lebendigen Körper vollzogenen Macht der Normen“ (S. 70). Die theoretischen Ansätze werden fundiert erläutert, sie sind auch für die Praxis der Sozialen Arbeit relevant, da sie verdeutlichen, wie Machtverhältnisse Körper und Sexualität regulieren.

Konzepte und Begriffe wie *Homonationalismus* werden ausführlich erklärt und durch anschauliche Beispiele in den Kontext heutiger Gesellschaften eingeordnet (S. 222). Queere Theorien können dazu beitragen, die widersprüchliche Einbindung homosexueller Begehren in nationalistische oder neoliberale Narrative zu verstehen. Diese Diskussion zeigt die bestehenden Herausforderungen und Spannungen auf, denen viele queere Men-

schen nach wie vor gegenüberstehen, trotz formaler Gleichstellung, die nur in wenigen Staaten dieser Welt besteht.

Fokus auf das Kapitel „Queer Theorie im Interregnum“

Das Kapitel „Queer Theorie im Interregnum“ wird hier in den Fokus genommen, da es wichtige gegenwärtige gesellschaftspolitische Diskurse und Tendenzen beleuchtet und auf den Punkt bringt. Die Ausführungen verdeutlichen sowohl Gefahren als auch transformative Möglichkeiten, die in der aktuellen sozialen und politischen Landschaft bestehen. Beginnend mit den Christopher-Street-Riots von 1969, bei denen insbesondere schwarze, trans und queere Menschen aus dem Prekariat eine zentrale Rolle spielten, wird der Ursprung queerer Bewegungen als Form des Widerstands gegen tief verwurzelte Ungleichheiten veranschaulicht. Laufenberg zeigt, wie diese Revolten nicht nur sexuelle Repressionen, sondern ein gesamtes System der Unfreiheit und Prekarität herausforderten. Queere Befreiungstheorien sind demnach untrennbar mit politischen und sozialen Kämpfen für strukturelle Veränderungen zu sehen.

Die grundlegenden gesellschaftlichen Verhältnisse seit den 1960er Jahren haben sich zwar verändert, queere und trans Personen sind jedoch weiterhin spezifischen Formen von Marginalisierung ausgesetzt. Es wird argumentiert, dass „wichtige Errungenschaften wie die Entkriminalisierung von gleichgeschlechtlichem Sex sowie das Ende von Zwangssterilisationen und -operationen von trans Personen“ (S. 246) signifikante Fortschritte markieren, doch gingen diese mit erheblichen Kosten einher: Queere und trans Personen sind weiterhin einer Welt ausgesetzt, die ambivalent auf sexuelle und geschlechtliche Non-Konformität reagiert, während sie zugleich in neoliberale Strukturen eingebunden werden, die wenig Raum für echte Befreiung lassen. Angesichts dieser Widersprüche ist es unerlässlich, über bisherige Vorstellungen hinauszudenken, neue Perspektiven für politische und soziale Kämpfe zu entwickeln und sich die Frage zu stellen, was queere Befreiung heutzutage bedeutet.

In Zeiten sozialer Verunsicherung und ökonomischer Prekarität, die mit wachsender politischer Instabilität einhergehen, dienen queere Theorien als analytisches Werkzeug, um die gegenwärtigen Herausforderungen zu verstehen und transformative Möglichkeiten für die Zukunft zu erkunden.

Mike Laufenberg fordert dazu auf, queere Theorien nicht als abgeschlossene akademische Projekte zu betrachten, sondern sie kontinuierlich an die gegenwärtigen Bedingungen anzupassen. Besonders der Begriff des „Interregnums“ zeigt auf, wie die Krise der alten Ordnung Raum für neue, eman-

zipatorische Ansätze bietet, gleichzeitig aber auch Risiken birgt, die zu autoritären und repressiven Entwicklungen führen können. Diese kritische Perspektive ist von zentraler Bedeutung, um die Rolle queerer Theorien in der heutigen Gesellschaft zu analysieren. Die Frage „Was bedeutet queere Befreiung heute?“ durchzieht das Kapitel und fordert auf, bestehende Annahmen zu hinterfragen und neue Wege der sozialen und politischen Veränderung zu denken.

Auch hier ist die Relevanz für Studiengänge der Sozialen Arbeit hervorzuheben, da diese Ausführungen eine wichtige Grundlage bieten, um die Verflechtungen von Sexualität, Geschlecht und sozialen Ungleichheiten zu verstehen. Es wird aufgezeigt, wie historische und aktuelle Machtverhältnisse Körper, Identitäten und Lebensrealitäten prägen.

Die Schilderungen der Christopher-Street-Riots sind dabei nicht nur eine historische Lektion, sondern sie verdeutlichen, dass marginalisierte Gruppen durch kollektive Organisation tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen bewirken können. Mit der „schwarzen Dragqueen Martha Johnson“ und der „Trans Latina Sylvia Rivera“ werden zwei der „zentralen Figuren des Stonewall-Aufstands“ (S. 245) erwähnt, welche bei queeren Events, wie zum Beispiel Gay Pride, kaum Erwähnung zu finden scheinen.

Fazit

Mike Laufenberg hat mit *Queere Theorien zur Einführung* ein Buch vorgelegt, das eine unverzichtbare Lektüre für alle ist, die sich mit queeren Theorien, Gender Studies und sozialen Machtverhältnissen auseinandersetzen möchten. Es verbindet historische Tiefgründigkeit mit theoretischer Klarheit und gesellschaftlicher Relevanz.

Für die Soziale Arbeit bietet dieses Buch zahlreiche Anknüpfungspunkte. Die Analyse von Machtverhältnissen, Normen und politischen Bewegungen bietet eine fundierte Grundlage, um Diversitätskompetenzen im Studium und in der Praxis zu stärken. Darüber hinaus wird durchgehend die Bedeutung politischer Bewegungen und sozialer Veränderungen, die in der Sozialen Arbeit eine wesentliche Rolle spielen, deutlich.

Die umfassende Darstellung zeigt, dass queere Theorien nicht nur akademische Diskurse sind, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Reflexion und Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse leisten können. Der Text regt an, bestehende Normen zu hinterfragen und neue Formen des Zusammenlebens zu denken.

Ob als Einführungswerk oder als Vertiefungslektüre – das vorliegende Werk stellt eine wertvolle Bereicherung für alle dar, die sich mit den vielfäl-

tigen und dynamischen Perspektiven queerer Theorien beschäftigen möchten.

Die Aufnahme dieses Buches in den Theoriekanon der Studiengänge Sozialer Arbeit ist zu empfehlen.

Robert Koglek

Robert Koglek, MA M.Sc., lehrt und forscht am Management Center Innsbruck im Studiengang Soziale Arbeit. Schwerpunkte sind Diversitäts- und Machtsensibilität, antidiskriminierende und antirassistische Ansätze in der Praxis Sozialer Arbeit.

Kontakt: robert.koglek@mci.edu

Lienhart, Christina (2024): Vom Heim nach Hause: Herstellungsleistungen von Familie bei Rückkehrprozessen aus stationären Erziehungshilfen (394 Seiten). Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich. ISBN: 978-3-8474-3051-3, DOI: 10.3224/84743051

Bei der Monografie „Vom Heim nach Hause: Herstellungsleistungen von Familie bei Rückkehrprozessen aus stationären Erziehungshilfen“ handelt es sich um die Dissertationsschrift von Christina Lienhart, die als Printversion und Open Access im Budrich-Verlag erschienen ist. Die Autorin widmet sich darin einer „quantitativ unterschätzte[n] und kaum erforschte[n] Form des Übergangs am Ende der Betreuung“ (S. 19): der Rückkehr von Kindern und Jugendlichen in ihre Herkunftsfamilien. Konkret setzt sich Lienhart mit folgender übergeordneter Forschungsfrage auseinander: *„Wie stellen Familienmitglieder ihre Familie(n) her in Wechselwirkung mit den erlebten Strukturen und Interventionen im Kontext von Rückkehrprozessen aus der Fremdunterbringung?“* (S. 20). Dabei fokussiert sie zwei Unterfragen: 1. die Bewältigung der Rückkehrprozesse durch Familien bzw. Familienmitglieder und der Einfluss von Strukturen und Akteur:innen der Kinder- und Jugendhilfe auf diese Bewältigungsprozesse; 2. die Interdependenzbeziehungen zwischen Familienmitgliedern und professionellen Akteur:innen in Hinblick auf die Herstellung von Familie (vgl. S. 20 u.121).

Aufbau und Inhalt

Die Monografie ist in elf Kapitel gegliedert. In der Einleitung skizziert Lienhart den Kontext ihres Themas und erläutert den Aufbau ihrer Arbeit. Die Kapitel 2 und 3 sind den theoretischen Grundlagen gewidmet. In Kapitel 2 erläutert Lienhart den aktuellen Stand der Diskussion um den Familienbegriff und die Individualisierung und Pluralisierung von Familienformen unter Rückgriff auf Doing Family-Ansätze (vgl. Jurczyk et al., 2014) und den Figurationsansatz nach Elias (2014; 2015). Darauf aufbauend plädiert sie in Kapitel 3 für einen careorientierten Familienbegriff, der „einen unaufgeregten, nicht wertenden Blick auf familiäre Konstellationen in Interdependenzgeflechten“ (S. 41) ermöglichen soll. Dazu geht sie auf das Spannungsfeld von Sorge/Care und Verantwortung ein, das als relationales Konzept gerahmt wird und dem theoretischen Verständnis des Interdependenzgeflechts von Familie und Kinder- und Jugendhilfe dient. Kapitel 4 ist

dem Praxisfeld der stationären Erziehungshilfen gewidmet. Darin erläutert Lienhart, wie Familien im Kontakt mit der Kinder- und Jugendhilfe und im Zuge von Politiken des Kinderschutzes mit De- und Re-Familialisierungsprozessen in Form von Verantwortungsabnahme bzw. Verantwortungszuschreibung konfrontiert werden. Hervorzuheben sind hier die Ausführungen zum Verständnis von Fremdunterbringung als Einbahnstraße oder Ultima Ratio (Kapitel 4.2.2), zu den gegensätzlichen Verständnissen von familienergänzend vs. familienersetzend (Kapitel 4.2.3) und zum unzureichend geklärten Verhältnis von stationären Erziehungshilfen und Familien (Kapitel 4.2.4). In Kapitel 5 ordnet Lienhart die Rückkehr in die Herkunftsfamilie in den Leaving-Care-Diskurs ein und plädiert dafür, die Rückkehr ins Familiensystem „als eine Form des Leaving Care“ (S. 91) zu betrachten. Dabei werden auch die im Fachdiskurs thematisierten Schwierigkeiten mit dem Begriff der Rückkehr aufgezeigt. In Kapitel 6 und 7 werden die rechtlichen Rahmenbedingungen in Österreich und der Forschungsstand dargestellt. Die Kapitel 8 bis 10 sind schließlich der empirischen Arbeit und damit dem Herzstück der Monografie gewidmet. Dafür hat Lienhart in Anlehnung an die Grounded-Theory-Methodologie 14 Interviews mit Familien aus einem Praxisforschungsprojekt (vgl. Lienhart et al., 2018) sekundäranalytisch ausgewertet. Zielgruppe des Forschungsprojekts waren Familien, „bei denen Kinder und Jugendliche zwischen Juli 2011 und Juli 2015 nach mindestens sechs Monaten Fremdunterbringung in unterschiedlichen Fremdunterbringungsarrangements bei SOS-Kinderdorf Österreich in ihre Herkunftsfamilien zurückkehrten und zum Zeitpunkt des Interviews zumindest ein Jahr seit dieser Rückkehr vergangen war“ (S. 128). Die methodologischen Schritte, Entscheidungen und Reflexionen werden in Kapitel 8 dargestellt. Kapitel 9 umfasst vier Fallanalysen, die in Kapitel 10 zu einer fallübergreifenden Synthese verdichtet werden. Mit den in Kapitel 11 formulierten Anregungen für Forschung und Praxis rundet Lienhart ihre Arbeit ab.

Befunde

Aus den Fallanalysen sind die vorgeschlagene Typologie von „Narrativen der Entscheidungen mit gravierenden Übergangseffekten“ (Kapitel 10.1.1) und die Arrangements zentraler Sorgethemen in Interdependenzgeflechten (Kapitel 10.1.3) hervorzuheben.

Bei den Narrativen der Entscheidungen mit gravierenden Übergangseffekten beschreibt Lienhart vier Prototypen, die sich sowohl auf die Ent-

scheidung zur Fremdunterbringung als auch auf die Entscheidung zur Rückkehr in die Herkunftsfamilie beziehen:

- Prototyp 1 „*Fremdbestimmte Fremdunterbringung mit aktiver, hinbewegungsorientierter Entscheidungskurve*“ (S. 295 ff.) basiert auf Narrativen, in denen die Unterbringungsentscheidung als fremdbestimmt, die Rückkehrentscheidung hingegen als gemeinsame Entscheidung von Familie und Fachpersonen dargestellt wird.
- Prototyp 2 „*Abgrenzungs-Hin-Bewegungen bei Übergangentscheidungen unter hohem Druck*“ (S. 297 ff.) beruht auf Narrativen, in denen die Unterbringungsentscheidung zwar als faktisch eigene Entscheidung dargestellt wird, die allerdings unter hohem Außendruck zustande gekommen ist. Im Zusammenhang mit der Rückkehrentscheidung zeigen die Narrative einen hohen Druck aus dem familialen Umfeld.
- Prototyp 3 „*Entscheidungen Minderjähriger bei sorgebezogenen Zugehörigkeiten und Distanzierungen*“ (S. 299 ff.) beruht auf Narrativen von Kindern und Jugendlichen, in denen diese sich als prinzipiell entscheidende, aktiv für sich sorgende Individuen positionieren, die sich aber dennoch ihrer Abhängigkeit von den faktischen Entscheidungen der Erwachsenen bewusst sind.
- Prototyp 4 „*Entscheidungen unter hohem Außendruck und Einordnung eigener Entscheidungsmacht*“ (S. 301 ff.) basiert auf Narrativen, nach denen die Unterbringungsentscheidungen durch hohen Druck der Fachpersonen auf die Familie zustande gekommen sind. Trotz dieses Außendrucks bleibt der Rechtscharakter einer vereinbarten Unterbringung jedoch bestehen, wodurch die Familie im Bewusstsein ihrer eigenen Entscheidungsmacht bei der Rückkehrentscheidung ihrerseits Außendruck auf die Fachpersonen ausüben kann.

In Bezug auf die zentralen Sorgethemen in Interdependenzgeflechten beschreibt Lienhart drei Sorgearrangements im Spannungsfeld von Sorge und Verantwortung: „*Abgegrenzt-kooperatives Sorgearrangement*“ (S. 311 f.), „*Abgegrenzt-konkurrierendes Sorgearrangement*“ (S. 312 f.) und „*Erweitert-kooperatives Sorgearrangement*“ (S. 315 f.). Differenzierungsmerkmale sind hier zum einen, inwieweit die Kinder- und Jugendhilfe über die Sorgeübernahme für die Kinder bzw. Jugendlichen hinaus auch die Sorge- und Belastungsthemen der Familie in den Blick nimmt (abgrenzt vs. erweitert). Zum anderen wird die Ebene der konkurrierenden vs. kooperativen Sorgverantwortung in der Interdependenz von Familie und Kinder- und Jugendhilfe differenziert. Darauf aufbauend entwirft Lienhart ein „Modell

einer kinder- und jugendhilfebezogenen relationalen Sorge-Verantwortungs-Prozessstruktur der Herstellungsleistung von Familie“ (Kapitel 10.2). Dieses zeigt, wie sich Interdependenzgeflechte zwischen Familien und Fachpersonen mit den ihnen jeweils zugrundeliegenden Zeit-Raum-Bezügen der stationären Erziehungshilfe herausbilden und als „Ligaturen der Alltage“ (S. 333) zusammensetzen. Infolge sogenannter „Kipp-Bewegungen“ (S. 333), wenn z. B. Gefahr im Verzug ist und ein Kind notfallmäßig in Obhut genommen werden muss, müssen diese Interdependenzgeflechte neu ausbalanciert werden, damit auch komplizierte und schwer miteinander zu vereinbarende Konstellationen zwischen Familien und Kinder- und Jugendhilfe in Einklang gebracht werden können. In diesen Konstellationen kommt es laut Lienhart entscheidend darauf an, ob die Fremdunterbringung als Ultima Ratio oder als eine von vielen möglichen Formen der Hilfe zur Erziehung angesehen wird (vgl. S. 346).

Fazit

Mit ihrer Dissertation leistet Lienhart einen wichtigen theoretischen und empirischen Beitrag für den deutschsprachigen Fachdiskurs zur Rückkehr in die Herkunftsfamilie nach einer Fremdunterbringung. Ihre Fallanalysen zeigen, wie Familienmitglieder im Kontext von Rückkehrprozessen in Wechselwirkung mit den erlebten Strukturen und Interventionen der Kinder- und Jugendhilfe Familie immer wieder neu herstellen. Sie fordert dazu auf, Rückkehrprozessen in der Forschung mehr Aufmerksamkeit zu widmen und „Übergänge aus der Fremdunterbringung mit dem ‚davor‘ und ‚danach‘ in ihren Bedingungsgefügen differenzierter zu betrachten“ (S. 366). Darüber hinaus regt sie an, über das Verhältnis von Familie und stationärer Erziehungshilfe und mögliche Kooperationsmodelle im Spannungsfeld von Sorge und Verantwortung nachzudenken.

Literatur

- Elias, N. (2014). *Was ist Soziologie?* 12. Aufl. Beltz Juventa.
- Elias, N. (2015). *Die Gesellschaft der Individuen*. 8. Aufl. Suhrkamp.
- Jurczyk, K., Lange, A. & Thiessen, B. (2014). *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Beltz Juventa.
- Lienhart, C., Hofer, B. & Kittl-Satran, H. (2018). „Dass es eine Einrichtung gibt, die Vertrauen hat in die Eltern“. *Rückkehrprozesse von Kindern und Jugendlichen aus der Fremdunterbringung in ihre Familien: Forschungsbericht* (SOS-Kinderdorf: Abteilung Forschung & Entwicklung, Fachbereich Pädagogik & Universität Graz, Eds.). SOS-Kinderdorf-Verlag.

Jana Osswald, M.A., ist Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin im Schwerpunkt Hilfen zur Erziehung am Institut Kinder- und Jugendhilfe, Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz. Sie forscht in der Schweiz unter anderem zur Rückkehr in die Herkunftsfamilie aus Sicht von Jugendlichen.

Kontakt: jana.osswald@fhnw.ch

Kay Biesel, Prof. Dr., ist Co-Institutsleiter am Institut Kinder- und Jugendhilfe, Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind: Fachaufsicht in der Kinder- und Jugendhilfe/Kinderschutz; Fehlerkultur und Qualitätsmanagement; Analyse problematischer und erfolgreicher Kinderschutzverläufe; reflexive Methoden des Fallverstehens, der Abklärung und der Fallberatung; Methoden qualitativer Sozialforschung.

Kontakt: kay.biesel@fhnw.ch

Marina Della Rocca (2024): Beratung von Migrantinnen in Gewaltsituationen. Ethnographie der Frauenhausarbeit in Südtirol (233 Seiten). Opladen: Verlag Barbara Budrich. ISBN: 978-3-8474-3076-6 (Print).

1. Entstehungskontext, Forschungsinteresse und Aufbau des Buches

Die vorliegende Studie ist im Rahmen der Dissertation von Marina Della Rocca an der Freien Universität Bozen entstanden. Ausgangspunkt des Forschungsinteresses ist die Erfahrung der Autorin als Mitglied des Vereins DoRi (Donne Rifugio) und als Mitarbeiterin eines von diesem betriebenen Frauenhauses (Kontaktstelle gegen Gewalt) in Südtirol. Im Rahmen dieser Arbeit erkennt sie, dass die Kontaktstelle Bedarfe von Frauen mit Migrationshintergrund nicht angemessen bearbeiten kann. Als Anthropologin und Feministin legt die Forscherin die Studie als Anthropologie der Institutionen an: sie nimmt eine intersektionale Perspektive auf die Problematik ein und richtet ihren Blick auf die Verflechtung der Phänomene häusliche Gewalt gegen Frauen und Migration. Die Autorin untersucht die Politiken und Praktiken des Südtiroler Hilfssystems zur Unterstützung von Frauen mit Migrationshintergrund, die Gewalt erfahren (haben). Hierzu erforscht sie die Arbeit der Kontaktstelle und der Sozialdienste in ihren Kontexten. Sie analysiert deren (Nicht-)Passung zu Bedarfen der Frauen sowie die Machthierarchien und Mechanismen, die spezifische Vulnerabilitäten von Migrantinnen herstellen und reproduzieren. Zudem rekonstruiert sie Widersprüche zwischen Arbeitsweisen der Fachkräfte und institutionellen Anforderungen, aber auch zwischen ihrem alltäglichen Handeln und ihren eigenen feministischen Prinzipien. Ziel ist es, mit der Studie zur Weiterentwicklung der Frauenhausarbeit beizutragen.

Hierzu legt Marina Della Rocca in der *Einleitung* „Von der Frauenhausarbeit zur ethnografischen Forschung“ ihren empirischen Zugang dar. Im *ersten Kapitel* „Gewalt an Frauen und Migration“ kontextualisiert sie den Forschungsgegenstand und fundiert die intersektionale Perspektive. Im *zweiten Kapitel* stellt sie „Strukturelle Barrieren aus den Erfahrungen von Frauen mit Migrationshintergrund“ dar. Im *dritten Kapitel* „Strukturelle Gewalt in den Aufnahmepraktiken“ analysiert die Autorin die Praktiken der Frauenhausarbeit vor dem Hintergrund des sozialen und politischen Systems. Im *vierten Kapitel* „Mutterrolle und Sozialdienste“ erörtert sie Prakti-

ken des Umgangs mit Mutterschaft von Migrantinnen mit Erfahrungen häuslicher Gewalt im Hilfesystem. Das *fünfte Kapitel* „Agency“ widmet sie Überlebensstrategien und Handlungsfähigkeit der Frauen. Und im sechsten Kapitel „Wege des Empowerments“ fasst sie schließlich einige Ergebnisse zusammen und entwickelt Vorschläge zur Weiterentwicklung der Frauenhausarbeit.

2. Methodisches Vorgehen

Da Marina Della Rocca vor Beginn der Studie bereits eine Feldrolle innehat und vor diesem Hintergrund auch ein konkretes praktisches Gestaltungsinteresse formuliert (s. o.), wählt sie als empirischen Zugang die *engagierte Ethnografie*. Die Arbeit an dieser Positionierung nimmt einen zentralen Stellenwert in der Beschreibung des empirischen Vorgehens ein. Denn dass die Autorin als Aktivistin (im Verein) und ehemalige Mitarbeiterin (in der Kontaktstelle) zur Forscherin wird, führt mehrfach zu wechselseitigen Irritationen und Verunsicherungen. Zwar setzt sie ihr ursprüngliches Vorhaben um, als Nachtdienst zwei Jahre lang wieder Schichten in der Kontaktstelle zu übernehmen und die Fälle von zehn Frauen durch Dokumentationen und acht Interviews zu analysieren. Allerdings ergänzt sie dieses Design im Prozess. Im Ringen um die unterschiedlichen Rollen und um (ein anderes) Vertrauen zwischen Forscherin und Beforschten treten schließlich Vulnerabilitäten der Kontaktstelle selbst im Kontext des Hilfesystems und des politischen Kontexts hervor, die sich krisenhaft zu Befürchtungen zuspitzen. Dies führt zu einem Wendepunkt, der das besondere Potenzial der Studie begründet: Die Beteiligten entwickeln einen kollaborativen Forschungsansatz und gestalten einen gemeinsamen Prozess der Erforschung der (eigenen) Praxis. Mit der Kerngruppe der Mitarbeiterinnen der Kontaktstelle und der Mitglieder des Vereins (DoRi-Forschungsgruppe) finden regelmäßige Gespräche statt. Sukzessive werden so Forschungsergebnisse gemeinsam reflektiert und weiter analysiert. Auch der Schreibprozess durchläuft diesen Prozess. Mit den interviewten Frauen werden entstandene Daten und Wege der Anonymisierung besprochen, Analyseergebnisse sowie die Verwendung ihrer Aussagen im Text diskutiert. Allein die konkreten methodischen Verfahren der Analyse – sowohl der Autorin selbst als auch in den partizipativen Settings – bleiben vage.

3. Erkenntnisse der Studie

Marina Della Rocca – zusammen mit ihren anonymisierten Co-Forscherinnen – expliziert strukturelle Barrieren, die Frauen mit Migrationshintergrund erleben, wenn sie die Situation häuslicher Gewalt verlassen. Zentral sind vielfältige Verwobenheiten der Barrieren, wie beispielsweise Ungewissheiten im Prozess des Sich-Entschließens, die aus der Verflechtung der Migrationserfahrung und der Dynamiken häuslicher Gewalt erwachsen. Gleiches zeigt sich auch für sprachliche, gesetzliche, ökonomische und bürokratische Barrieren, tägliche Rassismus- und Sexismuserfahrungen und Kulturalisierungen häuslicher Gewalt.

Mittels des Habitus-Konzepts geht Marina Della Rocca der Reproduktion struktureller Gewalt in den Praktiken der Mitarbeiterinnen der Kontaktstelle nach. Sie geht dabei von der Prämisse aus, dass Deuten und Handeln der Mitarbeiterinnen immer auch Produkt spezifischer institutioneller Kulturen sind, die situativ reproduziert werden. Von dort aus zeigt sie, dass *trotz* einer solidarischen Haltung und Fähigkeiten des Empowerments dieser Habitus Wege von Migrantinnen behindert. Beispielsweise positionieren die Mitarbeiterinnen ihr Gegenüber als Migrantin und greifen im Hilfsprozess auf Stereotype zurück. Unsichere Falleinschätzungen führen zu Kulturalisierungen. Sprachbarrieren stellen sich als Hürde beim Zugang zu Unterstützungsleistungen der Kontaktstelle dar. Auch zeigt sich, dass die Hilfe zur Entwicklung von Stabilität nicht ausreichend lange bereitgestellt wird. Weiters wirken sozialpolitische Rahmenbedingungen negativ in die Interaktionen hinein. Daraus ergibt sich ein ambivalentes Spannungsfeld der Macht *über* die Frauen und der Macht *für* die Frauen.

Anschließend richtet Marina Della Rocca den Blick darauf, wie der Migrationshintergrund der Frauen zu einer spezifischen Reaktion sozialer Dienste und Einrichtungen auf deren Elternschaft führt. Für die Frauen erscheint ihre Mutterschaft als Schlüsselement im Prozess der Befreiung aus der Situation häuslicher Gewalt. Gleichzeitig schränkt dies ihre Handlungsspielräume ein und führt zu Prozessen sekundärer Viktimisierung. Die gesellschaftliche Konstruktion von Familie als grundlegende soziale Einheit ist mit generellem Misstrauen in die Erziehungsfähigkeit Alleinerziehender verbunden. Migrantinnen sehen sich mit der Anforderung konfrontiert, ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten, und gleichzeitig mit der Erwartung, sich angemessen um ihre Kinder zu kümmern. Sie müssen sich um Besuche beim Vater kümmern, um sich in Sorgerechtsentscheiden gut zu präsentieren, können sich dadurch aber nicht vollumfänglich aus der Gewaltsituation entfernen. Sozialassistent:innen präsentieren sich vermeintlich

als neutral, reproduzieren aber habituell diskriminierende Strukturen. Sie nutzen kaum Handlungsspielräume, die sie als Policy Actors hätten, um diskriminierende und rassifizierende Interventionsmuster zu überwinden.

Zuletzt stehen die Frauen im Mittelpunkt, die Gewalt erlebt haben. Die Verflechtungen zwischen Gewalterfahrung und Migration führen zu einem Bruch in ihrer Biografie, der sie zwingt, ihr *Da-Sein in der Welt* neu zu definieren. Marina Della Rocca beschreibt ihre Agency als Willen, die Situation der Gewalt zu verlassen oder zusammen mit ihren Kindern bestmöglich zu überleben. Nach Strategien, der Gewalt zu entkommen, sind Strategien der Suche nach (neuer) Zugehörigkeit zentral. Mit dieser Perspektive ist der auch aktivistische Anspruch verbunden, Frauen nicht als passive Opfer zu verstehen, sondern als aktive Subjekte, auf Interaktions- wie auf Strukturebene. Marina Della Rocca macht außerdem deutlich, dass durch diese Perspektive der Gap zwischen Deutungen der Frauen und der Mitarbeiterinnen analysiert werden kann, um Advocacy-Praktiken zu überdenken. Sie verweist auch auf die strukturelle Wirkung der Agency der Frauen, wenn diese Dinge anders machen als bisher, und wenn dies zu einer Oppositional Agency der Mitarbeiterinnen gegenüber den Praktiken des Hilfesystems führt.

4. Fazit

Marina Della Rocca zieht selbst den Schluss, dass mit den Forschungsergebnissen Implikationen für die Weiterentwicklung der Frauenhausarbeit auf operativer und strategischer Ebene verbunden sind. Die DoRi-Forschungsgruppe formuliert dazu konkret Vorschläge, wie sich die eigene Arbeit weiterentwickeln lässt – und setzt diese teils schon um. Beispiele sind Strategien der Vermeidung der Reproduktion von Diskriminierungserfahrungen und Kulturalisierungen sowie eine gezieltere Unterstützung bei der Arbeits- und Wohnungssuche. Strukturelle Barrieren sollen dokumentiert und die eigenen Vorstellungen der Mutterrolle reflektiert werden. Zudem wird überlegt, in einen sprachlich-kulturellen Mediationsdienst zu investieren und die Politik des Vereins DoRi intersektional auszurichten.

Die Autorin stellt außerdem das transformative Potenzial einer feministischen engagierten Ethnografie heraus. Hier ist zu betonen, dass dieses Potenzial in der vorliegenden Studie nur entfaltet wird, weil Marina Della Rocca sowohl forschungsethisch ein höchst anspruchsvolles Vorgehen umsetzt als auch im Forschungsprozess methodisch gewissenhaft auf Anforderungen des Feldes und des Forschungsgegenstandes reagiert. Das verlangt ihr und den Co-Forscherinnen einiges ab: einen kontinuierlichen Dialog,

eine permanente Reflexion der eigenen Positionierung sowie die Anerkennung der Perspektiven der anderen. Die Frauen sind so herausgefordert, reflexiv mit eigenen Emotionen umzugehen, eigene Gewissheiten zu hinterfragen, sensibel für Sprech- und Handlungsrountinen zu sein. Auch müssen sie strukturelle Probleme der eigenen Handlungsstrukturen betrachten, die nicht einfach veränderbar sind, eine gemeinsame Sprache sensibel nutzen und weiterentwickeln, und eigene Erkenntnisse für andere Kontexte übersetzen. Kurz: Sie müssen bereit sein, sich auf einen Prozess der transformativen Wissensentwicklung einzulassen, der mit viel Ungewissheit verbunden ist. Beim Lesen der Studie wächst vor diesem Hintergrund ein Staunen, dass das enorme Erkenntnispotenzial – sowohl auf wissenschaftlicher als auch auf praktischer Ebene – gehoben wird.

Ursula Unterkofler

Ursula Unterkofler, Dr.ⁱⁿ, ist Forschungsprofessorin an der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften an der Hochschule München. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung mit den Schwerpunkten Ethnografie und Grounded Theory, Rekonstruktive Soziale Arbeit, Professionalisierungsforschung, empirisch begründete Theoriebildung in der Sozialen Arbeit / Doing Social Work.

Kontakt: ursula.unterkofler@hm.edu

Kurzinfos zu den Autor:innen / *Bio-sketches of authors*

Emma G. Bailey, PhD, Emma was a Professor of Sociology at the Western New Mexico University in the USA for 15 years. For the last five years, she has been a Visiting Professor of Gender Studies at the Universidad Veracruzana in the Center for Gender Studies. Emma lectures and carries out research on gay tourism, queer linguistics, and identity formation in the LGBTIQ+ community.

Contact: baileyeg@gmail.com

ORCID-ID: 0000-0002-5954-3590

Mart Busche, Dr., bekleidet seit 2023 die Professur ‚Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit‘ an der Alice Salomon Hochschule Berlin, Deutschland. Mart Busche lehrt und forscht zu vielfältigen geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen in Bildungskontexten, zu (sexualisierter) Gewalt und Männlichkeiten.

Kontakt: mart.busche@ash-berlin.eu

ORCID-ID: 0000-0002-8724-0474

Mart Busche, Dr., has been a Professor of General Education and Social Work at the Alice Salomon University of Applied Sciences Berlin, Germany, since 2023. Mart Busche teaches and researches diverse gender and sexualised ways of living as well as violence and masculinities in educational contexts.

Contact: mart.busche@ash-berlin.eu

ORCID-ID: 0000-0002-8724-0474

Sannik Ben Dehler war lange Zeit als Sozialarbeiter in der queeren Jugendhilfe tätig und arbeitet nun als wissenschaftlicher Mitarbeiter im BMBF-Forschungsprojekt „Gender 3.0 in der Schule“. Zudem ist er freiberuflich als systemischer Therapeut und Antidiskriminierungstrainer tätig.

Kontakt: sannik.ben.dehler@uni-flensburg.de

Sannik Ben Dehler previously had many years of experience as a social worker in queer youth services and is currently a research associate in the BMBF research project “Gender 3.0 in Schools.” He is also a freelance systemic therapist and anti-discrimination trainer.

Contact: sannik.ben.dehler@uni-flensburg.de

Naemi Eifler, M.A., Sozialarbeiter:in und Social Justice & Diversity Trainer:in und Ausbilder:in am Institut Social Justice & Radical Diversity. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: LSBTIQ+ und Wohnungslosigkeit, Anti-Diskriminierungs-Sensibilisierung.

Kontakt: naemi.eifler@gmx.de

Naemi Eifler, M.A., social worker and social justice & diversity trainer and instructor at the Institute for Social Justice & Radical Diversity. Main areas of work and research: LGBTIQ+ and homelessness, anti-discrimination sensitization.

Contact: naemi.eifler@gmx.de

Natalie Grimm, Dr.ⁱⁿ rer. pol., ist leitende Forscherin am Soziologischen Forschungsinstitut (SOFI) Göttingen und stellv. Sprecherin des Forschungsinstituts Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ) Göttingen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Gesellschaftlicher Zusammenhalt und Transformationsprozesse, Soziale Ungleichheit, Wandel der Arbeitswelt und Prekarisierungsprozesse.

Kontakt: natalie.grimm@sofi.uni-goettingen.de

Natalie Grimm, Dr. rer. pol., is a senior researcher at the Sociological Research Institute Göttingen (SOFI) and deputy speaker of the Research Institute for Social Cohesion (RISC) in Göttingen. Her fields of research are: Social cohesion and transformation processes, social inequality, changes in the working environment and the process of precariousness in society.

Contact: natalie.grimm@sofi.uni-goettingen.de

Jutta Hartmann, Dr.ⁱⁿ, seit 2010 Professorin für Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit an der Alice Salomon Hochschule Berlin, lehrt und forscht an Schnittfeldern von Gender & Queer Studies, kritischer Bildungstheorie und Poststrukturalismus zu Professionalisierung, vielfältigen geschlechtlichen & sexuellen Lebensweisen, Prävention sexualisierter Gewalt.

Kontakt: jutta.hartmann@ash-berlin.eu

ORCID-ID: 0000-0003-2654-0710

Jutta Hartmann, Dr., Professor of General Education and Social Work, at the Alice Salomon University of Applied Sciences Berlin, Germany, since 2010, teaches and researches at the intersection of gender & queer studies, critical educational theory and post-structuralism on professionalisation, diverse gender & sexual ways of living, and the prevention of sexualised violence.

Contact: jutta.hartmann@ash-berlin.eu

ORCID-ID: 0000-0003-2654-0710

Kai Marquardsen, Prof. Dr. phil., ist Soziologe und seit 2018 Professor für das Lehrgebiet „Armut und soziale Ungleichheit im Kontext Sozialer Arbeit“ an der Fachhochschule Kiel. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Armut und soziale Ungleichheit, Arbeitslosigkeit, aktivierende Sozialpolitik, Prekarität, soziale Teilhabe und soziale Gerechtigkeit.

Kontakt: kai.marquardsen@fh-kiel.de

Kai Marquardsen, Prof. Dr. phil., is a sociologist and responsible for the teaching area “Poverty and Social Inequality in the Context of Social Work” at Kiel University of Applied Sciences. His work and research focus is on poverty and social inequality, unemployment, activating social policy, precarity, social participation and social justice.

Contact: kai.marquardsen@fh-kiel.de

Anna-Maria Penetsdorfer, M.A., ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe Sozialpädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Salzburg tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich historischer und kritischer Frauen- und Geschlechterforschung (mit Fokus auf Care und Mutterschaft/„Mütterlichkeit“), Diskurstheorie und -analyse, Disziplingeschichte der akademischen Pädagogik in Salzburg und disziplinärer Grenzbearbeitung.

Kontakt: anna-maria.penetsdorfer@plus.ac.at

Anna-Maria Penetsdorfer, M.A., is a research fellow at the social pedagogy working unit at the Department of Educational Science at the University of Salzburg. Her key research areas include historical and critical women’s and gender studies (with a focus on care and motherhood/‘motherliness’), discourse theory and analysis, disciplinary history of academic pedagogy in Salzburg and disciplinary boundary work.

Contact: anna-maria.penetsdorfer@plus.ac.at

Andreas David Schmidt, M.A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI). Seine Forschungsschwerpunkte sind: Herstellung öffentlicher Güter im Erwerbsarbeitskontext, soziale Ungleichheiten und Prekarisierung von Arbeits- und Lebensverhältnissen.

Kontakt: andreas.david.schmidt@sofi.uni-goettingen.de

Andreas David Schmidt, M.A., is a researcher at the Sociological Research Institute Göttingen (SOFI). His research focuses on the production of public goods in the context of paid work, social inequalities and precariousness of working and living conditions.

Contact: andreas.david.schmidt@sofi.uni-goettingen.de

Claudia Steckelberg, Dr.ⁱⁿ, Professur für Wissenschaft Soziale Arbeit an der Hochschule Neubrandenburg, Deutschland. Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit. Schwerpunkte: Prekäre Lebenslagen, insb. Wohnungslosigkeit, methodisches Handeln, Gender und Queer Studies, Antidiskriminierung, Gemeinwesenarbeit.

Kontakt: steckelberg@hs-nb.de

Claudia Steckelberg, Dr., Professor of Social Work Science at Neubrandenburg University of Applied Sciences, Germany. Chair of the German Society for Social Work. Specialisations: Precarious living situations, in particular homelessness, social work methods, Gender and Queer Studies, anti-discrimination, community work.

Contact: steckelberg@hs-nb.de

Bernabé Librado Zuvirie Vázquez, M.A., Bernabé, a trained pedagogue, finished his master's in gender studies from the Universidad Veracruzana in 2022. Currently, he works as a research assistance and is the lead organiser and facilitator of Dissidents: a space for active-experiential reflection. Additionally, Bernabé is an active participant in the LGBTIQ+ movement in Xalapa and is regularly invited to give workshops and lectures throughout the state of Veracruz.

Contact: si.zuvirie@gmail.com

Yannick Zengler, M.A., ist seit 2021 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozialpädagogik der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Er hat Erziehungswissenschaft, Soziologie und Angewandte Sexualwissenschaft studiert, arbeitet nun als Sexualpädagoge (gsp) und lehrt und forscht zu sexueller Bildung, stationärer Erziehungshilfe und psychoanalytischen Perspektiven auf Sexualität und Pädagogik.

Kontakt: zengler@paedagogik.uni-kiel.de

Yannick Zengler, M.A., has been a research assistant at the Chair of Social Pedagogy at Kiel University since 2021. Having studied educational science, sociology, and applied sexology, he now works as a certified sex education professional (gsp) and teaches and researches sexual education, residential youth care, as well as psychoanalytical perspectives on sexuality and pedagogy.

Contact: zengler@paedagogik.uni-kiel.de

Interaktion – Ein Grundbegriff der Soziologie anschaulich erklärt



**René-König-
Lehrbuchpreis der
Deutschen Gesellschaft
für Soziologie
2024**

Marion Müller
**Einführung in die
Interaktionssoziologie**

Reihe: Grundlagentexte
Soziologie
2024, 277 Seiten
broschiert, € 22,00
ISBN 978-3-7799-7104-7

Interaktion ist der soziologische Fachbegriff für Sozialität, die unter Bedingungen körperlicher Anwesenheit und wechselseitiger Wahrnehmung entsteht. Hier gelten andere Regeln als z.B. bei der Kommunikation zwischen Personen, die weder Zeit noch Raum unmittelbar miteinander teilen. Diese Einführung liefert einen Überblick über zentrale Konzepte zur Beschreibung und Analyse von Face-to-Face-Interaktionen, erläutert die theoretischen Grundlagen der Interaktionsforschung sowie das Verhältnis des Interaktionsbegriffs zu anderen soziologischen Grundbegriffen (Handeln, Kommunikation, Praxis). Darüber hinaus werden begriffliche Weiterentwicklungen und aktuelle Forschungsfelder der Interaktionssoziologie vorgestellt.

Aus dem Inhalt:

- Die Entdeckung der Interaktionsordnung
- Merkmale und Regeln von Face-to-Face Interaktionen
- Theoretische und methodologische Grundlagen der Interaktionssoziologie
- Aktuelle Forschungsfelder der Interaktionssoziologie

 Folgen Sie uns bei Instagram @beltz_juventa

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA



Sektion Klinische Sozialarbeit (Hrsg.)
Silke Birgitta Gahleitner / Julia Gebrande / Karsten Giertz /
Christine Kröger / Dieter Röh / Eva Wunderer

Handbuch Klinische Sozialarbeit

2024, 434 Seiten, Hardcover, € 30,00, ISBN 978-3-7799-7537-3

Das Handbuch führt erstmals die vielfältigen theoretischen, konzeptionellen, ethischen und methodischen Grundlagen der Klinischen Sozialarbeit zusammen. Zentrale Vertreter:innen bereiten den aktuellen Wissensstand verständlich, prägnant und praxisnah auf und geben Wissenschaftler:innen, Praktiker:innen und Studierenden einen fundierten Überblick über Entwicklung, Ausgestaltung und Perspektiven Klinischer Sozialarbeit.



Nkechi Madubuko

Praxishandbuch Empowerment

Rassismuserfahrungen von Kindern und Jugendlichen begegnen

2. überarbeitete und ergänzte Auflage 2024, 239 Seiten
broschiert, € 25,00, ISBN 978-3-7799-7057-6

Nkechi Madubuko analysiert aus der Betroffenenperspektive, welche Haltung, Reflexion und welches Wissen als Fachkraft unabdingbar ist, um Rassismus zu erkennen und Empowerment mitzudenken. Das Besondere: Erstmals stellen Empowerment-Trainer_innen ihre Methoden in geschützten Räumen (Safer Spaces) vor.



Schahrazad Farrokhzad / Birgit Jagusch

Extrem rechte und rassistische Gewalt

Auswirkungen – Handlungs- und Bewältigungsmuster – Konsequenzen

Bildung in der Migrationsgesellschaft

2024, 334 Seiten, broschiert, € 30,00, ISBN 978-3-7799-7778-0

Extrem rechte und rassistische Gewalt ist Teil des Lebens von rassistisch vulnerablen Menschen. Die Auswirkungen auf die Betroffenen und deren Bewältigungsmuster sind noch unzureichend erforscht. Das Buch fokussiert aus den Perspektiven von Betroffenen und von Fachkräften die Formen und Kontexte extrem rechter und rassistischer Gewalt und deren Auswirkungen auf das Alltagsleben.

 Folgen Sie uns bei Instagram @beltz_juventa

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA